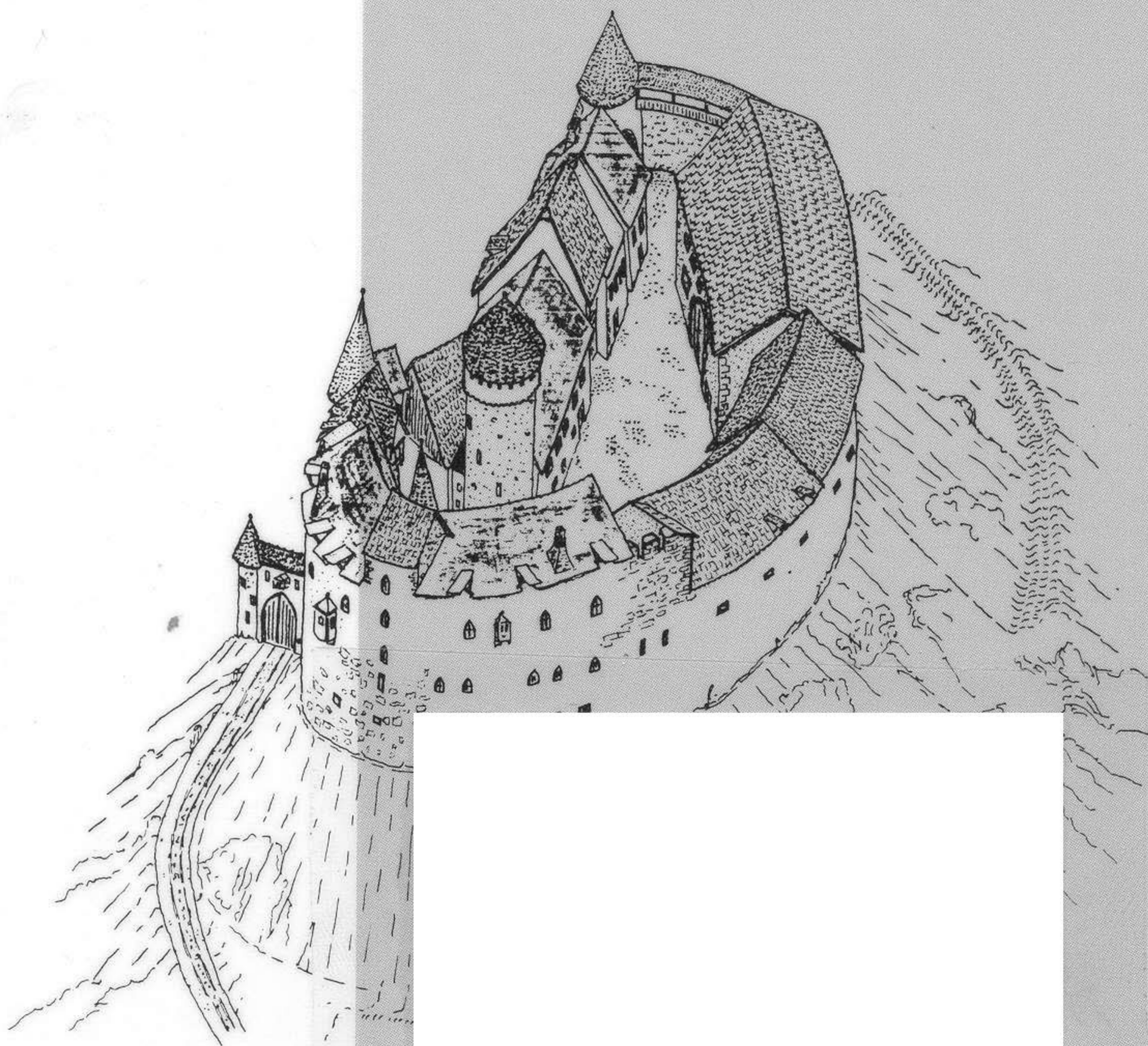


XXII. Ausgabe 1987/1988

# Heimatbuch des Landkreises St. Wendel



Liebenburg 1606 - Vogelperspektive aus Südwest



# Heimatbuch des Landkreises St. Wendel

XXII. Ausgabe 1987/1988

Ein Volksbuch  
für Heimatkunde,  
Naturschutz  
und Denkmalpflege

Herausgegeben  
vom Landrat des Kreises St. Wendel



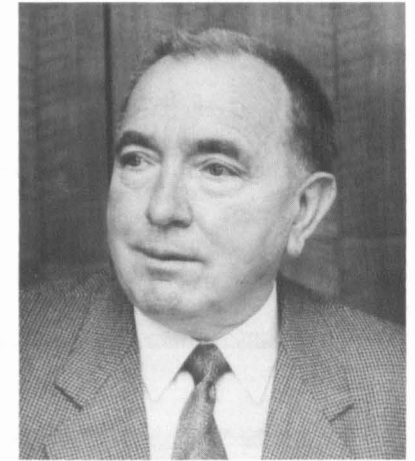
Schriftleitung: Gerhard Weber, Günter Stoll

Redaktionsausschuß: Peter Klein und Schriftleitung

Druck: Krüger Druck + Verlag GmbH, Dillingen/Saar

© Für Form und Inhalt der einzelnen heimatkundlichen Beiträge sind die Verfasser selbst verantwortlich.

Nachdruck und Übersetzung, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet.



## Zum Geleit

Vor vierzig Jahren begann der Landkreis St. Wendel mit der Herausgabe seines Heimatbuches. In diesem Herbst legt er die 22. Ausgabe in Folge vor.

Diese 22 Bände des Heimatbuches des Landkreises St. Wendel, die außer den ersten drei als Zweijahresbände erschienen, spiegeln in Aufmachung und Themenauswahl zunächst die Konzeption des Herausgebers und der Schriftleitung. Der Wechsel in der Schriftleitung vor zehn Jahren, als an die Stelle des alleinigen Schriftleiters zwei neue Schriftleiter traten, denen ein Redaktionsausschuß beigegeben wurde, bedeutete zunächst eine Änderung in Gestalt und Inhalt des Heimatbuches. Darüber hinaus bezeugen die 22 Ausgaben unseres Heimatbuches seit 1948 den Wandel von einem verengten Heimatbegriff zu einem weltoffenen Verständnis von Heimat, das lobenswerte Bemühungen in Heimatkunde, Naturschutz und Denkmalpflege auslöst.

Mit der für einen saarländischen Landkreis einmaligen Buchveröffentlichung, die von der regen Mitarbeit vieler Heimatkundler getragen wird, unterhält unser Landkreis seit vierzig Jahren ein wichtiges Bindeglied zur Kreisbevölkerung.

Möge die neue Ausgabe des Heimatbuches des Landkreises St. Wendel wieder seine treue Leserschaft erfreuen und bereichern und zugleich neue Leser gewinnen.

St. Wendel, im Oktober 1988

A handwritten signature in dark ink, appearing to read 'Waldemar Marner'. The script is cursive and somewhat stylized.

(Dr. Waldemar Marner)  
Landrat



# Inhaltsübersicht

Zum Geleit . . . . .	Waldemar Marnier	5
Verzeichnis der Mitarbeiter und Bildernachweis. . . . .		6
<b>1. Über unseren Heimatkreis . . . . .</b>		<b>9</b>
Die naturkundliche Informationszentrale am Bostalsee. . . . .	Karl Jung	10
Der Historische Sitzungssaal im Landratsamt St. Wendel . . . . .	Karl Jung	13
Dorferneuerung im Landkreis St. Wendel — heute	Klaus Bonaventura	15
Die Jugendhilfe im Landkreis St. Wendel . . . . .	Bernhard Müller	19
Im Sommertraum . . . . .	Erwin Damian	21
Unser Heimatkreis beim ersten Saarlandtag 1988 . . . . .	Ludwin Vogel	22
<b>2. Aus unseren Tagen . . . . .</b>		<b>27</b>
Das Heimatmuseum in Urexweiler. . . . .	Hermann Brill	28
Die Johann-Adams-Mühle in Theley . . . . .	Karl Jung	31
Das Heimatmuseum in Niederlinxweiler. . . . .	Michael Landau	37
Der Malteser-Hilfsdienst im Kreis St. Wendel . . . . .	Bernd Kollmann	42
Das Fernmeldezentrum Tholeyer Berg in St. Wendel	Klaus Müller	51
150 Jahre Evangelischer Kirchenkreis St. Wendel . . . . .	Günter Stoll	62
50 Jahre Ostertalbahn . . . . .	Reimund Benoist	68
Iren auf historischer Spurensuche . . . . .	Manfred Peter	74

<b>3. Aus vergangener Zeit . . . . .</b>		<b>87</b>
Seltene Fossilfunde in Otzenhausen . . . . .	Wilhelm Tholey	88
Tier- und Pflanzennamen in St. Wendeler Mundart	Uwe Krämer	98
Peterkapelle und Grindborn. . . . .	Viktor Heck	102
Die ersten Herren von Nohfelden . . . . .	Roland Schüler	109
Die Oberthaler Rötelkrämer. . . . .	Karl Heinz Klein	111
Die Liebenburg bei Hofeld . . . . .	Alfred Schwan	116
Johann Christian Ludwig Hautt Zweibrücker Baudirektor aus Nohfelden . . . . .	Meinrad Maria Grewenig	127
Französische Besetzung St. Wendels im Dezember 1918 . . . . .	Hermann Sommer †	136
Die Bewirtschaftung des Niederwaldes in früheren Zeiten . . . . .	Viktor Heck	150
Die Entstehung des neuen Marienkrankenhauses am Hirschberg . . . . .	Josef Mailänder	156



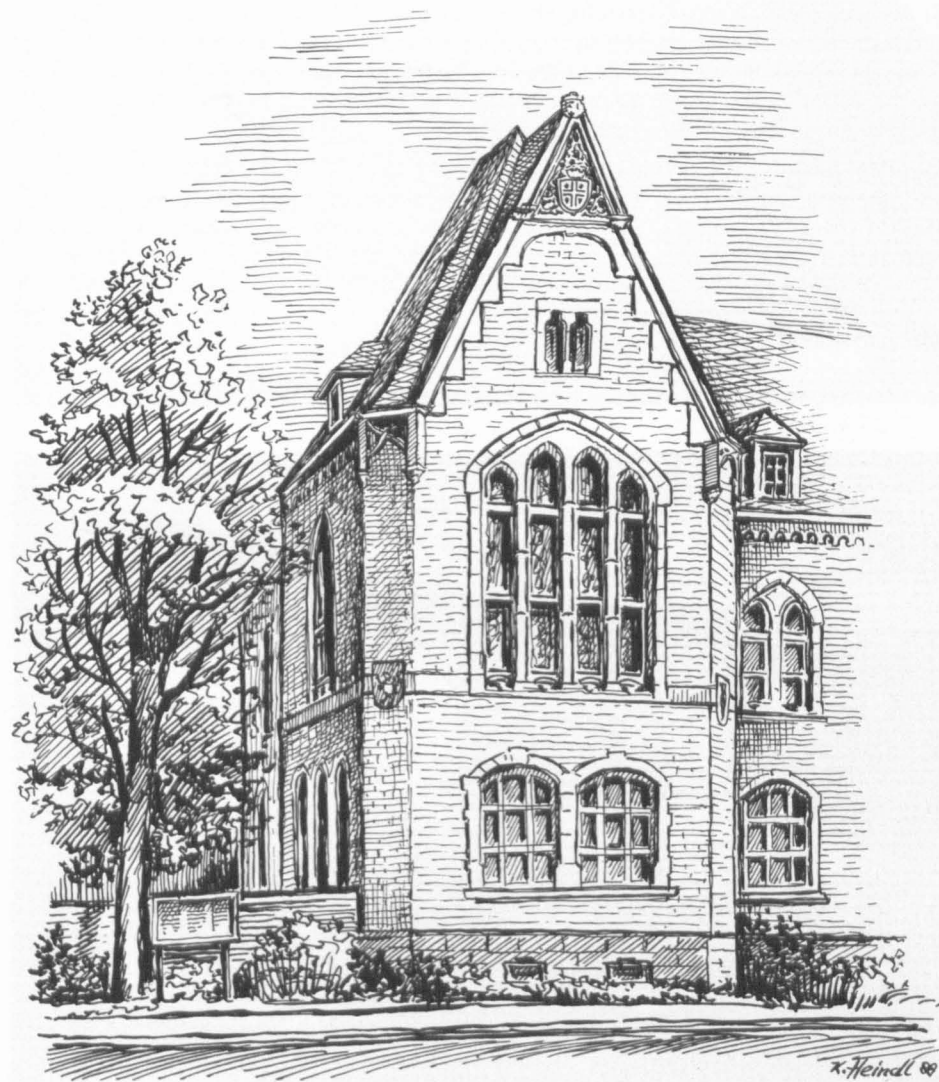
## Verzeichnis der Mitarbeiter am XXII. Heimatbuch des Landkreises St. Wendel:

BENOIST, Reimund, Maschinenbauingenieur, 6690 St. Wendel-Dörrenbach  
BIRKENBACH, Gerhard, Maler und Graphiker, 6690 St. Wendel-Niederlinxweiler  
BONAVENTURA, Klaus, Kreisbaurat, 6650 Homburg-Jägersburg  
BRILL, Hermann, Redakteur i. R., 6694 Marpingen-Urexweiler  
GREWENIG, Meinrad Maria, Dr., Wiss. Assistent am Saarlandmuseum, 6600 Saarbr.  
HECK, VIKTOR, Lehrer i. R., 6697 Nohfelden-Eiweiler  
HEINDL, Karl, Maler und Graphiker, 6690 St. Wendel  
HUNSICKER, Wolfgang, Pressefotograf, 6682 Ottweiler  
JUNG, Karl, Kreisbauamtsrat, 6690 St. Wendel-Bliesen  
KLEIN, Karl Heinz, Drogist, 6692 Oberthal  
KLEIN, Peter, Verwaltungsleiter, 6690 St. Wendel  
KOLLMANN, Bernd, Techn. Angestellter, 6697 Nohfelden-Neunkirchen/Nahe  
KRÄMER, Uwe, Bankkaufmann, 6690 St. Wendel  
LANDAU, Michael, Student, 6690 St. Wendel-Niederlinxweiler  
MAILÄNDER, Josef, Direktor des Stat. Amtes des Saarlandes, 6688 Illingen  
MARNER, Waldemar, Dr., Landrat, 6692 Oberthal  
MÜLLER, Bernhard, Dipl.-Sozialpädagog, 6791 Breitenbach  
MÜLLER, Klaus, Dipl.-Ing., 6682 Ottweiler-Lautenbach  
PETER, Manfred, Dr., Verwaltungsjurist, Luxemburg  
SCHÜLER, Roland, Apotheker i. R., 6697 Nohfelden  
SCHWAN, Alfred, Redakteur i. R., 6650 Homburg  
SIKORSKI, Heinz, Bautechniker, 6688 Illingen  
SOMMER, Hermann †, Dr., Landrat des Kreises St. Wendel 1917–1919  
STOLL, Günter, Realschuldirektor, 6690 St. Wendel  
THIRY, Wolfgang, Pressefotograf, 6695 Tholey  
THOLEY, Wilhelm, Vermessungsamtsrat, 6698 Namborn-Hofeld  
VOGEL, Ludwin, Kreisangestellter, 6690 St. Wendel  
WEBER, Gerhard, Studienrat, Dipl.-Pädagoge, 6690 St. Wendel

## Bildernachweis

Anke Benoist: S. 72 u., 73; Gerhard Birkenbach: S. 27; Hermann Brill: S. 29, 30; Ev. Kirchenkreis: S. 63, 65; Foto Feuchtnet: S. 67; Meinrad M. Grewenig: S. 134; Axel C. Groß: S. 106; P. Hauptenthal: S. 155; Viktor Heck: S. 102, 103, 105, 107, 108; Karl Heindl: S. 9, 86, 97, 172; Wolfgang Hunsicker: S. 44, 46 u., 66; A. Jung: S. 154 u.; Karl Jung: S. 14, 30, 34, 36; Karl-Heinz Klein: S. 87, 111, 112, 115; Bernd Kollmann: S. 43, 46 o., 48, 50; Ursula Krewer-Bordbach: S. 70; Kreisbauamt: S. 17, 18; Michael Landau: S. 38, 39, 40, 41; Mittelmoselmuseum Traben-Trarbach: S. 128, 130, 132, 133; Klaus Müller: S. 51, 54, 56; Walter Ruster: S. 69, 71, 72 o.; Heinz Sikorski: S. 117, 123, 124; Wolfgang Thiry: S. 10, 11, 23, 25, 26, 80, 82, 113, 114, 168, 170; Wilhelm Tholey: S. 89, 90, 92, 96; A. Wiesen: S. 152, 153, 154 o.; Dieter Zerfaß: S. 104.

## 1 Über unseren Heimatkreis



Nordflügel des Altbaues des Landratsamtes an der Mommstraße



# Die naturkundliche Informationszentrale am Bostalsee

Von Karl Jung

Der Bostalsee, als Naherholungszentrum im Naturpark Saar-Hunsrück im nördlichen Saarland gelegen, ist in seinem Aufbau noch nicht abgeschlossen, dies gilt sowohl für Sport- und Freizeitgestaltung als auch für kulturelle Einrichtungen.

Die steigenden Besucherzahlen lassen von Jahr zu Jahr einen stetigen Zuwachs erkennen. Der Landkreis St. Wendel will diese Entwicklung weiter fördern. So faßte der Landkreis St. Wendel, unterstützt durch Privatinitiative, den Entschluß, eine naturkundliche Informationszentrale am Bostalsee einzurichten. Weil keine geeigneten Räumlichkeiten für eine derartige Einrichtung zur Verfügung standen, bot sich eine Erweiterung des Zentralgebäudes am Bostalsee als geeigneter Standort für diese Einrichtung an. Das Kreisbauamt St. Wendel wurde mit der Planung beauftragt.

Das Raumprogramm sah folgende Räumlichkeiten vor:

1 Eingangsbereich mit Foyer, 1 Ausstellungsraum, 1 Versamlungs- und Kommunikationsraum, 1 Labor, 1 Stuhllager, 2 Toiletten, 1 Vorbereitungsraum und 1 Garderobe mit zusammen 290 m<sup>2</sup> Nutzfläche.





Aus Kostengründen konnte jedoch das gesamte Raumprogramm nicht verwirklicht werden und so beschloß der Landkreis, zunächst mit einem I. Bauabschnitt zu beginnen, der einen Eingangsbereich mit Foyer, einen Ausstellungsraum, zwei Toiletten und einen Vorbereitungsraum mit insgesamt 195 m<sup>2</sup> Nutzfläche zum Inhalt hatte. Nach Erteilung aller behördlichen Genehmigungen konnte im Oktober 1984 mit den Bauarbeiten begonnen werden. Sie wurden im Juli 1986 abgeschlossen. Nun begann man, den zweiten Bauabschnitt vorzubereiten, der einen Versammlungs- und Kommunikationsraum, ein Labor, eine Garderobe und ein Stuhllager mit einer Gesamtnutzfläche von 95 m<sup>2</sup> vorsah.

Nach Abschluß der Planungsarbeiten im Spätsommer 1986 wurde im September 1986 mit den Bauarbeiten begonnen. Die Fertigstellung erfolgte im Juli 1987. Der zweite Bauabschnitt wurde durch Umbau eines Gerätetraktes hergerichtet.

Alle Gebäudeteile sind einstöckige, nicht unterkellerte, ebenerdige Anlagen in Massivbauweise. Alle Räume werden durch Fußbodenheizung beheizt. Weil Tageslicht biologischen Präparaten schadet, wurden die Fenster so angeordnet, daß der Ausstellungsraum nur indirektes Tageslicht empfängt. Auch sind für biologische Präparate möglichst konstante Raumtemperaturen gefordert. Hierfür wurden in dem Ausstellungsraum Klimageräte installiert.

Zwischenzeitlich schaffte der Landkreis 25 Glasvitrinen, davon 20 Hochvitrinen und 5 Tischvitrinen, an. Weil dem Landkreis keine naturkundlichen Ausstellungsstücke zur Verfügung standen, war er auf Leihgaben angewiesen. Man knüpfte u. a. Kontakte zu dem Pfalzmuseum für Naturkunde in Bad Dürkheim, dem Saarberg-Museum in Saarbrücken und dem Bund Naturschutz Ostertal. Privatsammler boten naturkundliche Ausstellungsstücke verschiedener Fachrichtungen an. So konnte die Erstaussstellung der naturkundlichen Informationszentrale am 16. 7. 1987 eröffnet werden.

Mit der Eröffnungsausstellung wurden Gegenstände aus der Pflanzen- und Tierwelt und Mineralien unserer Region vorgestellt.

U. a. informiert die Ausstellung über folgende Fachbereiche: Einheimische Groß-Säuger vor über 2000 Jahren; Eulen und Greifvögel; Fische unserer Gewässer; Insekten, Partner nicht Gegner; Unser Wald; Jäger und Gejagte; Von der Alge bis zum Gänseblümchen; Die Pflanzengemeinschaft des Steinkohlenwaldes; Werdegang der Kohle; Kalk, Baustein unseres Lebens; Mineralien unserer Region.

Der Landkreis plant in bestimmten Zeitabschnitten einen Wechsel der ausgestellten Gegenstände vorzunehmen und auch Wanderausstellungen zu beherbergen. Der Versammlungs- und Kommunikationsraum soll u. a. dazu dienen, Wechselausstellungen und Sonderausstellungen aufzunehmen. Auch können hier Seminare, Kurse und Vortragsveranstaltungen stattfinden. Darüberhinaus ist man in der Lage, Videoaufzeichnungen und Filmvorführungen zu zeigen.

Die Außenanlage soll in der Folgezeit gestaltet werden. Sie soll unter naturwissenschaftlich-didaktischen Gesichtspunkten aufgebaut werden. So denkt man z. B. an das Anlegen eines Tümpels, eines Kräutergartens, einer Bienenschauanlage und einer Ameisenschutzanlage.

Mit Beendigung der Saison 1987 konnte festgestellt werden, daß die naturkundliche Ausstellung am Bostalsee einen beachtlichen Interessenkreis gefunden hat. Sie ist erst im Aufbau begriffen und soll eine ständige Einrichtung bleiben. Sie soll dazu beitragen, einer breiten Öffentlichkeit die Tier- und Pflanzenwelt unserer Region näher zu bringen. Hierdurch kommt der Landkreis dem Informationsbedürfnis der Bevölkerung auf diesem Sektor in geeigneter Weise entgegen.

## Der Historische Sitzungssaal im Landratsamt St. Wendel

Von Karl Jung

Das Königlich Preußische Landratsamt St. Wendel wurde in den Jahren 1900–1901 durch den Saarbrücker Architekten Weskalnys unter der Regentschaft der Landräte Armin von Hagen (1885–1900) und Dr. jur. Wilhelm Momm (1900–1906) erbaut.

In der damaligen Alleestraße – heute Mommstraße 23 und 25 – erbaute man zwei Gebäudeteile. Wie um die Jahrhundertwende üblich, hatte man sich hinsichtlich der architektonischen Gestaltung an antike Vorbilder angelehnt und die Gebäude im neugotischen Stil erbaut. Einflüsse des Jugendstils sind ebenfalls erkennbar.

Das Gebäude Mommstraße 25 umfaßt einen zweistöckigen, ganz unterkellerten Gebäudekomplex mit zum Teil ausgebauten Dachmansarden. Es sind Haupt- und Nebeneingang vorhanden und zwei voneinander unabhängige Treppenhäuser. Die Erdgeschoßräume dienen ausschließlich der landrätlichen Verwaltung. Im Obergeschoß befand sich der Sitzungssaal mit den landrätlichen Büroräumen sowie der landrätlichen Wohnung.

Im Jahre 1959 wurde der erste Erweiterungsbau des Landratsamtes vollendet. Er umfaßte drei Bürostockwerke, im vierten Stockwerk wurde die landrätliche Wohnung eingerichtet. Nach dieser Neubaumaßnahme wurde die nun frei werdende landrätliche Wohnung im Altbau teil im Jahre 1960 zu Büroräumen umgebaut. Die Kreisverwaltung, die ständig mehr Raum beanspruchte, machte eine nochmalige bauliche Erweiterung notwendig. Dieser Erweiterungsbau – 1966 fertiggestellt – umfaßte einen großen und kleinen Sitzungssaal mit angrenzenden Büroräumen sowie ein Foyer und einen Kantinenraum im Untergeschoß. Dadurch wurde der Sitzungssaal im alten Gebäudeteil seiner Funktion enthoben.

Man sah zu diesem Zeitpunkt jedoch keinen Anlaß, den alten Sitzungssaal zu Büroräumen umzubauen – nicht zuletzt auch wegen seiner Raumhöhe von 6,80 m. So wurde der alte Sitzungssaal zu verschiedenartigen Zwecken der Kreisverwaltung genutzt, vornehmlich jedoch als Stellraum für Akten. Auch war kurzfristig die Kreiskasse in diesem Raum ausgelagert.

Weil ein weiterer Sitzungssaal für verschiedenartige Anlässe benötigt wurde und auch unter dem Aspekt denkmalpflegerischer Gesichtspunkte, bot sich für die Kreisverwaltung die Gelegenheit, den alten Sitzungssaal wieder in seiner ursprünglichen Form herzurichten.

Das Kreisbauamt wurde mit dieser Aufgabe betraut. Nach längeren planerischen Vorbereitungsarbeiten wurde im Herbst 1986 mit den Sanierungs- und Restaurierungsarbeiten begonnen. Durch Kriegeseinwirkungen waren Teile des Innenausbauens in Mitleidenschaft gezogen worden. Der Innenraum mit den Grundrißmaßen von 7,20 m x 9,20 m und einer lichten Raumhöhe von 6,80 m war noch in seiner Grundform erhalten, mußte jedoch neu geordnet werden.

Der Innenausbau bestand aus drei zweiflügeligen Türen, einer umlaufenden 2,00 m hohen Holzverkleidung im Sockelbereich, einer Kassettendecke mit Putzfeldern, einem Holzfußboden und zwei großen Fenstern. Im Jahre 1985 hatte man bereits neue Holzfenster mit Isolierverglasung eingebaut. Die nach dem Kriege eingesetzten bleiverglasten Buntglasscheiben mit Bildmotiven aus dem Landkreis St. Wendel wurden aus den alten Fensterrahmen entglast, gereinigt und in den Hohlraum der Isolierglasscheiben der neuen Fenster eingebaut. Die Wandverkleidung mit Holzfüllungen im neugotischen Stil wurde teilweise abgenommen, repariert, ergänzt und neu befestigt. An den Holzfüllungstüren ersetzte man nachträglich nicht stilgerecht eingebaute Holzfüllungen durch originalgetreue Nachbildungen.





Historischer Sitzungssaal im Landratsamt St. Wendel.

Da auch die Originaltürdrücker mit Schildern nicht mehr vorhanden waren, wurden – dem Jugendstil entsprechend – originalgetreue Nachbildungen beschafft. Die Kassettendecke mit sichtbaren, leicht profilierten Holzbalken und dazwischenliegenden Putzfeldern wurden freigelegt und ergänzt. Der nach dem Kriege eingebaute Holzfußboden (Kiefer-Langriemen) konnte nicht erhalten bleiben, weil der Unterbau sehr labil war. Der Boden mußte entfernt werden, und man baute einen ca. 65 mm starken armierten Estrich ein, welcher mit 8 mm starkem Eichenparkett belegt und versiegelt wurde. Alle sichtbaren Holzteile an Deckenbalken, Wandverkleidung und Raumtüren wurden von mehrschichtigem altem Anstrich befreit und neu behandelt.

Die gesamte Elektroinstallation wurde erneuert. Brennstellen für Arbeitsleuchten sowie Brennstellen für Kronleuchten und Wandleuchten wurden installiert. Auch schuf man die installationsmäßigen Voraussetzungen für den späteren Einbau einer Beschallungsanlage. Die Wände wurden von alten Tapeten befreit und vorbehandelt. Aus raumakustischen Erwägungen und auch aus gestalterischer Sicht wurden Sie mit Textiltapete verkleidet. Das Landeswappen und das Kreiswappen wurden an entsprechender Stelle angeordnet. An einer Wandfläche brachte man die Photographien aller Landräte, die seit dem Jahre 1835 regierten, an. Der alte Sitzungssaal wurde mit 15 Tischen und 70 Stühlen ausgestattet. Für die Tische hatte man strenge und neuzeitliche Formen zugrundegelegt, die Stühle lassen Jugendstilmerkmale erkennen.

Die Sanierung und Restaurierung des alten Sitzungssaales hatte zum Ziel, den Raum in seiner ursprünglichen Form wieder herzurichten und die Atmosphäre aus der Erbauerzeit wieder lebendig zu machen. Durch geeignete Auswahl und Anordnung der Beleuchtungskörper wurde versucht, das Raumerlebnis zu steigern.

Künftig können hier Sitzungen und Tagungen sowie auch kleinere kulturelle Veranstaltungen stattfinden. Der Historische Sitzungssaal stellt heute ein Schmuckstück im Landratsamt dar.

## Dorferneuerung im Landkreis St. Wendel — heute

Von Klaus Bonaventura

Unsere Dörfer waren in der Vergangenheit durch die Landwirtschaft geprägt. Durch den wirtschaftlichen Strukturwandel in der Bundesrepublik, wobei die Agrarbevölkerung von 75 % auf 5 % zurückging, entstand zwar keine echte Landflucht mit verlassenen Dörfern, aber eine vielschichtige Problematik in den Dörfern. Die starke Abnahme der selbständigen Berufe wie Landwirt, Handwerker und kleine Gewerbetreibende und die Zunahme der abhängig Beschäftigten wie Arbeiter, Angestellte und Beamte, aber auch die gestiegene Mobilität führten zu einer fast vollständigen Trennung von Arbeiten und Wohnen im Dorf. Das Dorf hat sich zum Wohndorf gewandelt. Neubaugebiete verbrauchten innerhalb der letzten Jahrzehnte oft das Mehrfache an Freifläche als die in Jahrhunderten gewachsenen Ortskerne.

Infrastruktureinrichtungen wurden immer großräumiger zusammengefaßt. Die Dörfer wurden quasi geteilt in einen alten und oft vernachlässigten Ortskern und für das Wohnen attraktive Neubaugebiete.

Dies führte zu schwerwiegenden Folgen:

a) baulich - räumlich

Die alten Bauten werden in der Regel der einkommensschwächeren älteren Generation überlassen. Die jungen und die finanziell stärkeren Gruppen wandern in die Neubaugebiete ab. Investitionen im alten Ortskern bleiben in der Regel aus, Bauten verkommen und zerfallen. Die alte Ortslage, die Kernzelle der Gemeinde, ist in ihrer Substanz gefährdet.

b) Sozial

Als Folge der räumlichen Trennung der Orte ergibt sich auch eine soziale Trennung. Im Ortskern bleiben die Alten. Ausländer und sozial Schwächere rücken nach. Außen sammeln sich die einkommensstärkeren Gruppen. Soziale Bindungen schwächen sich ab, die innere Kommunikation ist gefährdet, Entfremdung droht.

c) Kulturell

Das Dorfbild, zu dem ganz wesentlich auch das Dorfleben gehört, löst sich im Laufe der Zeit auf — ein Bereich eigenständiger Kultur geht unter. Orientierungsmerkmale und in der Folge Möglichkeiten der Identifikation gehen verloren.

d) Ökologisch

Die Verlagerung der nahezu gesamten Entwicklung in die Neubaugebiete mit ihren flächenextensiven Formen der Bebauung führt zu einem hohen Flächenverbrauch mit immer kritischer werdenden Eingriffen in die Landschaft und den Naturhaushalt.

e) Ökonomisch

Zu den »sozialen, kulturellen und ökologischen Kosten« der einseitigen Außenentwicklung kommt hinzu, daß die im Ortskern vorhandene Infrastruktur nicht genügend genutzt wird, in den Außenbereichen aber zusätzliche, kostspielige Erschließungs- und Versorgungseinrichtungen geschaffen werden müssen.

Das Bild eines Ortes ist das Ergebnis eines langen Entwicklungsprozesses, der durch eine Vielfalt von historischen, kulturellen, funktionalen und technologischen Faktoren beein-



flußt war. Dieses Ortsbild, das sich im Rahmen der örtlichen und regionalen Bautradition herausgebildet hat, gibt dem Dorf Eigenart und Unverwechselbarkeit, die als wesentliche Voraussetzung für die Identifikation der Bewohner mit ihrem Ort gelten dürfen.

Ortstypische Merkmale wie die Stellung der Häuser zueinander und zur Straße, die Dachform, die Art der Dachdeckung, die Gliederung und das Material der Fassaden wirken am Gesamteindruck mit.

Diese Elemente prägen in ihrer Gesamtheit das Bild einer Ortschaft, machen es unverwechselbar. Sie sind es letztlich, die dem Bewohner das sichere Gefühl geben: das ist mein Ort.

In den Neubaugebieten herrschen diese ortsbildprägenden Elemente nicht mehr vor. Dadurch, daß Baustoffhandel und Baumärkte heute von der Nordsee bis zu den Alpen die gleichen Materialien anbieten, finden sich in allen Neubaugebieten gleichartige Hausformen. Andererseits stehen durch die kaum noch überschaubare Vielfalt an Baumaterialien und die nicht mehr vorhandene regional geprägte traditionelle Bauweise Häuser mit den verschiedensten Bauteilen eng beieinander. Auch die alte Bausubstanz wird durch die Verwendung dieser Materialien bei Instandsetzungs- oder Umbauarbeiten negativ verändert. Abriß alter Gebäude und nicht angepaßte Neubauten verstärken diese Negativentwicklung so sehr, daß man von einem eigenständigen Gepräge bei vielen Dörfern schon nicht mehr reden kann.

Wir nehmen unsere Umgebung als eine Art individuelle geprägte Landkarte auf. Das Gefüge eines Dorfes, sein Verhältnis zur umgebenden Landschaft sowie Merk- und Orientierungspunkte spielen bei diesem Vorgang eine entscheidende Rolle.

Die Grundrisse alter Dorfkerns haben sich im allgemeinen aufgrund topographischer und klimatischer Lagequalitäten in Verbindung mit den Erfordernissen der Landwirtschaft entwickelt. Demgegenüber wird die Anlage heutiger Neubaugebiete vorrangig von erschließungstechnischen Gesichtspunkten bestimmt. Die in der Auseinandersetzung mit Landschaft und Klima gewachsenen Siedlungsstrukturen werden dadurch mehr und mehr vom Einheitsstab der Erschließungspraxis in Neubaugebieten deformiert.

Ganz wichtige Punkte sind dabei die Übergangsbereiche vom Ortskern zu den Neubaugebieten. Sind in diesen Zonen integrierende Elemente wie maßstäbliche Bebauung, gemeinsame Baumerkmale oder auch naturräumliche Gegebenheiten berücksichtigt oder sind die Neubaugebiete beziehungslos angehängt?

Ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt im Zusammenhang mit Orientierung ist auch in der Beziehung einer Ortschaft zur Landschaft zu sehen. Hier kommt es auf die Einordnung des Ortes in die umgebende Landschaft an, auf die Art und Weise wie naturräumliche Gegebenheiten berücksichtigt werden, wie sich an den Ortsrändern, am Ortsein- und Ortsausgang der Übergang von besiedelten und bebauten Flächen zur freien Landschaft vollzieht, wie Bäume oder Bachläufe in die Ortschaft einbezogen werden.

Besondere Bedeutung ist auch den zahlreichen Merkpunkten zuzumessen, die durch ihren einprägsamen Charakter letztlich das tragende Gerüst für alle Orientierungsvorgänge bilden. Das sind z. B. Gebäude wie Kirche, Schule, Gasthof, Bauernhaus, aber auch Elemente wie Brunnen, Bäume, Wegekreuze oder Plätze, die als Merkpunkte ins Auge fallen.

Das bisher Gesagte, obwohl es nur einen Teil der Gesamtproblematik angesprochen hat, macht deutlich, wie wichtig die Entwicklung unserer Dörfer unter dem Aspekt gewandelter Funktionen ist.



Laufbrunnen, Ortsmitte Dörrenbach

Zunächst müssen die alten Ortskerne wieder zur lebendigen Mitte der Dörfer gemacht werden. Ihre besondere Bedeutung für das Zusammenleben in der Gemeinschaft und für das Wohnen muß bewußt gemacht werden. Gleichzeitig muß dem Sog nach außen in die Neubaugebiete entgegengesteuert werden.

Aber auch Neubaugebiete müssen aus dem Zusammenhang vom Ortskern und der Landschaft entwickelt werden, sie müssen örtliche Bautradition aufgreifen, damit auch neue Wohngebiete der Eigenart des alten Dorfes und dem Charakter der Landschaft entsprechen. Das sind Zielvorstellungen. Aber — welche Maßnahmen können da greifen?

Soll dies alles zielgerichtet und aufeinander abgestimmt geschehen, so setzt dies eine qualifizierte Planung im Rahmen einer Sanierung nach Baugesetzbuch (= BauGB) oder im Rahmen eines beim Wirtschaftsministerium seit dem Jahre 1984 existierenden, eigenständigen Dorferneuerungsprogrammes voraus. Läuft in einem Ort die Flurbereinigung, so ist es auch möglich, in dieses Verfahren nicht nur die Außenbereiche, sondern den bebauten Innenbereich mit einzubeziehen und Dorferneuerungsmaßnahmen durchzuführen.

In allen Gemeinden des Kreises St. Wendel sind in einem oder mehreren Gemeindebezirken Sanierungsmaßnahmen nach dem BauGB in Vorbereitung bzw. schon in der Durchführung. Für die übrigen Ortsteile lassen die Gemeinden in jüngster Zeit verstärkt Dorferneuerungspläne erarbeiten, um sicherzustellen, daß künftige Maßnahmen zu einer gesamtheitlichen Lösung der vorhandenen Probleme beitragen.

Unsere Gemeinden sind damit einen wichtigen Schritt vorangekommen, die strukturelle, funktionale und gestalterische Entwicklung der Dörfer auf den richtigen Weg zu bringen. Gleichzeitig schaffen sie sich die Möglichkeit, auch künftig an Landes- und Bundeszu-



schüssen zu partizipieren, da diese immer öfter vom Vorliegen eines Gesamtkonzeptes abhängig gemacht werden.

Wo können verantwortungsbewußte Gemeinderäte und interessierte Bürger bezüglich der Erneuerung des Dorfes oder Hauses sach- und fachgerechte Information bekommen?

1. Zum Thema Dorferneuerung bei
  - dem Institut für Landeskunde, Universität Saarbrücken
  - dem Umweltminister, Referat Städtebau
  - dem Wirtschaftsminister, Referat Obere Flurbereinigungs- und Siedlungsbehörde
  - dem Kreisbauamt St. Wendel
  - privaten Ingenieur- und Planungsbüros
2. Zum Thema Hausinstandsetzung bei
  - dem Staatlichen Konservatoramt
  - der Unteren Denkmalschutzbehörde des Kreises St. Wendel
  - dem Institut für Landeskunde, Universität Saarbrücken
  - dem Wirtschaftsminister, Referat Obere Flurbereinigungs- und Siedlungsbehörde
  - dem Kreisbauamt St. Wendel
  - den freischaffenden Architekten

Bauernhaus mit Vorgarten in Primsweiler



## Die Jugendhilfe im Landkreis St. Wendel

Von Bernhard Müller

Im Landkreis St. Wendel hat sich in den letzten Jahren ein breites Angebot im Rahmen der Jugendhilfe entwickelt. An dieser Entwicklung waren die freien Träger, wie die Jugendverbände, Wohlfahrtsverbände (Arbeiterwohlfahrt, Caritasverband, Diakonisches Werk und Paritätischer Wohlfahrtsverband) sowie die öffentliche Jugendhilfe (Jugendamt) wesentlich beteiligt. Auch in Zukunft wird sich die Jugendhilfe bedarfsorientiert und zielstrebig weiterentwickeln.

Ziel und Aufgabe von Jugendhilfe ist dabei der Abbau von sozialen Ungleichheiten, die Sicherung der allgemeinen Förderung junger Menschen und der Ausgleich besonderer Benachteiligungen durch individuelle Angebote und Leistungen.

Das Jugendwohlfahrtsgesetz gibt bei der Aufgabenzuweisung den freien Trägern einen Vorrang vor den öffentlichen Angeboten (Subsidiaritätsprinzip), dabei hat das Jugendamt die Aufgabe, Maßnahmen anzuregen, zu fördern oder gar selbst zu schaffen.

Die individuellen Angebote der Jugendhilfe sind dem jeweiligen persönlichen Bedarf und dem Entwicklungsstand des Säuglings, Kindes, Jugendlichen oder Heranwachsenden anzupassen. Die individuellen Hilfen sollen stärkend und stützend auf die Entwicklung des jungen Menschen einwirken und den Sozialisationsrahmen der Familie sowie der Lebensfelder Schule, Beruf und Freizeit stärken.

In diesem Rahmen werden von freien und dem öffentlichen Träger/n der Jugendhilfe vielfältige Angebote gemacht.

Im folgenden sollen die Aktivitäten im Rahmen der Jugendhilfe beschrieben werden und ihre jeweiligen Träger aufgeführt werden.

Der Caritasverband für die Region Schaumberg-Blies unterhält in St. Wendel eine psychologische Beratungsstelle, deren Aufgabe es ist, jungen Menschen und Erwachsenen Hilfen bei der Überwindung von Suchtproblemen zu geben. Der Pflegekinderdienst des Caritasverbandes, als Delegationsaufgabe vom Jugendamt übertragen, ist für die Werbung, Vorbereitung und Betreuung von Pflegefamilien verantwortlich.

Neben diesen Diensten bietet der Caritasverband vielfältige Hilfen für Familien — von der Beratung über finanzielle Hilfen bis zur Familienhelferin — an.

Die psychotherapeutische Beratungsstelle der Arbeiterwohlfahrt gibt vielfältige Hilfen für Familien mit Erziehungs- und Partnerproblemen. Daneben unterhält die Arbeiterwohlfahrt eine Schuldnerberatungsstelle, die überschuldeten Familien bei der Überwindung ihrer finanziellen Probleme behilflich ist.

Unter der Bezeichnung Beratungsstelle für Ehe-, Erziehungs- und Lebensfragen unterhält das Bistum Trier eine Beratungsstelle, die Menschen, insbesondere Familien, vielfältige Beratungsangebote macht.

Der Soziale Dienst beim Kreisjugendamt hilft jungen Menschen und Familien in allen Fragen der Erziehung. Familien mit Problemen werden ebenfalls vom Sozialen Dienst des Jugendamtes betreut und beraten.

Ein spezielles Angebot, das immer mehr an Bedeutung zunimmt, wird vom Hospital St. Wendel durch die sozialpädagogische Familienhilfe geboten. Bei dem Hilfeangebot der



sozialpädagogischen Familienhilfe wird in enger Zusammenarbeit mit dem Jugendamt durch den Einsatz von pädagogischen Fachkräften Familien geholfen, die bei der Erziehung ihrer Kinder überfordert sind und diese Probleme allein nicht lösen können. Die Fachkräfte sind dabei regelmäßig in den Familien und helfen beim täglichen Lebensablauf durch direkte Hilfe.

Zu einem selbstverständlichen Angebot der Jugendhilfe haben sich die Kindergärten im Landkreis entwickelt.

Im Landkreis stehen 2.947 Kindergartenplätze zur Verfügung. Damit ist der Bedarf entsprechend der Nachfrage gedeckt. Die 39 Kindergärten des Landkreises sind zu 2/3 in der Trägerschaft von freien Verbänden (wie Kirchengemeinden, Vereinen usw.) und zu 1/3 in der Trägerschaft der Gemeinden. Das Platzangebot gilt im Saarland als vorbildlich.

Die Zahl der Jugendverbände, die im Rahmen der außerschulischen Jugendarbeit tätig sind, ist ausgesprochen vielfältig. Erhebungen vor vier Jahren haben ergeben, daß ca. 600 Vereine und Gruppierungen im Landkreis existieren, die außerhalb von Schule, Beruf und Familie Freizeithilfen für Kinder und Jugendliche anbieten. Stellvertretend für die vielen Verbände sollen nachfolgend nur die großen Gruppierungen genannt werden: Jugendrotkreuz; Kath. Jugend; Ev. Jugend; Gewerkschaftsjugend; Sportjugend; Feuerwehrjugend.

Neben diesen Angeboten, die familienunterstützenden Charakter haben, stehen im Landkreis viele Einrichtungen zur Verfügung, die familienersetzende Aufgaben wahrnehmen.

Die größte Einrichtung mit familienersetzendem Angebot ist das Hospital St. Wendel. Das Hospital St. Wendel wird mit seinem differenzierten Angebot heutigen Aufgaben einer großen Jugendhilfeeinrichtung gerecht.

Das Angebot des Hospitals an Heimplätzen und Diensten ist äußerst vielfältig. Die Heimerziehung des Hospitals versucht, durch Angebote von Tagesgruppen zur Nachmittagsbetreuung von Kindern und Jugendlichen, über die vollstationäre Unterbringung, das Pflegenest mit seinem Familiencharakter und den bereits erwähnten sozialpädagogischen Familienhilfen individuelle Lösungen für junge Menschen zu finden, die nicht mehr oder nur noch teilweise in ihren Familien leben können. Das Angebot des Hospitals St. Wendel wird über die Grenzen des Landkreises hinaus genutzt.

Im Landkreis St. Wendel werden von allen Landkreisen des Saarlandes die meisten Heimplätze zur Verfügung gestellt. Die nachfolgend aufgeführten Einrichtungen zeigen die große Vielfalt:

- Heilpädagogisches Kinderheim Oberthal: eine pädagogisch-therapeutische Einrichtung für Kinder ab etwa 10 Jahren
- Kinder- und Jugendhaus Bierfeld als Kleinstheim mit 8–10 Heimplätzen
- Pflegenest des Sonderpflege e.V. Bottrop als Einrichtung familiennaher Erziehung
- Pflegenest »Die Farm« in Tholey.

Jugendliche Drogenabhängige werden in einer Langzeittherapieeinrichtung des Vereins für »Hilfe für junge Menschen Saar« in Tholey betreut. Bei dieser Einrichtung stehen 25 Therapieplätze zur Verfügung, die überwiegend durch junge Menschen außerhalb des Landkreises belegt werden.

Neben den Einrichtungen, die überwiegend stationären und familienersetzenden Aufgaben gerecht werden, richten 5 Einrichtungen ihr Interesse auf eine sinnvolle Freizeitgestaltung für Jugendliche.

In den Gemeinden Marpingen, den Ortsteilen Marpingen und Urexweiler, Tholey, Ortsteil Sotzweiler und Oberthal, Ortsteil Gronig, stehen bereits seit mehr als 5 Jahren Jugendzentren, die von Jugendlichen in Eigenregie verwaltet werden. Sie ergänzen das Freizeit- und Bildungsangebot in den Gemeinden.

Das »Haus der Jugend« in der Trägerschaft des Landkreises, das als zentrale Einrichtung des Landkreises in der Stadt St. Wendel betrieben wird, deckt den besonderen Bedarf in der Kreisstadt ab. Neben der Teestube, die täglich für Schüler und sonstige Jugendliche geöffnet ist, stehen Räume für Bildungs- und Freizeitaktivitäten von Jugendverbänden, Schülergruppen und sonstigen Interessengruppen zur Verfügung. Die Jugendlichen nutzen die Gelegenheit zum Gespräch über persönliche Probleme mit der hauptamtlichen Fachkraft im »Haus der Jugend.«

Um diese vielfältigen Leistungen sicherstellen zu können, werden vom Landkreis St. Wendel erhebliche finanzielle Mittel aufgebracht.

Die in den letzten Jahren wachsende Zahl von arbeitslosen Jugendlichen hat den Landkreis veranlaßt, auch auf diesem Gebiet verstärkt Maßnahmen anzubieten und freie Träger zu unterstützen.

Um auch in Zukunft ein weitgehend bedarfsgerechtes Angebot an Maßnahmen und Einrichtungen der Jugendhilfe im Landkreis St. Wendel zu erhalten und zu entwickeln, ist das sinnvolle Zusammenwirken freier und öffentlicher Träger notwendig. Nur so lassen sich wirkungsvolle Angebote für junge Menschen und ihre Familien entwickeln und festigen.

## Im Sommertraum

Von Erwin Damian\*)

Im Windgefecht der Gräser  
unter dem Schattenbaum,  
lieg ich als Ährenleser  
in meinem Sommertraum

Am Zaun die bitteren Schlehen  
kühlen der Tage Brand,  
blau legen sich wie Seen  
die Schatten übers Land.

Wann wird der Bann gebrochen,  
in dem mein Wort noch steht?  
Vieles bleibt ungesprochen,  
wenn schon der Sommer geht.

\*)Erwin Damian,  
Jahrgang 1912, stammt aus  
St. Wendel-Hoof und lebt heute  
in Neustadt an der Weinstraße.  
Wie entnehmen dieses Gedicht  
dem Band »Das Regenkind«,  
erschienen im Verlag W. Gräber,  
Neustadt.

## Unser Heimatkreis beim ersten Saarlandtag 1988

Von Ludwin Vogel

Der Saarlandtag vom 27. bis 29. Mai im Saar-Pfalz-Kreis war sicherlich eines der großen und wichtigen Ereignisse des Jahres 1988 im Saarland, zumal dieses Fest zum ersten Mal in diesem großen Rahmen geplant wurde und niemand wußte, wie die Großveranstaltung bei der Bevölkerung angenommen würde. Ungewiß war für die Organisatoren der Öffentlichkeitsabteilung in der Staatskanzlei auch, wie die Hauptbetroffenen, also in erster Linie die gastgebende Stadt St. Ingbert, die Landkreise sowie die Landesverbände und Vereinigungen die Idee des »Festes aller Saarländer« aufgreifen und die Möglichkeiten zur Selbstdarstellung nutzen würden. Heute, nachdem die Auswertung der Erfahrungen beendet ist, steht zumindest soviel fest: Trotz einiger Mängel, wie sie bei jeder Premiere einer vergleichbaren Veranstaltung dieser Größenordnung immer wieder auftreten, hat sich der Aufwand gelohnt. Die gute Resonanz trotz der widrigen Witterungsverhältnisse hat dazu geführt, daß 1990 der zweite Saarlandtag, dann im Landkreis Saarlouis, stattfinden wird. Uneingeschränkt positiv fiel auch die Bilanz des Landkreises St. Wendel aus. Landrat Dr. Waldemar Marnier, der selbst auf einem Einspanner stehend des Festzugsabschnitt des St. Wendeler Landes durch die Straßen der Stadt St. Ingbert zur Überraschung der Zuschauer anführte, stellte fest: »Auf die Gemeinden, die Vereine, Verbände und die Bürger kann man zählen, wenn es darum geht, die Vorzüge unseres Landkreises nach außen darzustellen.«

Die Zufriedenheit und der Stolz des Landrates wiegen um so schwerer, als der finanzielle Rahmen von seiten der Organisatoren auf Landesebene eng gesteckt war und sowohl der Landkreis als auch die Gemeinden in die eigene Tasche greifen mußten, um diese Präsentation überhaupt zu ermöglichen. Die Zuschüsse für die Gruppen und Vereine reichten gerade aus, um die Reisekosten nach St. Ingbert zu decken. Schon deshalb war es erstaunlich, daß sich die Zahl der Mitwirkenden in der sogenannten Aktionszone in der St. Ingberter Rickertstraße am 28. und 29. Mai auf 150 Personen belief und am sonntäglichen Festumzug im Abschnitt des Landkreises St. Wendel etwa 700 Personen mitwirkten. Mehr noch: Verdeutlicht man sich, daß in der Aktionszone insgesamt 14 Stände betreut wurden und der Festzugsabschnitt des Landkreises St. Wendel mit insgesamt 40 Gruppen, davon 15 Motiwagen und fünf Musikkapellen, die zahlenmäßig stärkste Beteiligung aller Landkreise aufwies, so zeugt dies von der Begeisterung, mit der man sich der »großen Sache« widmete. Wenn dann noch aufgrund der Berichterstattung in den Medien und des allgemeinen Lobes seitens der Landesverantwortlichen die »Professionalität« und der »Ideenreichtum« der Darstellung als »vorbildlich« bezeichnet wurden, hat sich der Aufwand tatsächlich gelohnt. Dieses Lob gilt sicherlich den Verantwortlichen beim Landkreis und den Gemeinden; es bezog sich aber ebenso auf die Vereine und Verbände sowie die vielen Einzelpersonen, die für ihre Heimat warben. Ohne ihr Mitwirken im Vorfeld der Mammutveranstaltung und an den beiden Tagen selbst wäre diese Imagepflege nicht denkbar gewesen.

Man hat auch im Landkreis St. Wendel aus den Unvollkommenheiten des ersten Saarlandtages gelernt und wird versuchen, die Gesamtdarstellung noch abzurunden. Wichtig ist jedoch, daß sich die Grundidee bewährt hat, die Präsentation unter dem Motto »Willkommen im St. Wendeler Land« in der Aktionszone und »Wir bieten allerhand im St. Wendeler Land« im Festzug zu stellen. Beide Leitsätze, die deutlich sichtbar für jedermann sowohl an den beiden Zugängen zu der Aktionszone als auch an der Spitze des Festzugsabschnittes zu erkennen waren, dienten gewissermaßen als Leitfaden und Orientierungspunkt für Schaulustige angesichts einer fast unübersichtlichen Informationsvielfalt. Verstärkt und



Der Landrat zwischen Klöpplerinnen und Korbmacher.

abgerundet wurde die Harmonie der Darstellung durch die Einheitlichkeit der Transparente, mit denen die Gemeinden und Organisationen in der Aktionszone schlaglichtartig auf ihre Attraktionen und Besonderheiten hinwiesen. Voraussetzung der Einheitlichkeiten waren der Ideenreichtum und die Disziplin, mit der alle Beteiligten schon ein halbes Jahr vor der Veranstaltung Gedanken entwickelten, die sich nach und nach in zahlreichen Zusammenkünften der Arbeitsgruppen auf Kreisebene zu einem Konzept verdichteten. Der Geist der »kooperativen Kreativität« übertrug sich auf alle Mitwirkenden und förderte das gegenseitige Verständnis. So gesehen war der Saarlandtag nicht nur eine Präsentation der Lebensvielfalt im St. Wendeler Land vor 300.000 Besuchern, sondern führte auch die Gemeinden und Mitwirkenden über den Tag hinaus zusammen. Deutlich erkennbar und erfahrbar war diese Grundstimmung erneut bei dem großen Helfertag am Landratsamt am 8. Juli, womit sich der Landrat bei den 850 Mitwirkenden des Landkreises St. Wendel am Saarlandtag für »die großartige Leistung« bedankte.

Zum Ereignis selbst: Das Geschehen in der Aktionszone war, wie gesagt, geprägt durch die Präsentation des Landkreises und seiner Institutionen und der einzelnen Gemeinden. Die Schwerpunkte der Landkreis-Darstellung lagen beim Freizeitzentrum Bostalsee und dem Kreisverkehrsamt sowie der Kreismusikschule und der Kreisvolkshochschule. Besonders gut angenommen wurden die Ausstellung des »Solar-Mobils« des Technischen Berufsbildungszentrums St. Wendel und die handwerklichen Vorführungen der Volkshochschulgruppen Marpingen (Klöpplern und Malen) sowie Nonweiler (Klöpplern). Das Amt für Wirtschaftsförderung wies auf die Vorzüge des Unternehmensstandortes St. Wendeler Land hin. In Zusammenarbeit mit dem Hospital St. Wendel wurden Aktivitäten der Jugendhilfe und Sozialpflege und mit der Stadt St. Wendel zusammen der Bereich Ökologie vorgeführt. Die Gemeinden Nonweiler (heilklimatischer Kurort, Winter- und Sommersportzentrum),



Tholey (Rund um den Schaumberg), Nohfelden (Gemeinde am Bostalsee) und Freisen (Sehenswertes am Weiselberg) legten die Schwerpunkte auf den Fremdenverkehr. Oberthal (Schau doch mal ins Oberthal) und Namborn (Historisches und Kulturelles am Fuße der Liebenburg) präsentierten sich als Wohn- und Freizeitgemeinden. Marpingen hob die sportlichen Erfolge vieler namhafter Spitzensportler, darunter Segelflugweltmeister Prof. Reichmann, hervor. Die Stadt St. Wendel zeigte unter großem technischen Aufwand in Zusammenarbeit mit vielen Vereinen den hohen Stellenwert, den der Motorrad- und Rallyesport in der Kreisstadt genießt. Unter dem Motto »In St. Wendel tut sich was« wies man auf kulturelle Großveranstaltungen, etwa das Open-Air-Festival, hin. Besonders großer Andrang herrschte dort, wo Aktionen die Informationsstände belebten, etwa bei Freisen (Rechenmacher August Becker und Edelsteinschleifen durch den Mineralienverein Freisen) oder die Vorführung des Seilemachens am Stand der Gemeinde Nohfelden durch Arnold Keßler. Prospektmaterial, Aufkleber und die Ausgabe von Freikarten für Veranstaltungen und Freizeiteinrichtungen rundeten die Darstellung in der Aktionszone ab.

Der Festzugsabschnitt »St. Wendeler Land« bot einen historischen und folkloristischen Querschnitt von der keltischen Frühgeschichte bis in die heutige Zeit. Auf den Motivwagen dominierten die Hinweise auf die landschaftlichen Reize, Kulturdenkmäler und Freizeitattraktionen der Urlaubs- und Freizeitregion St. Wendeler Land. Auflockerndes und unterhaltsames Element in der Zugfolge waren die fünf Musikkapellen, die für Volksfeststimmung am Straßenrand sorgten. Die Fanfarenkapelle des französischen Kürassierregiments in St. Wendel führte den Zugabschnitt an. Die Musikvereine »Harmonie« Oberkirchen, Musikverein »Lyra« Bliesen, Namborn und der Spielmannszug der Freiwilligen Feuerwehr Primstal marschierten jeweils vor den entsprechenden Gemeindengruppen bzw. der Freiwilligen Feuerwehr und dem Malteser Hilfsdienst im Landkreis St. Wendel. Guten Anklang fand die vierzigköpfige Jugendgruppe des Hauses der Jugend, die in entsprechenden Kostümen einen repräsentativen Querschnitt der Bevölkerung darstellte. Direkt danach folgte Landrat Dr. Waldemar Marner, standesgemäß kutschiert in einem historischen Einspänner des Gestüts Remmesweiler. Im Planwagen der Familie Weingärtner saßen singend und frohgelaut die Mitglieder des Wandervereins Oberthal. Schwerpunkte der Freizeit- und Urlaubsmöglichkeiten zeigten die Motivwagen des Freizeitentrums Bostalsee (Wassersport), des Kreisverkehrsamtes (Wandern) und der Kreisvolkshochschule (Steinbildhauersymposium). Sehenswert waren die farbenfrohen Kostüme der Mitglieder der »Volkshochschule Marpingen« und die Vorführungen verschiedener Seniorentanzgruppen.

Nahtlos fügten sich die Gemeinden in dieses Gesamtbild ein, wobei jede Gemeinde unter der Mitwirkung zahlreicher Vereine mindestens einen Motivwagen und eine Fußgruppe stellte. Nonnweiler wies auf einem Motivwagen durch ein Originalseiliftgehänge auf das Freizeitzentrum Petersberg hin. Die nachfolgende Keltengruppe symbolisierte den Ringwall als einmaliges Zeugnis frühester Besiedlung im linksrheinischen Raum. Marpingen folgte mit der Präsentation des Flugsports, wobei das historische Fluggestell von Ernst Hinsberger Aufsehen erregte. Die Gemeinde Tholey wies auf einstige historische Größe durch eine Fußgruppe in römischen Kostümen und die Nachbildung eines römischen Tempels auf dem Motivwagen hin. Attraktion der Gemeinde Nohfelden waren die Nahetalbahn der Arbeitsgemeinschaft Sötern und ein Oldtimer aus den dreißiger Jahren. Die Feudalepoche wurde durch den Besuch des Pfalzgrafen und nachfolgendem Gesinde dargestellt. Der Wanderverein Reitscheid demonstrierte, daß Wandern in der Gemeinde Freisen großgeschrieben wird. In dieses Bild paßte auch die Darstellung der Talbrücke Oberkirchen, deren stillgelegte Bahnstrecke heute in einen Wanderweg umfunktioniert ist. Namborn stellte die Straße der Skulpturen und die Nachbildung der Liebenburg einschließlich zweier Herolde



Festwagen und Fußgruppen aus dem St. Wendeler Land



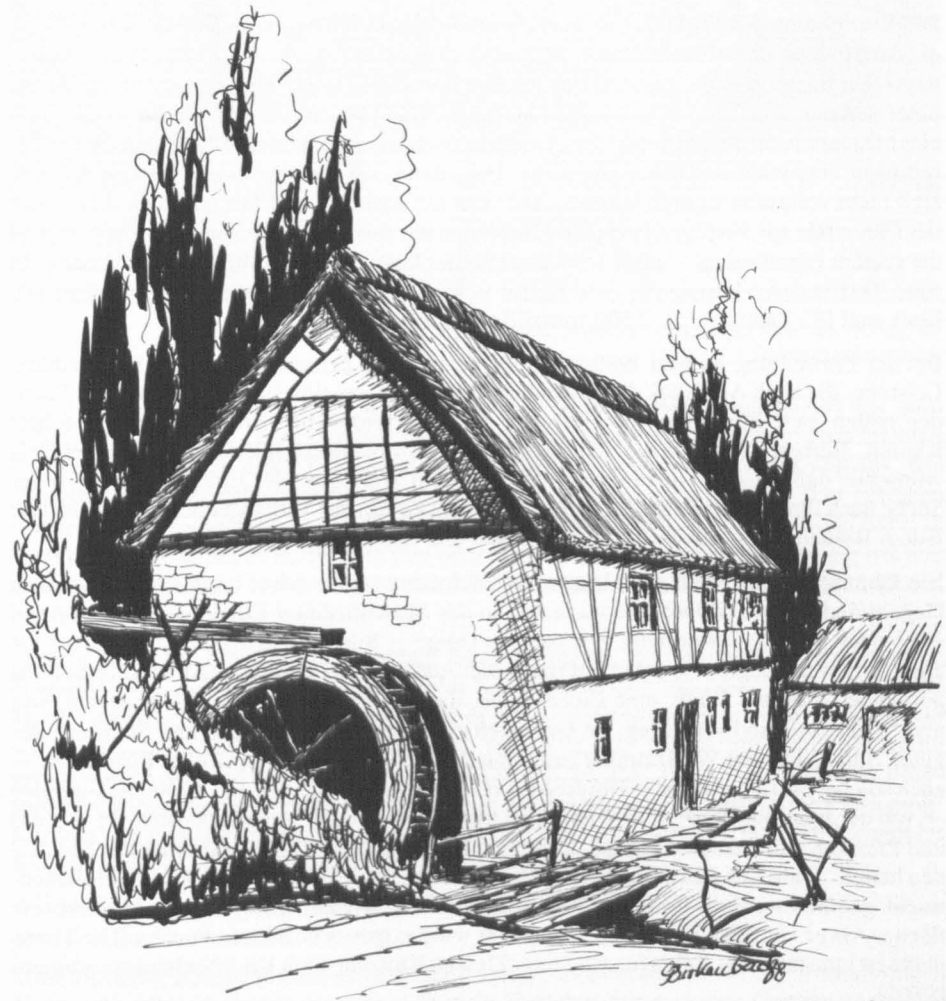
in den Mittelpunkt. Oberthal präsentierte die Rötelkrämer in farbenfrohen Kostümen und zeigte auf dem Motivwagen die Gewinnung des Feldspats als Rohstoff für die keramische Industrie. Die Kreisstadt sprach vor allem die jüngeren Zuschauer durch die Demonstration von Rennmaschinen verschiedenster Art und den bildlichen Hinweis auf die jährliche Open-Air-Großveranstaltung an.

Um keinen Zweifel aufkommen zu lassen: Die Vorbereitung des Saarlandtages forderte alle Beteiligten in hohem Maße. Daß die Präsentation des Landkreises St. Wendel so großen Anklang fand, läßt die vielen Mühen im nachhinein kleiner erscheinen. Wenn darüber hinaus die Vielzahl der ehrenamtlichen Mitwirkenden aus den Vereinen und Verbänden diese Mühen und Anstrengungen sichtlich gerne auf sich nahmen, dann zeigt dieses Engagement, wie Landrat Dr. Waldemar Marner formulierte, »daß zwischenmenschliche Kontakte im Landkreis St. Wendel noch in Ordnung sind und die Menschen sich für eine Sache begeistern lassen, bei der außer Freude und Geselligkeit nicht viel zu verdienen ist«.

Römer und Kelten aus dem St. Wendeler Land



## 2 | Aus unseren Tagen



Johann-Adams-Mühle, renoviert 1984 bis 1988



## Das Heimatmuseum in Urexweiler

Von Hermann Brill

Wie war das denn früher. . . ? Stellt heute ein junger Bürger in Urexweiler die Frage, dann gibt es – wie in den meisten Dörfern – noch genügend ältere Mitbürger, die ausführlich darüber erzählen können. Und seit Mai 1986 ist es auch möglich, zu zeigen, zu demonstrieren, wie das früher war . . . in der Schuhmacher-, Schreiner-, Schmiedewerkstatt und wie die Gebrauchsgegenstände und das Werkzeug der bäuerlichen Familien und Handwerksbetriebe aussahen: im Heimatmuseum lebt die entschwundene Zeit, ist viel von Großvaters Atmosphäre zu verspüren, geben über 400 Einzelstücke Auskunft über Lebensart und Arbeitsweise annodazumal . . .

Die Einrichtung des Museums ist zurückzuführen auf eine heimatkundliche Ausstellung, die der Heimat- und Verkehrsverein 1978 unter dem Motto »Ursprung-Entwicklung-Gegenwart« durchgeführt hatte. Sie fand bei der Bevölkerung so starke Resonanz, daß der Verein unter seinem damaligen Vorsitzenden Hermann Gard beschloß, sich um die Errichtung einer Dauerausstellung in Form eines Heimatmuseums zu bemühen. 1984 waren die Vorbereitungen abgeschlossen. Ein eigenes altes Haus hatte sich nicht gefunden, hätte auch finanziell nicht verkraftet werden können. Aber das Dachgeschoß der Grundschule wurde von der Gemeinde zur Verfügung gestellt. Dort liefen die Ausbaurbeiten an, die – ebenso wie die spätere Einräumung – ohne freiwillige Helfer kaum hätte bewältigt werden können. In rund 100 Einsätzen leisteten etwa 40 Helfer – vor allem Fachleute von den Hobbyclubs DC Bock und FC Zapps – ca. 2 500 freiwillige Arbeitsstunden.

Bei der Einweihung im Mai 1986 lobte der Vorsitzende Erhard König diese beispielhafte Leistung, die auch Ausdruck des gesunden dörflichen Gemeinschaftsgeistes sei. Als Sponser hätten sich Bürgermeister Hermann Neis, Ortsvorsteher Franz Schirra, Siegbert Klemm, Herbert Staub und die Schreinerei Kunz besonders engagiert. Bürgermeister Neis wünschte, daß dieses Heimatmuseum nicht nur ein Treffpunkt der Einheimischen auf der Suche nach ihrer Identität werde, sondern als Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart jedem Besucher vor Augen führe, wie schön und liebenswert die Heimat sei.

Ein Jahr nach der Eröffnung des Urexweiler Heimatmuseums gab es bereits 340 registrierte Gegenstände. Rund 100 weitere warteten, so der Museumsleiter Eduard Rohner im April 1987, noch auf ihre Einordnung. Die meisten Dinge – Bild- und Schriftdokumente, Geräte aller Art, Werkzeuge – wurden aufgrund von Aufrufen des Heimat- und Verkehrsvereins gespendet. Ältestes Stück: eine Eichentruhe, die gut 200 Jahre alt ist. Phantastisch, was alles an altem Handwerkszeug, an Gebrauchsgegenständen aus Küche und Stall, aus der guten Stube, aus den Werkräumen zusammenkam. Geschirr und Bestecke, Bügeleisen – auch solche, die mit glühender Holzkohle gefüllt werden – Kannen und Töpfe, Ackergeräte – von der Egge aus Holz, dem Wiesenbeil bis zu den Pflügen verschiedenster Art – Kuh- und Pferde-Kummets, eine Pumpe, an der ein 200 Jahre alter Feuerwehreimer aus Sackleinen hängt, – um den Eimer wasserdicht zu machen, war das Leinen mit Pech und Bienenwachs getränkt worden. Eines der Prunkstücke ist ein Wohnzimmertisch mit Mosaikoberfläche. Als er vor über 100 Jahren angefertigt wurde, gab es noch kein Furnier. Die Tischplatte ist innerhalb des Rahmens aus lauter kleinen Klötzchen mit Knochenleim zusammengesetzt.

Viel Interesse finden die zahlreichen alten Werkzeuge, von der »Huwwel«- und Schneidbank bis zur Schuhmacher-Nähmaschine, vom »Volksempfänger« bis zu den frühen



Küchenecke mit Holztisch, Alpaca-Besteck, Bügeleisen, Gewürzregal, Kohleofen und vielerlei Gebrauchsgegenständen.

Registrier- und Schreibmaschinen, vom »Schlotterkomp« (Wetzsteinbehälter) bis zum »Pluuskarre«, dem zweirädrigen Kasten, der auf den Vorderpflug aufgelegt zum leichten Kuhwagen wurde. In einer Ecke steht auf hohem Dreifußgestell auch der »Spatz«, das »Speisbittche« (Mörtelbehälter), das früher von den Lehrbuben auf den Bau getragen wurde. Und die »Butsch« ist da, die handbetriebene Milchzentrifuge. Die Holzfässer, in denen der dicke Rahm zu Butter gestoßen oder gedreht wurde, fehlen ebenso wenig wie alte Bestecke, Eßgeschirr, Gewürzregale und Küchenmöbel. Auch Urkunden, Bilder, Orden und Ehrenzeichen sind ausgestellt.

Jüngere Besucher brauchen heute schon ältere Begleiter, um den Sinn vieler Geräte zu begreifen. Was soll sich beispielsweise ein Vierzehnjähriger von heute unter einer zwei Meter langen Schneidbank vorstellen, wie er sie im Museum sieht? Er weiß ja nicht, daß sein Uropa noch Eschen- und Buchenholz trocknete, um daraus mit dem beidhändig gehandhabten Schneidmesser auf der Schneidbank Schaufel-, Beil-, Axtstiele und Leitersprossen selber herzustellen, dort wurden auch die Bohnenstangen gespitzt. Wie das ging? Rittlings saß man auf der Bank, hatte vor sich das Holzstück, das von einer Holzklammer festgehalten wurde, die mit den Füßen bedient werden konnte . . .

Wie findig die Leute damals waren! Solche Feststellung ist oft zu hören, wenn junge Besucher sich die Geräte erklären lassen.

Museumsleiter Eduard Rohner sieht die Zeit voraus, da es ohne schriftliche Erläuterungen nicht mehr geht. »Schon heute wissen ja viele Besucher mit manchen Geräten gar nichts mehr anzufangen. Da aber nicht immer der sachkundige Führer parat steht, werden wir wohl auf Dauer nicht an der schriftlichen Fixierung vorbeikommen.«

Rohner weiß aber auch zu berichten, daß der Begriff »Heimat« in Urexweiler vorbildliche Aktivitäten ausgelöst hat: das Heimatmuseum ist zur Kulturstätte geworden, die vielfältig kündigt von der Heimat und wirbt für die Heimat und dafür Sorge trägt, daß wertvolles heimatliches Gut erhalten bleibt . . .



Schneidebank mit Schneidmessern, dahinter ein »Schlogger« (primitives Fahrrad, auf dem das Fahren gelernt wurde) und eine Drechslerbank mit großem Holzschwungrad.

Kinderwagen (»Scheesewännje«) aus den 20er Jahren.



## Die Johann-Adams-Mühle in Theley

Von Karl Jung

Im Jahre 1589 wurde dem Johannes Adam von Lichtenberg durch Kurfürstlichen Beschluß der Bau einer Mühle bewilligt. So dürfte zu Ende des 16. Jahrhunderts die Johann-Adams-Mühle entstanden sein. Wahrscheinlich durch mehrere Brände zerstört oder beschädigt, könnte das heutige Mühlengebäude aus der Zeit um 1735 stammen. Dendrochronologische Untersuchungen (= baumkundliche Untersuchungen zur Altersbestimmung der Jahresringe) im Jahre 1986 an alten Eichenholzbalken aus dem jetzigen Mühlengebäude haben ergeben, daß die Baumstämme um 1732 gefällt wurden. Mauerreste aus der Erbauerzeit sind noch vorhanden. Einige bauliche Merkmale deuten darauf hin, daß das Mühlengebäude erweitert wurde; eine genaue Rekonstruktion aus der Erbauerzeit läßt sich jedoch nicht nachvollziehen.

Der an das Mühlengebäude angrenzende Kleintierstall und das freistehende Ökonomiegebäude (Stall und Scheune) sind Bauwerke aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

So schreibt Hermann Josef Becker am 24. April 1929 in der Beilage zur St. Wendeler Zeitung:

Die Hans-Adams-Mühle dürfte ganz gewiß den Anspruch darauf erheben, die einzigste Mahlmühle des ganzen Saarlandes zu sein, bei der die Mahlstube noch ganz in die Zeit der mittelalterlichen Mühlen zurückweist. Das ganze Anwesen, die Ökonomiegebäude, Scheune, Stall und Backofen sind wie von altersher noch heute mit Stroh gedeckt. Heute wohnen in der Mühle zwei voneinander unabhängige Müllersfamilien, die sich schon seit Menschengedenken in den Gebrauch der Mühle teilen und zwar dergestalt, daß der Besitz der Mahlstube jeweils von 14 zu 14 Tagen von der Hand des einen in die Hand des anderen Müllers übergeht. Im Herdraum befinden sich ebenso zwei getrennte Feuerstellen mit je einer besonderen Höhle, einer an einer Kette hängenden Vorrichtung, in der die Kessel über der Feuerung hängen. Der Bodenbelag im Flur und im Herdraum besteht aus Sandsteinplatten, während die älteren Wände teilweise aus Lehmgeflecht gefertigt sind.

Das Mahlwerk der Mühle war bis 1934 in Betrieb und steht seit dieser Zeit still. Das ober-schlächlige hölzerne Wasserrad wurde bei einem Bombenangriff im Jahre 1940 teilweise zerstört und zerfiel in den folgenden Jahren ganz. Man baute um 1930 das Mühlengebäude — vornehmlich im Wohngebäudeteil — um. Hierbei wurde die Obergeschoßdecke über den Wohnräumen gänzlich erneuert. Sie wurde um ca. 40 cm angehoben, weil die Raumhöhe bisher nur 2,10 m betrug. Über der Mahlstube blieb jedoch die alte Decke erhalten. Die Dachkonstruktion wurde völlig abgetragen, und es wurde eine neue Dachkonstruktion aufgebaut, welche mit Falzziegeln eingedeckt wurde. Bei diesen Umbauarbeiten wurden auch tragende und nichttragende Fachwerkwände entfernt und an anderer Stelle durch Bimssteinwände ersetzt. Das alte Fachwerk der Vorderfassade wurde bei dieser Umbaumaßnahme weitgehend verändert. Hierbei wurden auch die Fensteröffnungen vergrößert und teilweise an anderer Stelle angeordnet, auch die Fensteröffnungen der Rückfassade wurden bei diesen Umbaumaßnahmen verändert. Es war erkennbar, daß die Gebäuderückwand des Obergeschoßes eine Fachwerkwand war. Sie wurde im Laufe der Jahre durch eine Natursteinwand ersetzt. Der Rauchabzug der offenen Feuerstelle wurde gleichzeitig entfernt. Der hierdurch gewonnene Raum wurde einem Wohnraum zugeordnet. Alle Gebäudeteile des Mühlenanwesens waren bis zu diesem Zeitpunkt mit Stroh gedeckt. Mit dem Mühlengebäude wurden auch der Kleintierstall und das Stall- und Scheunengebäude mit Falzziegeln eingedeckt.



Bis Oktober 1982 war das Mühlengebäude noch bewohnt, und zwar die Wohnstube im Erdgeschoß, ein Teil der Wirtschaftsküche und zwei Räume im Obergeschoß. Der damalige bauliche Zustand machte eine Weiterbewohnung des Anwesens unmöglich.

Da man damals den historischen Wert des Mühlenanwesens erkannte und um es vor weiterem Zerfall zu retten, erwarb die Gemeinde Tholey im Jahre 1983 von den Erben Baab-Atz das gesamte Mühlenanwesen — ausgenommen eines Teiles des Stallgebäudes.

Die Gemeinde Tholey faßte hiernach den Beschluß, das Mühlengebäude zu restaurieren. Sie übertrug dem Kreisbauamt St. Wendel die Leitung der Baumaßnahme. Als im April 1984 mit den Bauarbeiten begonnen wurde, bot sich folgender baulicher Zustand der Gebäude:

Die Dacheindeckung über dem Mühlengebäude war stark beschädigt, so daß es vor allem in die Wohnräume der Gebäuderückseite hineinregnete. Die Decke über dem Wirtschaftsraum im Erdgeschoß war teilweise eingebrochen. Das Fachwerkdreieck der linken Giebelspitze war nicht mehr vorhanden. Die linke Giebelwand des Gebäudes hatte sich von den Längswänden des Gebäudes um ca. 12 cm abgesetzt und drohte einzustürzen. Die Dachkonstruktion und die Obergeschoßdecke über dem Wohnteil waren von Holzschädlingen befallen. Ein Teil der alten Eichenholzdeckenbalken war am Auflager abgefault. Das Fachwerk an der Vorderfront war verputzt. Das Mühlenwerk war größtenteils abgebaut, Mühlenantrieb und Hauptantriebsrad fehlten. Die beiden Mühlsteine waren jedoch noch vorhanden. Sie sind nebeneinander angeordnet und haben Durchmesser von 1,42 m und 0,90 m. Der Mühlenstuhl war noch vollkommen vorhanden. Die Stiele, Streben und Bodenschwellen waren teilweise abgefault. Die Strohlehmfüllungen zwischen den Deckenbalken waren zum Teil herausgefallen. Der Galgen, durch welchen die Mühlsteine angehoben werden konnten, war noch vorhanden. Sonstige Teile der Mühleneinrichtung fehlten. Die Dächer über dem angebauten Keller an der Gebäuderückseite und an dem rechten Anbauteil waren zerfallen.

Die freistehende Kleintierstallung war nur noch ein Trümmerhaufen, das Stall- und Scheunengebäude wurde seit Jahren nicht mehr genutzt. Das Dach war stark reparaturbedürftig, stärkere Risse durchzogen das Außenmauerwerk, die Decke über der Stallung war baufällig.

Bevor im Monat April 1984 mit den Restaurierungsarbeiten begonnen wurde, machte man eine Bestandsaufnahme über alle erhaltenswerten Bauteile. Auch war die statische Sicherung des Anwesens Gegenstand der Untersuchungen. Ziel war es, das Mühlengebäude baulich wieder in den ursprünglichen Zustand zu versetzen und das Mühlengebäude wieder funktionsfähig herzurichten.

Bei Untersuchungen an Zapflöchern alter Holzbalken und an zugemauerten Balkenauflagen im Mauerwerk konnten unter Mitwirkung des Landeskonservators Erkenntnisse über den ursprünglichen Zustand gewonnen werden.

Man begann zunächst die linke Giebelwand des Gebäudes abzutragen und neu aufzubauen. Gleichzeitig wurde das Mauerwerk für das Tosbecken des Wasserrades hochgeführt. Alle um die 30er Jahre erstellten Bimssteinwände wurden entfernt und durch Fachwerkwände an dem ursprünglichen Platz ersetzt. Die Fachwerkwand der Vorderfront im Obergeschoß wurde anhand alter Fotografien und vorgefundener Zapflöcher im Untergurt und Obergurt und an noch vorhandenen Stielen und Streben rekonstruiert. Die teilweise in den Wänden abgefaulten Deckenbalken wurden angeschuht bzw. gar mittels Stahlbolzen an Oberzüge aufgehängt.



Johann-Adams-Mühle - Frontansicht

Weil die gesamte Dachkonstruktion und die Obergeschoßdecke über dem Wohnteil von Holzschädlingen befallen war, mußten sie entfernt werden. Die Geschoßdecke wurde hierbei in ihre ursprüngliche Länge um ca. 40 cm tiefer verlegt. Die Dachkonstruktion wurde neu aufgebaut. Ebenso wurde das Giebeldreieck der linken Giebelspitze nach alten Fotografien rekonstruiert und aufgebaut. Der Rauchabzug der offenen Feuerstelle wurde an seinem ursprünglichen Platz angeordnet. Zwei nach der Jahrhundertwende erbaute Abgasschornsteine wurden abgetragen. Das Dach des Mühlengebäudes sollte wieder mit Stroh gedeckt werden. Weil im Handel jedoch kein geeignetes Stroh zur Verfügung stand, deckte man das Dach mit Ried ein. Der Unterschied zur Stroheindeckung ist für den Betrachter kaum wahrnehmbar. Die Dacheindeckung wurde durch die Firma Norbert Hofmann aus Osterholz-Schambeck (Bremen) im Jahre 1985 durchgeführt.

Nun wurde mit dem Ausfachen der Fachwerkwände begonnen. Alle neu erstellten Fachwerkwände — ausgenommen Fachwerk Giebeldreieck, welches angemauert wurde — wurde mit Strohlehm ausgefacht. Man hatte Lehmfelder in einem ca. 500 m entfernt liegenden Waldgrundstück entdeckt. Zunächst wurden Lehmproben entnommen und in einem Labor untersucht. Die Untersuchung ergab, daß der Lehm für diesen Zweck geeignet sei. Weil man keine Erfahrungen in Lehmbauweise hatte und auch keine ausgebildeten Handwerker zur Verfügung standen, mußte man sich in die Handwerkskunst der Lehmbauweise einarbeiten.

Über mehrere Wochen wurden Strohlehmproben angefertigt und in eine Modellwand eingebaut, wobei, um Schindelrisse möglichst zu vermeiden, der Lehm mit Grubensand gemagert wurde. Eine Magerung mit 40 % Grubensandzusatz erwies sich als geeignet.

Nun wurde in die Fachwerkwände die Stakung (Eichenholzscheite) eingebaut. Diese Stakung wurde engmaschig mit Haselnußbruten ausgeflochten. Das Aufbereiten des Strohlehm-

gemisches war sehr mühsam. Zunächst wurden Strohhalme auf eine Länge zwischen 15 – 20 cm zugeschnitten. Den Lehm breitete man aus, der dann unter Zugabe von Wasser mit den Füßen zertreten wurde, bis eine halbsteife teigige Masse entstand, in welche anschließend Stroh eingestreut und gut vermischt wurde. Anschließend wurde der Strohlehm von beiden Seiten in zwei Lagen in die Fachwerkwände eingebaut und an der Oberfläche balkenbündig glattgezogen. Zum Trocknen braucht die Lehmausfachung je nach Witterung und Jahreszeit zwischen 3 – 5 Monate.

Das Ausfachen der Holzbalkendecken vollzog sich ähnlich wie bei den Fachwerkwänden. Im Unterschied zu den Fachwerkwänden wurde die Stakung nicht mit Haselnußbruten umflochten, vielmehr wurden die einzelnen Stakhölzer mit Strohlehm umwickelt.

Danach begann man den Mühlenantrieb wieder herzurichten. Durch die bei Ausschachtungsarbeiten vorgefundenen Teile des alten Wasserrades konnten sowohl Wasserraddurchmesser als auch Abmessung und Konstruktion des Schöpfwerkes rekonstruiert werden. Es wurden Konstruktionszeichnungen eines ober-schlächtigen Wasserrades angefertigt.

Die Firma Ludwig Kohn, Saaburg, wurde mit dem Bau des Wasserrades beauftragt. Alle Bauteile des Wasserrades einschließlich Radachse bestehen aus Eichenholz. Die Radachse hat eine Länge von 5,60 m und einen Durchmesser von 0,58 m. Das Wasserrad hat einen Durchmesser von 4,60 m. Die acht Radspeichen sind in die Radachsen eingezapft. Das Rad hat 50 Schöpfwerke und wiegt ca. 50 Zentner. Das Hauptantriebsrad des Mühlenwerkes fehlte. Rein zufällig wurde in dem teilweise zugeschütteten Mühlenraum der Bosener Mühle — heute Künstlerzentrum am Bostalsee — ein gußeisernes Antriebsrad entdeckt. Durchgeführte Vermessungen ergaben, daß es für das Mühlenwerk der Johann-Adams-Mühle verwendet werden konnte. Es wurde geborgen und auf der Radachse des Wasserrades eingebaut. Die Wasserführung vom Mühlengraben bis zum Wasserrad erfolgt über eine Holzbrücke. Diese 12 m lange Holzbrücke wurde aus Eichenholz hergestellt.

Giebelseite mit Wasserrad und Wasserzulauf-Brücke



Anschließend begann man den Mühlenstuhl zu reparieren. Obwohl noch alle Teile vorhanden waren, mußten Stiele, Streben und Untergurte teilweise ersetzt bzw. repariert werden. Der Mühlenstuhl ist wegen der Geräuschübertragung freistehend und hat keine Verbindung zu den Hauswänden. Das Mahlwerk wird funktionsfähig hergerichtet.

Alle Fenster im Gebäude wurden erneuert. Man baute zweiflügelige Sprossenfenster aus Eichenholz mit Einfachverglasung ein. Die Fensterflügel wurden mit Stützklobenbändern angeschlagen, während man für die Verschlüsse aufliegende Beschläge einbaute.

Die Fußböden in den Erdgeschoßräumen müssen gänzlich erneuert werden. Der Eingangsflur, der Wirtschaftsraum, der Mühlenraum und der Abstellraum erhalten Natursteinboden, während in der Wohnstube und in den Obergeschoßräumen Holzboden eingebaut wird.

Der Innenwandputz auf den Massivwänden wurde als Kalksandputz hergestellt, während die mit Strohlehm ausgefachten Fachwerkwände unverputzt bleiben. Sie werden später mit einer Mineralfarbe behandelt.

Die Deckenflächen zwischen den Holzbalken wurden mit einem Kalksandputz balkenbündig verputzt.

In dem Mühlengebäude werden keine betriebstechnischen Anlagen eingebaut. Alle Räume werden lediglich elektrotechnisch ausgerüstet.

Das Gebäude bleibt unbeheizt. Die offene Feuerstelle wird wieder funktionsgerecht hergerichtet. Ebenso wird der noch vorhandene Backofen in dem Wirtschaftsraum so hergerichtet, daß man Brot backen kann.

Einige alte Zimmertüren sind noch vorhanden. Es sind einfache Brettertüren mit Querleiste und Strebe. Sie sind mit Langbändern und Steinkloben angeschlagen. Die noch fehlenden Zimmertüren werden in gleicher Bauart erneuert.

Die Hauseingangstüre, welche noch vor der Jahrhundertwende eingebaut wurde, bleibt erhalten. Kleinere Reparaturarbeiten sind jedoch notwendig.

Das gesamte Gebäude erhält einen hellen Außenputz. Die Fachwerkaußenwand an der Vorderfassade bleibt unverputzt und erhält nur einen Mineralfarbenanstrich. Das Fachwerkständerwerk wird farblich abgesetzt.

Der an das Mühlengebäude anschließende Kleintierstall wird einem anderen Zweck zugeführt: Ein Versammlungsraum mit einer kleinen Küche und zwei Toiletten werden eingerichtet.

Der Besucher erhält hier die Möglichkeit, nach einer Besichtigung des Mühlengebäudes eine Rast einzulegen. Weiterhin dient der Gebäudeteil als Kommunikationszentrum.

Die vorhandenen Trümmer des Kleintierstalles wurden entfernt. An gleicher Stelle wurde ein Neubau mit gleicher Grundrißabmessung und gleichem Bauvolumen erstellt. Es wurde mit neuzeitlichen Baustoffen gearbeitet. Das Dach ist ein mit Biberschwanzziegeln eingedecktes Satteldach. Neue Verbundflügel Fenster werden eingebaut. Das Gebäude soll durch eine Elektrospeicherheizung beheizt werden. Alle Anschlüsse für Ortsversorgungsleitungen sind in dem Gebäudeteil zusammengefaßt.

Das freistehende Stall- und Scheunengebäude muß wegen Bauauffälligkeit abgetragen werden. Über den künftigen Verwendungszweck ist aber noch keine endgültige Entscheidung gefallen.



Mit dem Anlegen des Mühlenteiches wird im Frühsommer 1988 begonnen. Er befindet sich ca. 50 m oberhalb des Mühlengebäudes und liegt an gleicher Stelle, wo einst der alte Mühlenteich war. Das Staubecken hat ein Fassungsvermögen von 600–700 m<sup>3</sup>. Ein Auslauf- und Überlaufbauwerk werden angelegt.

Das Mühlengebäude und der Gebäudeteil mit Versammlungsraum werden im Herbst 1988 fertiggestellt sein. In dem Mühlengebäude wird ein Heimatmuseum eingerichtet. Auch soll in der Mühle zu Demonstrationszwecken Mehl gemahlen und zu Brot gebacken werden.

Acht Ausstellungsräume, ein Mühlenraum und zwei gewölbte Keller stehen dem Heimatmuseum zur Verfügung.

Die Johann-Adams-Mühle wird ein Stück Vergangenheit wieder lebendig werden lassen. Die geschichtliche und kulturelle Bedeutung wird auch über unsere Landesgrenzen hinweg ihren Niederschlag finden. Der Nachwelt wird sie Einblick in längst vergangene Tage bieten.

Giebelseite mit Ökonomiegebäude



## Das Heimatmuseum in Niederlinxweiler

Von Michael Landau

»Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst«, ist das Motto auf dem »Kleinen Begleiter durch das Linxweiler Dorfmuseum« zu lesen, und nach einem Rundgang möchte man weiterfahren: ». . . und können durch Beschäftigung mit ihr ihre eigene Lebenswelt besser begreifen und gestalten«.

### Die Entstehung

1983 bildete sich in Niederlinxweiler ein Arbeitskreis, der sich zur Aufgabe stellte, alte Fotografien aus dem Ort zu sammeln, aufzuarbeiten und im Rahmen eines Dorffestes der Bevölkerung zu präsentieren. Dabei konnte man auf die umfangreiche Sammlung des bekannten Heimatforschers Heinrich Raßler zurückgreifen, der mit Rat und Tat die Ausstellung vorbereiten half. Fotokopien von Akten und Urkunden und kleineren Gerätschaften aus »alter Zeit« ergänzten den Fundus.

Das überaus positive Echo und der immer wieder vorgetragene Wunsch, »so etwas doch öfter sehen zu können«, veranlaßte die Initiatoren, die begonnene Arbeit fortzusetzen und eine Konzeption für eine ständige Ausstellung zu entwerfen.

Finanzieller Rückhalt fand sich dabei bei der Interessengemeinschaft der Niederlinxweiler Vereine, die großzügig Mittel für diesen Zweck zur Verfügung stellte, da ja für das ganze Dorf »etwas auf die Beine gestellt« werden sollte. Auch die Frage der Räumlichkeiten konnte zufriedenstellend gelöst werden. In vielen freiwilligen Arbeitsstunden und unter Mithilfe der Stadt St. Wendel wurde das Dachgeschoß der Grundschule renoviert und erfuhr eine entsprechende Grundausstattung.

Heimatstuben, Heimatmuseen, Dorfmuseen und thematisch orientierte heimatkundliche Ausstellungen fanden in den letzten Jahren immer größeres Interesse und wurden infolgedessen auch in unserem Raum verstärkt aufgebaut. Jede dieser erfreulichen Initiativen hatte und hat ihren eigenen Reiz, ihren eigenen Wert, aber man wollte nicht ein vorhandenes Modell übernehmen, etwas aufbauen, was in nur einigen Kilometern Entfernung in ähnlicher Form zu besichtigen ist, sondern eine Ergänzung zu bestehenden Einrichtungen unter eng regional begrenzten Aspekten versuchen. Der ergänzende Charakter sollte auch eine überörtliche Bedeutung des Vorhabens gewährleisten.

Im September 1986 war es dann soweit. Unter großer Beteiligung der Bevölkerung wurde das Projekt der Öffentlichkeit übergeben.

Herzstück der Ausstellung bildete eine Dokumentation der Ortsgeschichte in Wort und Bild, aufgelockert durch Gerätschaften aus der Arbeits- und Lebenswelt unserer Vorfahren. Ahnenforschung und Malerei, Arbeit an Archivalien, Umgang mit Literatur, der Aufbau von Vereinschroniken und anderes mehr wurde den Besuchern als Möglichkeiten von Beschäftigung mit Geschichte nahegebracht. Vor allen Dingen betonte der Leiter des Arbeitskreises, Michael Landau, daß das Dorfmuseum keine statische Einrichtung, sondern eine Arbeits- und Begegnungsstätte für Vereine, Schulklassen, Gruppen und jeden Interessierten sein soll. Dadurch ergebe sich eine ständige weitere Aus- und Umgestaltung der Ausstellung mit öfterem Wechsel in der Setzung der einzelnen Schwerpunkte.

## Ein Gang durch die Ausstellung

Nach dem »Erklimmen« der letzten Treppen des Niederlinxweiler Schulhauses kommt zunächst die Zeitgeschichte zu Wort. Anhand von Originalzeitungen von 1860 bis in die 60er Jahre wird vor Augen geführt, was Großeltern, Eltern oder man selbst miterlebt hat. Manch interessantes Gespräch untereinander wie z. B. zwischen Großvater und Enkel ergibt sich hier, wenn man die »Gasometerexplosion in Neunkirchen«, den »Ausbruch der Weltkriege« oder die »Saarabstimmung« noch einmal nachlesen und sich erinnern kann.

Durch eine Auswahl von Originalzeitungen ist es für den Besucher möglich, jüngere Geschichte anhand von authentischem Material noch einmal zu erleben.



Der Flur, der in den eigentlichen Ausstellungsraum führt, ist den älteren schriftlichen Zeugnissen von Niederlinxweiler vorbehalten. Von der ersten urkundlichen Erwähnung über die Einführung der Reformation bis hin zu Straffällen aus dem 17. Jahrhundert, um nur einiges zu erwähnen, wird dem Besucher Einblick in vergangene Zeiten verschafft. Besonders Interessierten wird die Möglichkeit geboten, in einer kleinen Lesecke die umfangreiche Sammlung von Archivalien (natürlich in Kopie), die vom 15. bis ins 19. Jahrhundert reicht, zu durchstöbern — bei Leseschwierigkeiten wird auch mal Hilfestellung gewährt. Manche kleine »Kostbarkeit« wartet hier noch auf ihre Ausarbeitung.

Die erste urkundliche Erwähnung Niederlinxweiler fand im Jahre 871 statt. Sie ist erhalten in drei Abschriften, die sich im Kopialbuch des Klosters Neumünster befinden. Ludwig der Deutsche bestätigt hierin die Dotation des Bischofs Adventius von Metz an das Kloster.

Im Jahre 1564 wird ein Peter von Linxweiler in einen Kindsmord-Prozeß verwickelt. Obwohl er nicht direkt am Mord beteiligt war, wird er zunächst zum Tode verurteilt, dann

begnadigt und des Landes verwiesen. Ein seltenes Zeugnis für Hochgerichtsbarkeit mit Gnadenakt in unserem Raum.

Ahnenforschung — ein Hobby, das sich immer größerer Beliebtheit erfreut. Diesem Rechnung tragend hat der Arbeitskreis für Ortsgeschichte eine Ahnentafel entworfen, die bei der Erforschung der eigenen Familiengeschichte wertvolle Arbeitshilfen bietet. Es versteht sich fast von selbst, daß auf Wunsch auch hier eine fachkundige Anleitung angeboten wird.

Unmittelbar daneben bietet eine kleine Bibliothek einen Einblick in die heimatkundliche Literatur. Lesen — eine Beschäftigung, die bei der jüngeren Generation immer weniger ausgeübt wird.

»Malen« als Teilbereich von Regionalgeschichtsschreibung erfährt man beim Betrachten der Aquarelle und Zeichnungen von E. Donath. Sie zeigen Dorfansichten, die heute längst Vergangene sind.

Die ganze Länge des Raumes ausnutzend sind auf Stellwänden Bilder von »Alt-Linxweiler« angebracht. Insgesamt konnten bisher mehr als 2500 Reproduktionen angefertigt werden. Natürlich kommen davon nur ein paar Hundert zur Ausstellung, aber die dadurch möglichen häufigen Wechsel und thematische Umgruppierungen machen die Ausstellung auch bei öfteren Besuchen für den Einheimischen immer wieder sehenswert. Eine absichtlich bescheiden gehaltene Beschriftung ruft dabei manche Diskussion unter den »Kennern« hervor, oder man genießt einfach gemeinsam mit Bekannten oder allein schon fast Vergessenes.

Eine größere Wandfläche ist als Beispiel für eine Vereinschronik in Bildern gestaltet. Derzeit stellt sich der 1. FC Niederlinxweiler dar. In den kommenden Jahren wird jeweils zu entsprechenden Vereinsjubiläen Vereinen die Möglichkeit geboten, »ihre Geschichte« in Erinnerung zu bringen, was bereits zu einer sehr aktiven Sammelleidenschaft im ganzen Dorf führte.



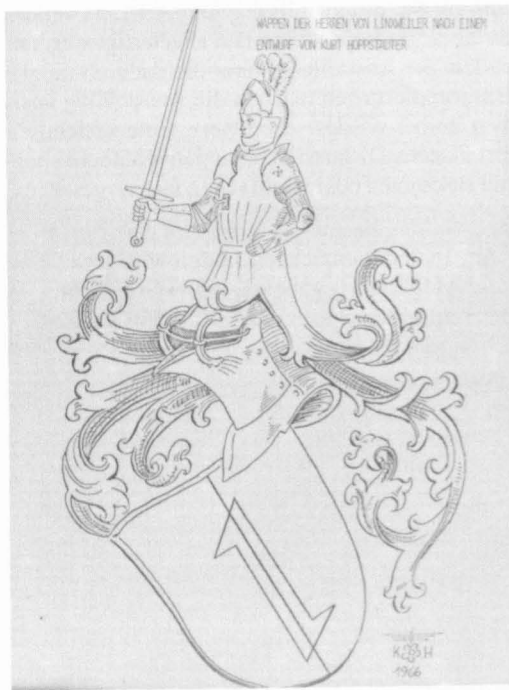


Kleinere Gerätesammlungen zu Themen wie »Flachs und Leinen« oder »Milchverarbeitung« tragen zum besonderen Ausstellungscharakter bei. Besonders diese werden in den Unterricht der Grundschule einbezogen. Voller Stolz zeigen die Kinder ihren Bekannten und Verwandten im Unterricht angefertigte Zeichnungen und Aufsätze über Arbeiten im bäuerlichen Leben, die hier ihren Platz fanden.

Auch dabei findet die reizvolle Gesprächssituation zwischen alt und jung statt — man erzählt und läßt sich erzählen.

Verschiedene Kleinodien runden das Gesamtbild ab. In einer Vitrine gibt es wertvolle Bücher zu bestaunen, und eine Originaltakenplatte, entstanden 1661 in Neunkirchen, lenkt den Blick des Besuchers auf sich.

Eine kleine Sammlung historischer Karten ist ebenfalls bereits zu benutzen und soll weiter ausgebaut werden.



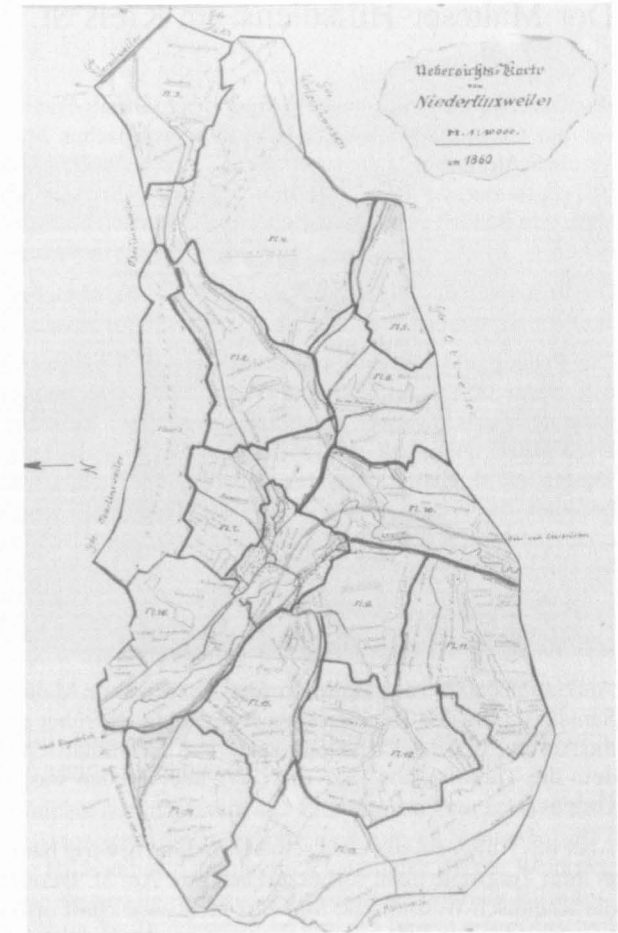
Kurt Hoppstädter zeichnete das Wappen der Herren von Linxweiler nach. Ein Adelsgeschlecht, das im 18. Jahrhundert ausstarb. (Original im Landesarchiv Saarbrücken)

Erwähnenswert ist vielleicht noch, daß im Niederlinxweiler Dorfmuseum fast ausschließlich mit Leihgaben, Reproduktionen und Kopien gearbeitet wird. Es sollen keine Werte angehäuft werden, sondern die ganze Bevölkerung soll ein gemeinsames Bewußtsein für »ihre Geschichte« entwickeln und daran arbeiten, diese zu dokumentieren und lebendig zu halten, um gemeinsam daran lernen zu können.

Etwa 2000 Personen besuchten bisher das Dorfmuseum. Anfänglich sahen sich die Organisatoren aufgrund des großen Interesses gezwungen, feste Öffnungszeiten einzurichten. Jeden Sonntag und nach Absprache war ein Besuch der Ausstellung möglich. Wie geplant konnte man seit etwa einem halben Jahr zu sporadischen Öffnungszeiten übergehen und sich bei unregelmäßig stattfindenden Treffen verstärkt dem weiteren Sammeln von Material zur

Übersichtskarte von Niederlinxweiler  
Maßstab 1 : 10 000

um 1886



Ortsgeschichte widmen. An Tagen wie Ostern, Pfingsten, an der Kirmes oder bei Vereinsfesten präsentiert sich das Museum in einem jeweils etwas anderen Aussehen.

Selbstverständlich können über den Autor sonstige Termine vereinbart werden. Mancher nutzte schon die Gelegenheit, z. B. bei Familienfesten zwischen Mittagessen und Nachmittagskaffee, mit seinen Gästen zum Dorfmuseum zu spazieren. Auch Klassentreffen waren ein willkommener Anlaß zur Besichtigung, besonders da in letzter Zeit die Sammlung alter Klassenfotos umfangreicher wurde.

Die Vereine des Ortes nahmen die Grundidee der Einrichtung an. Unter anderem legte der DRK-Ortsverein ein Vereinsarchiv an. Die katholische Kirchengemeinde, der Musikverein, der Sportverein und der Gesangverein zeigten jeweils zu ihren Jubiläen eine Bilderausstellung mit Themen aus dem Vereinsleben, die aus dem Fundus des Museums stammte. Auch der Chronistenpflicht wird Genüge getan, wie die neueste Festschrift in Niederlinxweiler zeigte. Der Gesangverein konnte aus Unterlagen des Arbeitskreises Ortsgeschichte neue Erkenntnisse über seine Entstehung vor hundert Jahren gewinnen.

# Der Malteser-Hilfsdienst im Kreis St. Wendel

Von Bernd Kollmann

Der Malteser-Hilfsdienst ist ein Werk des Malteser-Ritterordens. Er wurde im Jahre 1953 von der Genossenschaft der Rheinisch-Westfälischen Malteser-Devotionsritter e.V., dem Verein Schlesischer Malteser-Ritter und dem Deutschen Caritasverband e.V. in dem Bestreben gegründet, den seit 900 Jahren geltenden Ordensleitsatz »Wahrung des Glaubens und Hilfe den Bedürftigen« und die christliche Nächstenliebe in zeitgemäßer Form zu verwirklichen.

Die Prinzipien des Ordens müssen ständig an die aktuellen Bedürfnisse angepaßt werden, aber ihr Kern ist in gewisser Weise zeitlos.

Das Prinzip, das das Dasein des Malteser-Hilfsdienstes (MHD) und das Handeln seiner Mitglieder bestimmen sollen, ist »Das Leben aus dem Glauben«. Das besagt, daß das gesamte Handeln eines »Malteser« aus Nächstenliebe im christlichen Sinne stattfindet. Dazu gehört auch, daß er freiwillig handelt, d. h. die Freiheit hat, Mitglied des MHD zu werden und ehrenamtlich mitzuarbeiten. Die Mitverantwortung ist ein weiteres Prinzip und bedeutet, die Verantwortung sowohl des Übergeordneten als auch des Untergeordneten zu erkennen und anzuerkennen; heißt aber auch, in der Achtung vor dem Anderen der eigenen Verantwortung bewußt zu bleiben.

## Gründung und Entwicklung des MHD

Als Napoleon 1798 den Malteserorden kampflos von Malta vertrieb, drohte diesem dasselbe Schicksal, das den Templerorden etwa 500 Jahre früher ereilt hatte: die Auflösung. Schon die Art und Weise der Übergabe zeigt, daß der militärische Geist geschwunden war. Nachdem die Türkengefahr 1565 und 1571 überwunden war, stagnierte die Entwicklung des Ordens.

Aber das Anliegen, das einst seine Gründung bewirkt hatte, führte zu einer Bewegung, die in ihrer Tragweite nicht vorherzusehen war. Am 31. Dezember 1859 wurde in Deutschland die Rheinisch-Westfälische Malteser-Genossenschaft offiziell ins Leben gerufen. Am 16. Mai 1867 folgte der Verein der Schlesischen Malteser-Ritter. Beide Gemeinschaften bezogen ihre Legitimation aus dem praktizierten Krankendienst.

Anlaß zum Dienst am Nächsten bot vor allem die Nöte der Kriege. Hier aber zeigte sich auch, daß die Aufgabe zu groß für die Kräfte des Ordens war. Eine Verbreitung und Förderung der Malteser-Aktivitäten schien daher dringend geboten; dieses Thema wurde fester Tagesordnungspunkt der Generalversammlung der Rheinisch-Westfälischen Assoziation. Im Protokoll der 87. Versammlung, im Jahre 1953 taucht unter Punkt V., »Planung und Durchführung weiterer Ordensaufgaben«, im Absatz 4 erstmals der Plan einer »vom Bundesministerium des Innern angeregte(n) Mitarbeit an der Organisation der Ersten Hilfe und des Katastrophenschutzes« auf. Ausdrücklich wird hier von einer »neuen Tätigkeit der Genossenschaft« gesprochen; von einer eigenständigen Organisation ist noch nicht die Rede. Ab 1955 wird der »Bericht über die Tätigkeit des MHD« zum festen Tagesordnungspunkt der Generalversammlungen. Ein Blick in den Brief des Großmeisters zum 25jährigen Bestehen des MHD sowie in die Chronik belehrt uns über die Vorgeschichte der Gründung. 1951 hielt sich der damalige deutsche Bundeskanzler Adenauer zu einer Staatsvisite in Rom auf. Als Ordensmitglied besuchte er am 19. Juni 1951 in Begleitung von Freiherr von Twickel auch den Großmeister, Fra Luigi Chigi Albani. »Damals ist der vielleicht allererste



Rettungswache in Tholey

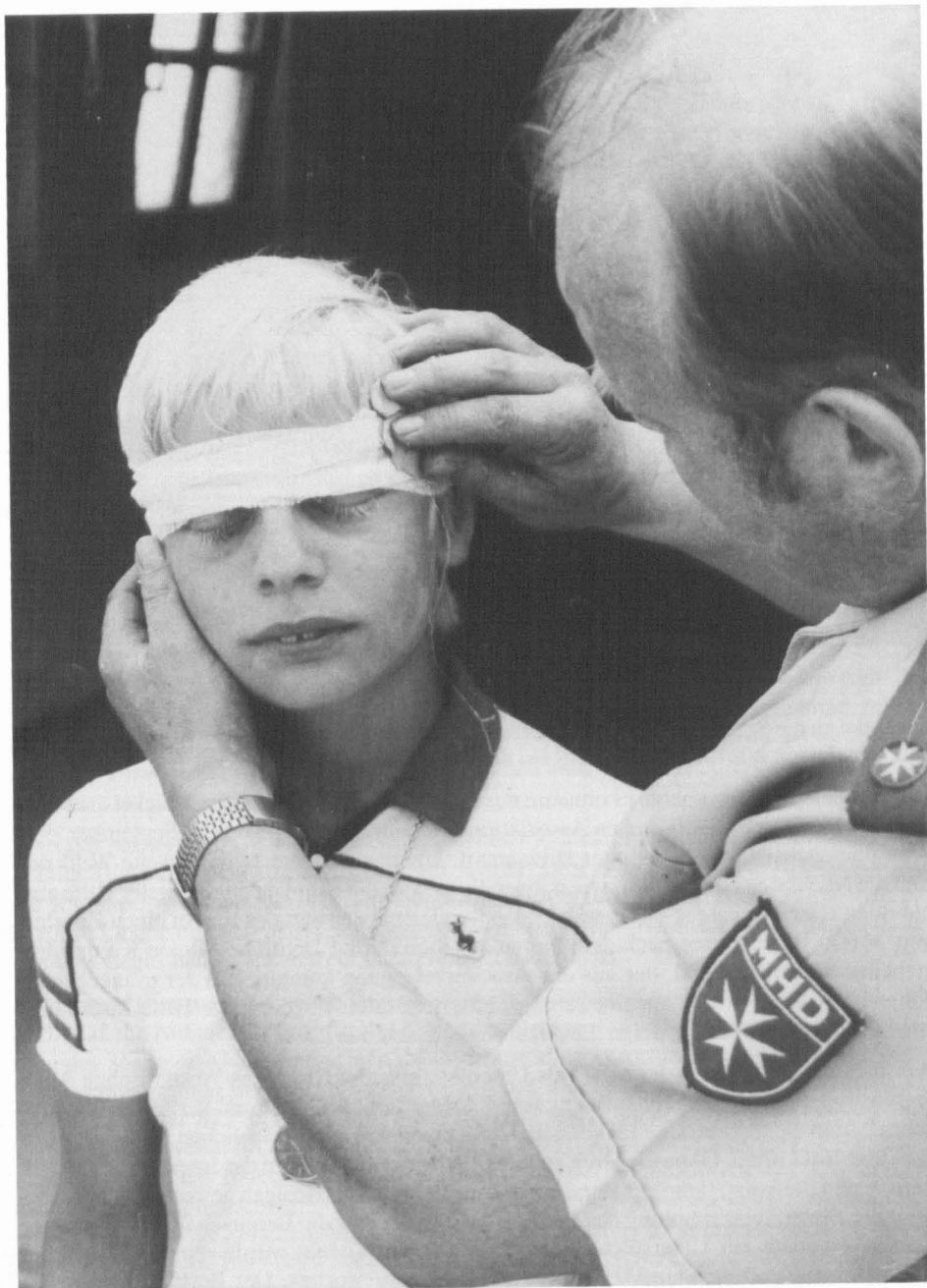
Gedanke an die Schaffung eines Hilfsdienstes des Malteser-Ritterordens geboren worden«, schreibt dessen Nachfolger, Fra Angelo de Mojana.

Der Bundesregierung konnte es ohnehin nur recht sein, daß Freiherr von Twickel als Präsident der Rheinisch-Westfälischen Assoziation in einem Schreiben vom 13. September 1952 Ausbildungsmaßnahmen in Erster Hilfe anbot. Überdeutlich hatten der Zweite Weltkrieg und die Nachkriegszeit gezeigt, wie notwendig es war, die Bevölkerung in Erster Hilfe auszubilden. Drei Monate später gewährte das Bundesministerium des Innern einen Zuschuß von 36 000 DM. So war nach dem humanitär motivierten Deutschen Roten Kreuz, dem Arbeiter-Samariter-Bund, der aus der Arbeiterbewegung kommt, und der evangelischen Johanniter-Unfall-Hilfe auch eine katholische Organisation mit der Erste-Hilfe-Ausbildung betraut; damit wurde ein weites Bevölkerungsspektrum erfaßt.

Am 1. Januar 1953 nahm der MHD als Unterabteilung der Rheinisch-Westfälischen Assoziation mit Sitz in Münster offiziell seine Arbeit auf. Im weiteren Verlauf zeigte sich schnell, daß die theoretische Planung und die Dimension der tatsächlichen Nachfrage weit auseinanderklafften. Ohne die Hilfe anderer Gemeinschaften wäre das Interesse der Bevölkerung und die Vorstellung der Bundesregierung nicht zu befriedigen gewesen. Schon während der Generalversammlung des Jahres 1954 konnte über die Bereitschaft des Deutschen Caritasverbandes zur Unterstützung berichtet werden. Zudem wurde »eine Mitarbeit der schlesischen Confratres am MHD... einstimmig befürwortet«. Der Berliner Johanniter-Samariter-Bund schloß sich am 13. März 1956 korporativ an. Genau vier Jahre später löste er sich auf und ging geschlossen in den MHD über.

Am 20. März 1956 wurde die 1955 aufgestellte Satzung in das Vereinsregister eingetragen. Seit diesem Tag ist der Hilfsdienst ein von den beiden deutschen Assoziationen und dem





Das Anlegen eines Kopfverbandes will geübt sein

Deutschen Caritasverband gegründeter, aber relativ eigenständiger Verein. Die Grenzen seines ursprünglichen Wirkungsgebietes, der Diözese Münster, hatte er um diese Zeit längst überschritten; der MHD schickte sich an, bundesweite Organisation zu werden.

Diese Ausweitung des Wirkungs- und Adressatenkreises aber hatte weitreichende Folgen. Zum einen wurden die Malteser zu einer echten Konkurrenz für die drei anderen nichtstaatlichen Organisationen, die schon etabliert waren. Obwohl dies gewiß nicht überall Gegnerschaft bedeutete, hieß es für den MHD doch, mit allen Kräften aufzubauen und sich durchzusetzen. Die Aktivität des Hilfsdienstes zielte daher vorrangig auf Verbesserung der Leistungsbilanzen und Mitgliederzahlen ab. Dabei litt aber seine Identität als katholische Organisation.

Zum anderen hatten sich viele MHD-Gruppen nicht in den Pfarreien, sondern auf Orts- oder Stadtebene niedergelassen. Dies bewirkte eine größere Effizienz, aber gleichzeitig auch eine geistliche Heimatlosigkeit. Besonders stark und vielleicht irreversibel ist diese Tendenz in städtischen Bereichen aufgetreten.

In den letzten Jahren wurden immer mehr Anstrengungen unternommen, das Bewußtsein christlicher Bindungen auf Grundlagen wieder deutlich zu machen. Obwohl die Bemühungen auf Rückbesinnung auch auf Widerstand und Unverständnis stießen und bis heute stoßen, werden vielerorts die Angebote dankbar angenommen.

#### Der praktische Auftrag

- Ausbildung der Bevölkerung auf den Gebieten der Ersten Hilfe und der Sofortmaßnahmen am Unfallort, der Kranken-, Verwundeten- und Säuglingspflege, der Schwesternhelferinnenausbildung sowie der sozialen und caritativen Betreuung.
- Gewinnung freiwilliger Helferinnen und Helfer für den ehrenamtlichen Dienst im MHD.
- Aufbau, Ausbildung und Ausrüstung der Organisations- und Einsatzgliederungen zur Erfüllung der gestellten Aufgaben.
- Planung und Durchführung von Pflege- oder Betreuungseinsätzen aller Art.
- Planung und Durchführung von Pflege- oder Betreuungsdiensten in Krankenhäusern oder sonstigen caritativen Anstalten.
- Mitwirkung im Unfallrettungsdienst und im Krankentransport.
- Hilfeinsätze bei Notständen und Katastrophen.
- Mitwirkung im Katastrophenschutz.
- Mitwirkung in der Kranken- und Verwundetenpflege bei bewaffneten Konflikten im Rahmen und nach Maßgabe der Genfer Abkommen.

#### Der Krankentransport- und Rettungsdienst

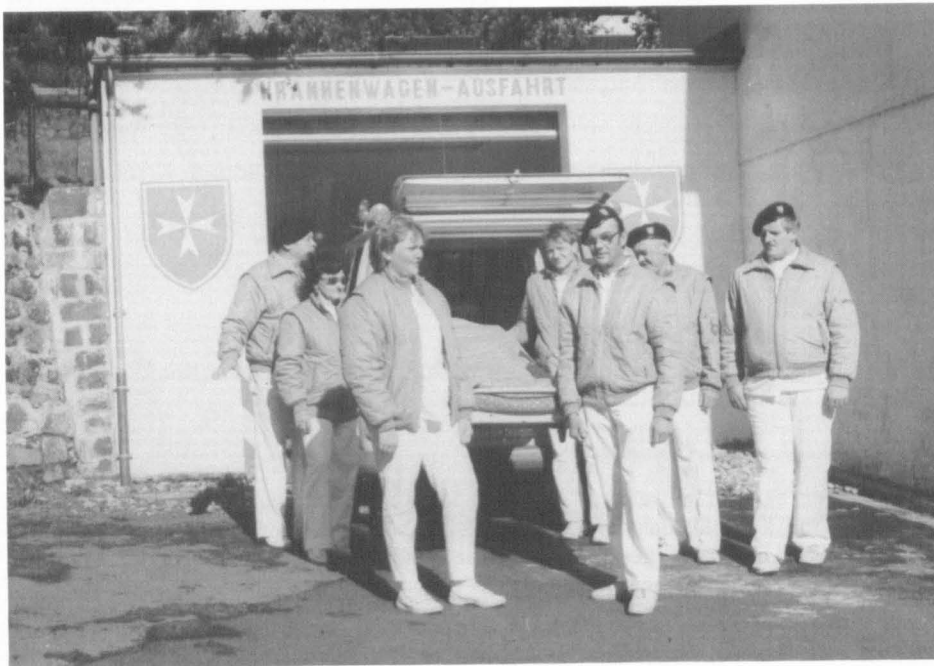
Im Landkreis St. Wendel fiel im Krankentransport- und Rettungsdienst für die Malteser der Startschuß 1972. Damals wurde im Kreis St. Wendel der erste optimal ausgerüstete Rettungswagen in Dienst gestellt, und zwar nahm ihn am 12. 11. 1972 der Malteser-Hilfsdienst e.V. in Marpingen in Betrieb.

Schon damals gelang es, durch das Engagement von 16 ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern und den Einsatz zweier hauptamtlicher Mitarbeiter, eine »Rund-um-die-Uhr-



Bergung eines verletzten Autofahrers

MHD-Krankenwagenstation Oberkirchen



Besetzung« des Fahrzeuges zu gewährleisten. Da dieser Wagen bald voll ausgelastet war, wurde im Dezember 1974 ein weiteres funktionell ausgestattetes Fahrzeug, ein VW-Krankentransportwagen, angeschafft.

Seit 1978 führt der MHD Rettungsdienst und Krankentransport im Verbund mit dem DRK, ASB, der Feuerwehr Saarbrücken und der Feuerwehr Neunkirchen durch. Die erforderlichen Verträge hierfür wurden mit dem Rettungszweckverband Saar abgeschlossen. Gemeinsam mit den Beteiligten am Rettungsdienst wurden die Standorte der Rettungswachen landesweit festgelegt.

Dies führte dazu, daß zur optimalen Versorgung der Bevölkerung der Standort der Rettungswache Marpingen nach Tholey verlegt werden mußte.

1981 begannen die Verhandlungen mit der Gemeinde Tholey mit dem Ziel, ein kostengünstiges Baugrundstück zu bekommen. Im Juli 1982 hat der zuständige Ausschuß der Gemeinde Tholey beschlossen, dem MHD ein entsprechendes Grundstück, in Form des Erbbaurechts auf 99 Jahre kostenlos zu überlassen. 1983 wurde dann der Architekt Seibert aus Tholey mit der Planung des Neubaus der Rettungswache beauftragt.

Nach Prüfung durch das Bauministerium, Innenministerium und den Rettungszweckverband Saar wurden zu Beginn des Jahres 1985 die Mittel zum Bau des ersten Abschnittes in Höhe von 240 000 DM zur Verfügung gestellt.

Am 5. 3. 1985 erfolgte der erste Spatenstich durch den damaligen Innenminister Werner Scherer und den Verbandsvorsteher des Rettungsverbandes Saar, Landrat Schwarz.

1986 wurden die Mittel in Höhe von 210 000 DM für den zweiten Bauabschnitt und 26 000 DM zur Beschaffung der Inneneinrichtung zur Verfügung gestellt.

### Auslandarbeiten des MHD

Es laufen schon seit längerer Zeit viele Projekte des MHD im Ausland. Die Malteser senden regelmäßig Helfer in verschiedene Katastrophengebiete in alle Welt. Da werden Schulen in Brasilien gebaut, in Chile wird ein Krankenhaus errichtet, in Afrika richtet man Nahrungsverteilungsstationen ein, und in Mexiko arbeiten Helfer am Wiederaufbau nach dem Erdbeben.

Auch in Süd-Vietnam konnte man einen spektakulären Einsatz verzeichnen. 1966 eröffnete der MHD ein Hilfskrankenhaus in einer kleinen Provinz nahe der Vietnam-Front. 1969 gerieten die Krankenschwestern Monika Schwinn aus Lebach und Marie-Luise Kerber aus Türkismühle in Gefangenschaft. Erst 1973 wurde Monika Schwinn freigelassen und kehrte nach Lebach zurück. Von ihr erhielten wir die Nachricht, daß ihre Kollegin Marie-Luise Kerber in der Gefangenschaft verstorben ist. Glücklicherweise verlaufen die MHD-Arbeiten im Ausland nicht immer so spektakulär, so daß heute ca. 100 Helfer des MHD sich weltweit ständig im Einsatz befinden.

### Aktivitäten des Malteser-Hilfsdienstes im Kreis St. Wendel

Anläßlich der Wallfahrten zum hl. Rock nach Trier lernen junge Saarländer den Malteser-Hilfsdienst kennen, der in der Bischofsstadt den Sanitätsdienst übernommen hat. Diese jungen Saarländer »bringen« den MHD nach St. Wendel. Hier wird 1960 die erste Ortsgruppe gegründet.





Jugendgruppe des MHD

Sanitätsdienste beim Josefs-Tag in Merzig, bei der 600-Jahr-Feier der Basilika in St. Wendel und der Einsatz beim Eucharistischen Weltkongreß in München bilden die ersten spektakulären Tätigkeiten dieser Einsatzgliederung. Von diesem Zeitpunkt an wächst der MHD ständig. Er wird am 28. 6. 1962 als »Nationale Hilfsgesellschaft« im Sinne der Genfer Abkommen von der Bundesregierung angenommen. Diese positive Entwicklung gibt auch dem MHD im Kreis St. Wendel Auftrieb. 1965 werden die Ortsgruppen Neunkirchen/Nahe und Mainzweiler gegründet. Bei der späteren Gebietsreform wurde Mainzweiler, und damit auch der dortige MHD, dem Kreis Neunkirchen/Saar zugeteilt. Aber noch heute steht die Ortsgruppe Mainzweiler in gutem Kontakt mit dem MHD des Kreises St. Wendel.

Den ersten Großeinsatz verzeichnete der Malteser Neunkirchen/Nahe 1968 beim Großbrand des Klosters St. Josef, wo die MHD-Helferinnen und -Helfer zwei Tage unermüdlich im Einsatz waren. 1969 wird die vierte Ortsgruppe des Kreises in Marpingen gegründet.

An den Olympischen Sommerspielen in München waren auch Helfer des Malteser-Hilfsdienstes aus dem Kreis St. Wendel am Sanitätsdienst beteiligt.

Ebenfalls 1972 übernahm der MHD den gesamten Sanitätsdienst bei dem Moto-Cross-Rennen in St. Wendel/Winterbach. Wie auch in den darauffolgenden 10 Jahren entsendete der Malteser jährlich bis zu 100 Helfer und mehrere Krankenwagen.

In demselben Jahr entschloß sich der Malteser-Hilfsdienst des Kreises St. Wendel, geschlossen an der Arbeit des erweiterten Katastrophenschutzes mitzuwirken. Der MHD übernahm den Betreuungsleitzug, den Betreuungszug, die Verpflegungsgruppe und den Materialerhaltungsgruppe. In diesen Einheiten arbeiten noch heute 67 Helferinnen und Helfer.

Nach und nach werden den Maltesern ihre Ausrüstung und Fahrzeuge überreicht, so daß heute fast alles Material zur Verpflegung der Bevölkerung im Katastrophenfall bereitsteht. Der Malteser im Kreis mußte damals natürlich auch seine Ausbildungsmaßnahmen erweitern, da ja ein neuer Aufgabenbereich zur Sanitätsausbildung dazukam. Das in unzähligen Ausbildungsstunden erlangte Wissen wird natürlich auch in der Praxis getestet. Regelmäßig findet z. B. an Pfingsten ein Übungszeltlager des Betreuungszuges statt. Dort wird die Betreuung der Bevölkerung geübt, wo der MHD immer wieder seine gute Zusammenarbeit mit den anderen Katastrophenschutzseinheiten unter Beweis stellt.

Natürlich ist der MHD auch in Ernstfällen voll einsatzbereit. So war der MHD auch bei dem Flugzeugabsturz in Gonesweiler dabei. Damals versorgte der Malteser alle im Einsatz befindlichen Helfer und die Bevölkerung.

1976, 1979 und 1980 vergrößerte sich der Malteser-Hilfsdienst im Kreis St. Wendel noch dreimal. Die Ortsgruppen Roschberg, Oberkirchen und Tholey entstanden.

Der MHD Oberkirchen eröffnete 1980 eine Krankentransportstelle mit einem Krankentransportwagen. Diese Transportstelle wird nur von ehrenamtlichen Helfern betrieben.

Ebenfalls 1980 begann der MHD bundesweit, die Jugendarbeit zu verstärken, um auch in Zukunft abgesichert zu sein. Der MHD im Kreis St. Wendel erkannte diesen neuen Trend sofort, und man eröffnete noch im selben Jahr in Neunkirchen/Nahe die erste Jugendgruppe. Stetig ging es in der Bundesrepublik dann aufwärts mit der Malteser-Jugend. Es gab Zuwachsraten von 10–20 %. Man wollte aber nicht nur die Jugend anziehen und zusammenbringen, sondern sie auch ausbilden. Dazu stehen Jugendgruppenleiter bereit, die in Seminaren ausgebildet werden. Die Aufgabe der Jugendgruppenleiter ist es, die Jugend in Erste-Hilfe auszubilden. Die Jugendlichen sollen auch lernen, Nachbarschaftshilfe und soziale Dienste zu leisten. Die Jugendlichen können z. B. Einkäufe für ältere Menschen erledigen. Kranke Menschen und Rollstuhlfahrer werden auch von der Malteser-Jugend gerne betreut. Diese Arbeit bedeutet für die Jugendlichen sehr viel, gerade in einer Zeit, in der die Menschlichkeit und die Liebe zum Nächsten allzugerne vergessen wird. Außerdem soll das »Wir«-Gefühl der Jung-Malteser gestärkt werden. Heute bestehen im Kreis St. Wendel vier Jugendgruppen. Regelmäßig nehmen davon welche am Bundesjugendzeltlager, das alljährlich stattfindet, teil. In diesem Zeltlager treffen diese Gruppen viele andere Malteser aus der ganzen Bundesrepublik. Viele Freundschaften werden geschlossen, und man freut sich auf ein Wiedersehen im nächsten Jahr.

Als sich 1982 der Motorsportclub Nordsaar entschied, in St. Wendel Motorradstraßenrennen auszutragen und die Moto-Cross-Veranstaltungen fallen zu lassen, beauftragte er den MHD, auch bei den Straßenrennen den Sanitätsdienst zu übernehmen.

Seit 1982 sind bei den Straßenrennen jährlich 130 Helfer sowie 7 Rettungs- und 7 Krankentransportwagen des MHD im Einsatz. Seit 1985 muß sich der MHD diese »Mammut-Aufgabe« auf Wunsch des Veranstalters mit dem DRK teilen.

Die Malteser des Kreises St. Wendel übernehmen den Sanitätsdienst nicht nur beim Motorradrennen, sondern auch beim 24-Stunden-Rennen vom Nürburgring, bei den Bergrennen oder den Rallys, die im Kreis St. Wendel stattfinden. 1984 eröffnete der MHD seine siebte Ortsgruppe im Kreis St. Wendel in Happersweiler.

Der Malteser-Hilfsdienst Oberkirchen ist seit 1985 stolzer Besitzer einer eigenen Fahrzeughalle, die die Malteser in unzähligen Freizeitstunden selbst erbaut haben. Diese Garage ist für den KTW bestimmt, der in Oberkirchen seit 1980 stationiert ist.

Heute sind im Malteser-Hilfsdienst des Kreises St. Wendel 250 Mitglieder, davon 120 Aktive und 50 Jugendliche organisiert. Der MHD unterhält eine Krankentransportstelle in Oberkirchen und eine Rettungswache in Tholey, in der fünf hauptamtliche Helfer und vier Zivildienstleistende beschäftigt sind.

Es ist zu hoffen, daß die Bestrebung des Malteser-Hilfsdienst in der aufgezeigten Richtung weiterhin fortgesetzt wird, um so den seit 900 Jahren geltenden Ordensleitsatz »Wahrung des Glaubens und Hilfe den Bedürftigen« in zeitgemäßer Form zu verwirklichen.

Einsatz des Betreuungszuges



## Das Fernmeldezentrum Tholeyer Berg in St. Wendel

Aufgaben, Funktion und Bedeutung für den Kreis

Von Klaus Müller

### I. Einleitung

Den aufmerksamen Zeitgenossen, der von der St. Wendeler Innenstadt über die Tholeyer Straße in Richtung Kaserne fährt, wird seit einiger Zeit zur Rechten, in Höhe des Tholeyer Berges der oben abgebildete mehrgeschossige Gebäudekomplex aufgefallen sein. Ganz Neugierige haben vielleicht auch schon einmal einen Blick auf das am Eingangstor angebrachte Schild geworfen. Dort steht zu lesen:

Deutsche Bundespost  
Fernmeldeamt Saarbrücken  
Fernmeldebezirk St. Wendel

Diese kurz gefaßte amtliche Eingangstafel dürfte für den Durchschnittsbürger nicht sehr aufschlußreich sein und ihm kaum bewußt machen, daß es sich hier um ein wichtiges Dienstleistungszentrum für den Kreis St. Wendel handelt.

Ziel dieses Beitrages ist es daher, anschaulich aufzuzeigen, welche Infrastrukturaufgaben das Fernmeldezentrum zu erfüllen hat und was an Technik, Personal und Organisation erforderlich ist, um erfolgreich alle Funktionen wahrnehmen zu können.

Seitenansicht





## II. Überblick

Die Deutsche Bundespost hat den gesetzlichen Auftrag, Dienstleistungen des Post- und Fernmeldewesens entsprechend dem Stand der Technik grundsätzlich flächendeckend und für alle Kunden zu gleichen Bedingungen zur Verfügung zu stellen. Dabei ist eine hohe Betriebsgüte zu gewährleisten.

Um die große Palette der verschiedenen Fernmeldedienste anbieten zu können, ist eine umfangreiche Infrastruktur seitens der Deutschen Bundespost erforderlich. Diese setzt sich zusammen aus Personal, Technik und Organisation.

Entsprechend den wirtschaftlichen Zentren unseres Landes und der über viele Jahre hinweg organisch gewachsenen Netzstruktur haben sich fernmeldetechnische Knotenpunkte quasi von selbst ergeben. Neben St. Wendel gibt es im Saarland Netzschwerpunkte in Saarbrücken, Neunkirchen, Homburg, Saarlouis, Merzig und Wadern.

All diese Knotenpunkte gehören organisatorisch zum Fernmeldeamt Saarbrücken, welches für das gesamte Saarland zuständig ist. Dem Fernmeldeamt Saarbrücken mit seinen rund 3300 Angehörigen obliegt die bedarfsgerechte Planung der öffentlichen fernmeldetechnischen Einrichtungen, es befaßt sich mit deren Bauabwicklung (Bau mit eigenen Kräften, Firmenvergabe, Bauüberwachung und -abnahme), betreibt mit seinen Mitarbeitern die so aufgebauten Anlagen und führt den Kundendienst durch.

Der Komplex Tholey Berg beherbergt auf einer Grundstücksfläche von mehr als 10000 m<sup>2</sup> Zweierlei. In dem dreigeschossigen, zur Straße hin gelegenen Gebäudeteil ist die gesamte Technik der Orts- und Knotenvermittlungsstelle St. Wendel einschließlich der dazugehörigen Übertragungstechnik sowie die Stromversorgung und die Haustechnik (Heizung, Klimaanlage) untergebracht. Diese Technik ist voll automatisiert und weitgehend fernüberwacht, so daß hier nur noch wenige Räume für Betriebspersonal vorhanden sind. Im dahinter liegenden zweigeschossigen Trakt befinden sich die Büro-, Aufenthalts- und Lagerräume des 61 Mann starken Fernmeldebezirks St. Wendel, der zuvor in Tholey untergebracht war. Seine Zuständigkeit umfaßt im wesentlichen die Abwicklung von Kabelbauvorhaben, die Beseitigung von Kabelstörungen und die Neueinrichtung von Sprechstellen. Auf Baubezirk und Technik wird im folgenden näher eingegangen.

Mit Bereitstellung einer umfangreichen Fernmeldeinfrastruktur leistet das Zentrum Tholey Berg einen wesentlichen Beitrag zur Gesamtinfrastruktur des Kreises St. Wendel. Das Angebot der verschiedenen Fernmeldedienste trägt sowohl den Interessen des Privatmannes als auch denen der Wirtschaft Rechnung.

Die hier installierte Technik schafft Zugänge zu den weltweiten Fernmeldenetzen. So ist es z. B. möglich, von einem Anschluß in Winterbach aus nicht nur innerhalb Deutschlands oder des europäischen Auslands zu telefonieren, sondern es kann vollautomatisch nach New York, Tokio oder Sydney gewählt werden. Nach Voranmeldung ist auch ein Gespräch mit einem Schiff auf hoher See vor Grönland bzw. auf dem Rhein bei Koblenz herstellbar. Die Benutzung eines schnurlosen Telefons erlaubt es, daß man sich während all dieser Verbindungen frei auf dem den Anschluß umgebenden Grundstück bewegt.

Der interaktive Bildschirmtext ermöglicht innerhalb Deutschlands z. B. von Oberthal aus, sowohl die Abfrage von Informationen (z. B. aktuellste Börsenkurse, Angebote oder Auskünfte) als auch die Ausführung von Aufträgen (Kontoüberweisungen, Bestellungen). Mittlerweile gibt es auch einen regulären Zugang nach Luxemburg sowie einen Probebetrieb mit dem französischen System.

Telex (Fernschreiben) und Teletex (Bürofernschreiben = sehr schnelles Fernschreiben, Schreibmaschinenqualität, im Gerät integrierte Textverarbeitung) ermöglichen es von allen Orten des Kreises St. Wendel aus schriftliche Nachrichten auch international auszutauschen, ebenso können Zeichnungen über beim Kunden installierte Telefax- (Fernkopier-) Geräte empfangen oder abgesandt werden.

Über Datenterminals, sei es nun ein Endgerät bei einem gewerblichen Betrieb oder ein Personal Computer bei einem Privatmann, ist bei entsprechendem Anschluß weltweiter Zugang zu anderen Rechnersystemen und Datenbanken möglich.

Die Zahl der Beispiele ließe sich fortsetzen, allein aus Platzgründen wird auf eine weitere Erörterung verzichtet. Der interessierte Leser sei hier auf das »Postbuch« verwiesen, eine anschauliche Zusammenstellung aller Fernmelde- und Postdienste. Das Werk kann bei jedem Postamt bestellt werden.

## III. Rückblick

Der 1. November 1901 markiert den Beginn des Telefonzeitalters im Raum St. Wendel. An diesem Tag nimmt im Erdgeschoß des Postamtsgebäudes Mommstraße eine handbediente Vermittlungsstelle mit 28 Teilnehmern und einer Kapazität von 50 Leitungen ihren Betrieb auf.

1948 wird für den Ortsverkehr die automatische Wahl eingeführt und Mitte der 50er Jahre können auch Ferngespräche ins übrige Saarland selbst gewählt werden.

In der nun folgenden Zeit setzt im Fernmeldewesen eine geradezu stürmische Entwicklung ein: Das Telefon wird Allgemeingut. Von 1962 bis 1987 verzehnfacht sich im Kreis St. Wendel die Zahl der Anschlüsse.

1974 zieht zwar die »gelbe Post« in ihr neues Gebäude Ecke Momm-/Bahnhofstraße um, dennoch war schon vorher absehbar, daß auch die nun zusätzlich zur Verfügung stehenden Räume den Anforderungen des Fernmeldewesens auf Dauer nicht gewachsen sein würden.

Bereits frühzeitig haben daher Alternativplanungen begonnen und 1973 wird das zum Netzschwerpunkt günstig gelegene Grundstück Tholey Berg erworben. Damit sind die Grundlagen für den Bau des neuen Fernmeldezentrums geschaffen.

## IV. Technik

### 1. Ortsvermittlungsstelle St. Wendel

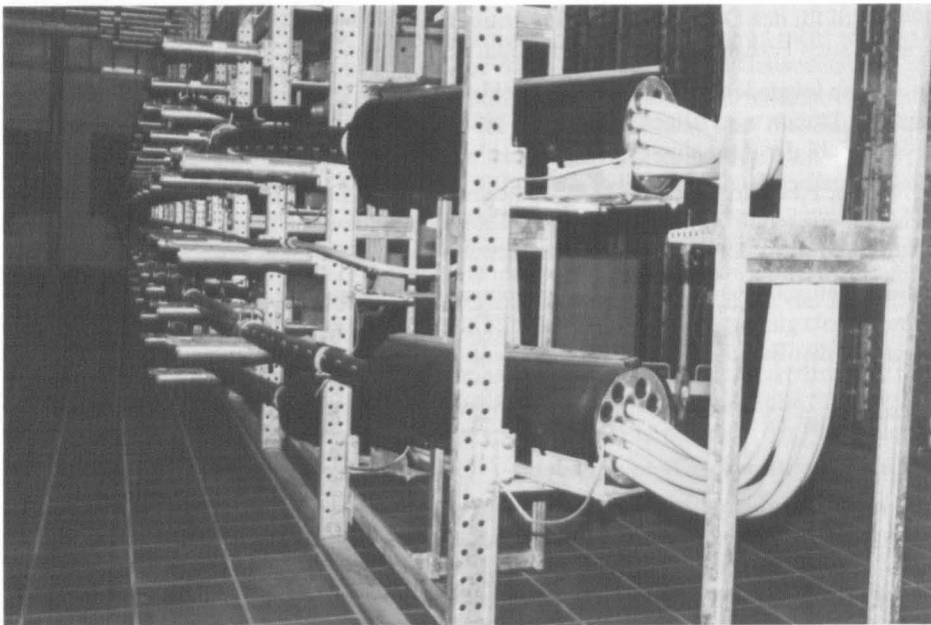
Die Ortsvermittlungsstellen nehmen in den hierarchisch aufgebauten Telefonnetzen die unterste und dennoch wichtigste Stufe ein. Von jedem Telefon führt in der Regel eine eigene Doppelader zu einer zugehörigen Ortsvermittlungsstelle (OVSt). Bei Abheben des Hörers wird dort automatisch eine bestimmte Technik aktiviert, die dann die ankommenden Wahlimpulse verarbeitet und eine Leitung zum Gesprächspartner innerhalb des gleichen Ortsnetzes durchschaltet.

Desweiteren werden in der Ortsvermittlungsstelle Zugänge zum Fernverkehrsnetz und zu den Auslandsnetzen bereitgestellt. Diese Zugänge, Autobahnauffahrten vergleichbar, die den Autofahrer aus dem Innerortsverkehr herausbringen, werden mittels der Wahl einer Null für innerdeutschen Fernverkehr bzw. der Wahl zweier Nullen für Auslandsverkehr beschriftet. Umgekehrt leitet die OVSt den ankommenden Fernverkehr an den Teilnehmer weiter.

An die Ortsvermittlungsstelle St. Wendel sind neben den Telefonkunden des eigentlichen Stadtbereiches auch die Teilnehmer aus Baltersweiler, Ober- und Niederlinxweiler, Remmesweiler, Urweiler, Leitersweiler und Winterbach angeschlossen (siehe Tabelle, S. 57).

All diese Anschlüsse sind über das weitverzweigte Kabelsystem des Ortsnetzes St. Wendel (siehe auch Abschnitt V »Baubezirk«), wie bereits erwähnt über jeweils eigene Doppeladern in den Kabelaufteilungsraum des Dienstgebäudes geführt. Dort werden die teilweise recht dicken Kabel mit bis zu 8 cm Durchmessern und 4000 Drähten auf Kabelgestellen wieder in Einzeladern aufgeteilt. Diese sind dann in einem weiteren Raum am sogenannten Hauptverteiler angeschlossen. Der Hauptverteiler ist die Schnittstelle zwischen der Kabelseite und der eigentlichen Vermittlungstechnik, d. h. hier erfolgt mittels Rangierdrähten die Zuordnung einer ankommenden Teilnehmerleitung zu einer bestimmten Rufnummer; ferner können hier auch Ansagen geschaltet werden. In dem oben erwähnten Kabelaufteilungsraum enden neben den 10 Kabeln des Ortsnetzes auch 14 zur Knotenvermittlungsstelle St. Wendel gehörende Fernkabel, u. a. eine Glasfaserverbindung nach Alweiler.

Desweiteren kommt hier auch ein Kabel von der Rundfunkempfangsstelle Kothenhübel an. Die dort empfangenen Fernseh- und Hörrundfunkprogramme werden verstärkt und gelangen danach zu den einzelnen Wohnungen.



Teilansicht Kabelaufteilungsraum

Ein Großteil der Kabel ist druckluftüberwacht, d. h. das Kabelinnere steht unter einem ständig überwachten Druck. Bei Beschädigung des Kabelaußenmantels (z. B. durch Erdarbeiten) kommt es zu einem Druckabfall, der sofort einen Alarm auslöst. Diese Einrichtung hat den Vorteil, daß noch vor evtl. erst langfristiger Veränderung elektrischer Kennwerte Maßnahmen ergriffen werden können. Ferner wird durch die austretende Luft das Vordringen von Wasser in Längsrichtung und damit die Zerstörung großer Kabelstrecken vermieden.

Doch zurück zur eigentlichen Ortsvermittlungsstrecke:

Um Verbindungen zwischen jedem der rund 8600 Telefone des Ortsnetzes St. Wendel schalten zu können und um Zugangs- und Aufnahmemöglichkeiten für den Fernverkehr bereitzustellen, wurde für den Erstaufbau 1986 in einem weiteren Raum auf einer Fläche von 165 m<sup>2</sup> Technik im Wert von rund 6 Millionen DM aufgebaut. Diese Einrichtungen verteilen sich auf 12 Gestellreihen von 2,80 m Höhe und 9,60 m Länge. Bereits Anfang 1988 wurden im Zuge einer Erweiterungsbaumaßnahme Beschaltungsmöglichkeiten für weitere 600 Telefone geschaffen.

Zur Ortsvermittlungsstelle zählt ferner ein 40 m<sup>2</sup> großer Ergänzungsraum, in dem die Gebührenzähler für die einzelnen Rufnummern und Durchwahleinrichtungen für große Nebenstellenanlagen untergebracht sind.

Die Gebührenzähler werden im Falle von Ortsgesprächen durch einen elektronischen Zeittaktgeber in der Ortsvermittlungsstelle gesteuert bzw. bei Ferngesprächen durch Impulse die von der Knotenvermittlungsstelle kommen und abhängig sind von der gewählten Vorwahlkennzahl. In der Bundesrepublik sind z. Z. rund 27 Millionen Telefonhauptanschlüsse geschaltet, davon entfallen ca. 450000 auf das Saarland. Für jeden dieser Anschlüsse ist einmal monatlich eine »Ablesung« durchzuführen und eine Fernmelderechnung zu erstellen. Es ist ersichtlich, daß aufgrund der großen Anzahl der Telefone diese Arbeiten unter Berücksichtigung von Wirtschaftlichkeit und Fehlerrate ganz einfach nicht mehr manuell, wie etwa beim Ablesen der Wasseruhr, durchgeführt werden können. Stattdessen werden bundesweit und somit auch in St. Wendel einmal im Monat die Zählerstände blockweise fotografiert; anschließend gelangen die Filme zu einem DBP-eigenen Rechenzentrum, wo automatisch Ablesung, Rechnungserstellung und -Versand erfolgen.

Insgesamt stehen für die Ortstechnik 300 m<sup>2</sup> zur Verfügung, eine Fläche, die für den Endausbau bis zum Jahre 2000 hin ausreichend ist, insbesondere unter Berücksichtigung der vorgesehenen Einführung platzsparender digitaler Vermittlungstechnik.

## 2. Knotenvermittlungsstelle St. Wendel

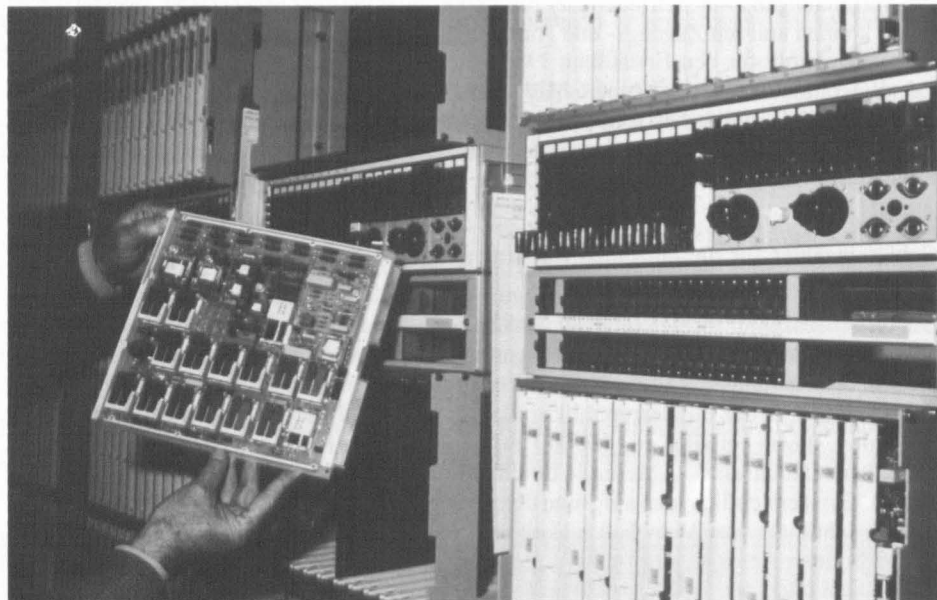
Wird nach Abheben des Telefonhörers als erstes eine Null bzw. zwei Nullen für Auslandsverkehr gewählt, so ist dies für die Ortsvermittlungsstelle (OVSt) ein Kennzeichen dafür, daß kein Ortsgespräch geführt werden soll und die Verbindung schaltet sich automatisch aus der OVSt heraus und kommt in der untersten Hierarchiestufe der Fernebene, der sogenannten Knotenvermittlungsstelle (KVSt) an.

An eine Knotenvermittlungsstelle (KVSt) sind immer mehrere Ortsvermittlungsstellen mit ihren Ortsnetzen angeschlossen. Im Falle der KVSt St. Wendel sind dies alle Ortsnetze, deren Vorwahl mit 0685 beginnt. Dies sind St. Wendel selbst (06851), Nohfelden (06852), Marpingen (06853), Oberthal (06854), Freisen (06855), Niederkirchen (06856), Namborn (06857) und Fürth (06858). Die ebenfalls im Kreis St. Wendel liegenden Ortsvermittlungsstellen Nonnweiler (06873) und Primstal (06875) sind an die Knotenvermittlungsstelle Wadern (0687X) angeschlossen.

In Tabelle 1 sind diese Ortsnetze mit den dazugehörigen Orten bzw. Ortsteilen und der jeweiligen Anschlußzahl ausführlich dargestellt. Daraus ist ersichtlich, daß die Knotenvermittlungsstelle St. Wendel den Fernverkehr von mehr als 30000 Telefonanschlüssen vollautomatisch abwickelt. Eine Knotenvermittlungsstelle konzentriert den abgehenden Fern-



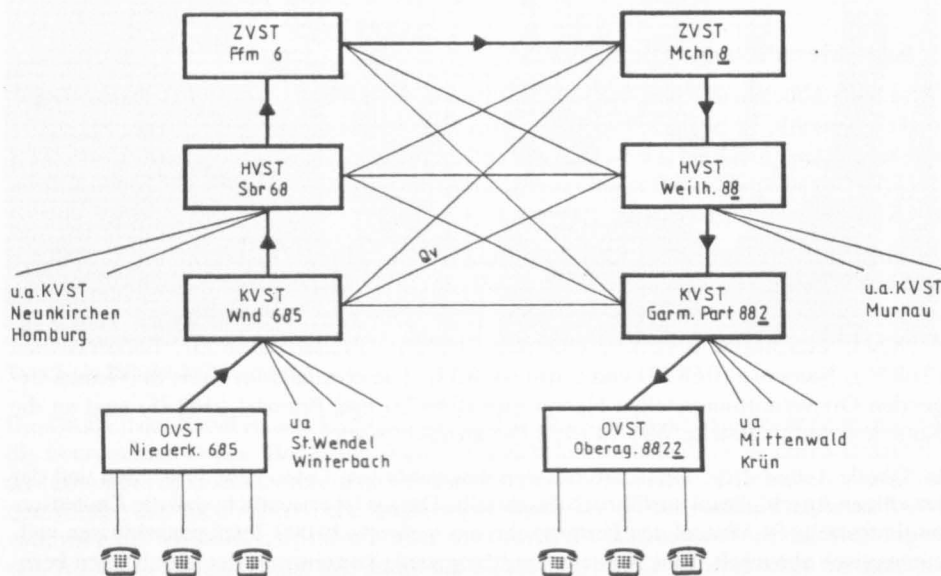
Bild 3 zeigt eine aus dem Gestellrahmen gezogene Baugruppe der Knotenvermittlungsstelle.



Baugruppe Knotenvermittlungsstelle

Der besseren Übersichtlichkeit halber ist in Bild 4 grob der Aufbau einer Verbindung von Niederkirchen nach Oberammergau (Vorwahl 08822) dargestellt:

Schema Verbindungsaufbau Niederkirchen – Oberammergau



verkehr ihrer Ortsvermittlungsstellen und schaltet ihn auf die aufnehmenden Fernvermittlungsstellen (ebenfalls Knotenvermittlungsstellen oder die im Netzaufbau höher stehenden Haupt- und Zentralvermittlungsstellen). Ferner sammelt sie auch den von dort ankommenden Verkehr und verteilt ihn weiter an ihre jeweiligen Ortsvermittlungsstellen, diese wiederum an die einzelnen Teilnehmer. Zur Erfüllung dieser Aufgaben ist die KVSt St. Wendel derzeit mit rund 500 Fernleitungen beschaltet.

**ON St. Wendel (06851)**

- St. Wendel
- Baltersweiler
- Oberlinxweiler
- Niederlinxweiler
- Remmesweiler
- Urweiler
- Leitersweiler
- Winterbach

Anschlüsse 1962: 986 / 1987: 8600

**ON St. Wendel-Niederkirchen (06856)**

- Niederkirchen
- Hoof
- Osterbrücken
- Marth
- Saal
- Bubach

Anschlüsse 1962: 99 / 1987: 1360

**ON Nohfelden (06852)**

- Türkismühle
- Nohfelden
- Eisen
- Sötern
- Waldbach
- Gonnesweiler
- Neunkirchen/N.
- Walhausen
- Steinberg/Deckenh.
- Wolfersweiler
- Bosen
- Eckelhausen

Anschlüsse 1962: 252 / 1987: 3540

**ON Namborn (06857)**

- Hirstein
- Hofeld
- Mauschbach
- Furschweiler
- Roschfeld
- Grügelborn
- Eisweiler
- Pinsweiler
- Gehweiler
- Mosberg-Richweiler
- Asweiler-Eitzweiler
- Reitscheid

Anschlüsse 1962: 177 / 1987: 2340

**ON Marpingen (06853)**

- Tholey
- Theley
- Hasborn
- Sotzwieler
- Bergweiler
- Alsweiler
- Marpingen
- Leitzweiler

Anschlüsse 1962: 441 / 1987: 5980

**ON Ottweiler-Fürth (06858)**

- Fürth
- Dörrenbach Münchwies
- Steinbach
- Werschweiler

Anschlüsse 1962: 139 / 1987: 2390

**ON Oberthal (06854)**

- Oberthal
- Güdesweiler

**ON Nonnweiler (06873)**

- Nonnweiler
- Braunshausen

Gronig  
Bliesen  
Namborn  
Heitersberg

Otzenhausen  
Kastel  
Sitzerath  
Schwarzenbach  
Bierfeld  
Mariahütte

**Anschlüsse** 1962: 242 / 1987: 3670

**Anschlüsse** 1972: 734 / 1987: 2383

### **ON Freisen (0 68 55)**

Oberkirchen  
Freisen  
Schwarzerden  
Hauersweiler

### **ON Nonnweiler-Primstal (0 68 75)**

Primstal  
Selbach  
Eiweiler

**Anschlüsse** 1962: 157 / 1987: 2340

**Anschlüsse** 1972: 308 / 1987: 1260

### **Tabelle 1:** Ortsnetze mit Orten/Ortsteilen und Anzahl der Telefonanschlüsse

Durch Wahl der Null erfolgt eine Herausschaltung aus dem Netz Niederkirchen nach der Knotenvermittlungsstelle St. Wendel. Von hier führen Leitungen über die Hauptvermittlungsstelle Saarbrücken zur Zentralvermittlungsstelle Frankfurt. Von Frankfurt aus wird die Zentralvermittlungsstelle München (alle Vorwahlen 08 . .) angesteuert. Über die absteigende Hierarchie (Hauptvermittlungsstelle Weilheim (088 . .), Knotenvermittlungsstelle Garmisch-Partenkirchen (08 82 . .) gelangt man schließlich zum Ortsnetz Oberammergau (0 88 22).

Aus wirtschaftlichen Gründen ist es nicht in jedem Fall sinnvoll den eben beschriebenen, in der Skizze dick eingetragenen langen Weg zu gehen. Daher existieren zwischen den einzelnen Vermittlungsstellen entsprechend der Häufigkeit der Verkehrsbeziehungen eine große Vielzahl direkter Querleitungen. Eine wichtige Baugruppe der Knotenvermittlungsstelle stellt in diesem Zusammenhang den sogenannten »Umwirter« dar, der für ein bestimmtes Ziel aus der Vielzahl der zur Verfügung stehenden Verbindungswege den kürzesten, gerade nicht besetzten herausucht. Ferner legt er aufgrund der Vorwahlzahl unabhängig vom Verbindungsweg die Impulse für die Gebührenzahlung in der Ortsvermittlungsstelle fest.

Derzeit sind in der Knotenvermittlungsstelle St. Wendel auf 240 m<sup>2</sup> Fläche technische Einrichtungen im Wert von etwa 12 Millionen DM aufgebaut.

### **3. Übertragungstechnik und Datenumsetzerstelle**

Die im Erdreich befindlichen Kabel der DBP stellen einen recht hohen Investitionswert dar. Aus Wirtschaftlichkeitsgründen ist es bei längeren und stärkeren Verkehrsbeziehungen nicht mehr sinnvoll, jedem Telefonkanal eine eigene Doppelader zuzuordnen. Stattdessen wird eine Vielzahl von Kanälen (z. Z. bis max. 10 800) auf elektronischem Wege zusammengefaßt und dann über ein einziges Adernpaar bzw. über eine sogenannte Koaxialleitung übertragen.

Die Koaxialkabel bestehen aus einem Außenleiter und einem dazu konzentrisch angebrachten Innenleiter. Sie sind in der Lage, ein großes Frequenzband bzw. eine hohe Datenrate zu übertragen. Ein im Privathaushalt übliches Koaxialkabel ist das bekannte TV-Antennenkabel.

In St. Wendel sind drei Fernstrecken (Richtung Lebach, Kusel und Neunkirchen) in Koaxialkabeltechnik ausgeführt.

Die für die Kanalzusammenfassung bzw. Aufteilung erforderliche Elektronik ist in St. Wendel in einem separaten, 65 m<sup>2</sup> großen Raum untergebracht. Ihr Investitionswert beträgt rund 6,6 Millionen DM.

In diesem Zusammenhang ist auch die in einem anderen Raum installierte sogenannte Datenumsetzerstelle zu erwähnen, eine rund 100 000 DM teure Einrichtung, die Datensignale (z. B. Telexverkehr, Teletexverkehr [Bürofernschreiber], Datenendgeräte wie etwa Rechner) an die beiden Datenvermittlungsstellen in Saarbrücken heranführt.

### **4. Stromversorgung**

Für den reibungslosen Betrieb der Technik ist eine sichere Stromversorgung unerlässlich. Die meisten Geräte benötigen 60 Volt Gleichstrom, der mittels Transformation und Gleichrichtung aus dem öffentlichen Netz gewonnen wird. Bei Netzausfall wird sofort automatisch auf eine Batterieanlage umgeschaltet. Kurze Zeit später übernimmt dann ein Notstromaggregat die Funktion des fehlenden Netzes. Die Motorleistung des Diesellaggregats beträgt rund 300 PS. Die Kapazität der Batterien ist so bemessen, daß selbst bei Ausfall des Diesellaggregats der Betrieb auch zur Hauptverkehrszeit etwa 4 Stunden lang aufrecht erhalten werden kann.

Für die Stromversorgung waren Investitionen in Höhe von insgesamt 500 000 DM erforderlich, wovon 200 000 DM auf das Notstromaggregat entfielen.

### **5. Hochbau und Haustechnik**

Gebäude der Fernmeldetechnik sind entsprechend ihrer Aufgabe primär Zweckbauten. Neben der Bereitstellung von Büroräumen — unter Beachtung der Gestaltungsvorschrift für Arbeitsplätze — sollen sie hauptsächlich der Technik ein den Anforderungen entsprechendes »Gehäuse« zur Verfügung stellen.

Das heißt jedoch nicht, daß ästhetische und gestalterische Gesichtspunkte zurückgestellt werden. Der zwei- und dreigeschossige Gebäudekomplex wurde daher harmonisch in die Umgebung eingepaßt und mit einer ansprechenden Klinkerfassade verkleidet.

Baubeginn war der 17. Oktober 1983. Am 2. August 1985 wurde dann der Hochbau von der bis dahin zuständigen Oberpostdirektion Saarbrücken und das Fernmeldeamt übergeben und der Aufbau der Fernmeldetechnik konnte beginnen.

Für den Hochbau einschließlich der Haustechnik, wie Heizung, Klima, Lüftung und Elektroinstallationen wurden Aufträge für rund 10 Millionen DM vergeben. Sieben Firmen aus dem Kreis St. Wendel waren an diesen Arbeiten maßgeblich beteiligt.

### **6. Betrieb der Technik**

Um hohe Güte und große Zuverlässigkeit der angebotenen Dienste zu gewährleisten, ist neben sinnvoller Planung und einwandfreiem Aufbau der Technik auch eine entsprechende Organisation des laufenden Betriebes erforderlich.

Zur Betreuung der vollautomatischen Vermittlungs- und Übertragungstechnik sind noch 10 bzw. 4 Kräfte eingesetzt. Evtl. auftretende Unregelmäßigkeiten bewirken selbsttätig eine



Signalisierung, die zur Nachtzeit nach Saarbrücken oder Kaiserslautern weitergeschaltet wird.

Für Schaltarbeiten, Prüfungen, Messungen und Störungsbeseitigungen bei Einrichtungen der Kunden stehen weitere 14 Kräfte zur Verfügung.

Neben der Sicherstellung des laufenden Betriebes stehen somit alleine für diesen Aufgabenbereich in St. Wendel 28 Arbeitsplätze zur Verfügung, die auch fast ausschließlich mit Bewohnern des Kreises besetzt sind.

#### **V. Fernmeldebaubezirk St. Wendel**

Im zweigeschossigen Teil des Dienstgebäudes Tholey Berg ist auf einer Fläche von 760 m<sup>2</sup> der Fernmeldebaubezirk St. Wendel untergebracht. Hinzu kommen noch 2800 m<sup>2</sup> teilweise überdachte Lagerfläche sowie Stellplätze für 23 Dienstfahrzeuge.

Der Zuständigkeitsbereich des Baubezirks umfaßt den gesamten Kreis St. Wendel. Zu seinen Aufgaben zählt die vor-Ort-Abwicklung der örtlichen Kabelbauvorhaben, u. a. die Einweisung und Überwachung der hierzu eingesetzten Tiefbauunternehmen, das Lokalisieren und Beseitigen von Kabelfehlern (hervorgehoben z. B. durch Baggerarbeiten) sowie die Neuinstallation von Telefonen und Zusatzeinrichtungen.

Zu betreuen sind im gesamten Bezirk (Stadt St. Wendel alleine) rund 1400 km (265 km) Erdkabeltrasse, ein Röhrenkanalsystem von 23 km (16 km) Länge, 130 km (36 km) oberirdisch, an Masten befestigte Kabel sowie insgesamt rund 180 Kabelschächte bzw. im Boden liegende Abzweiggästen.

Die Aufwendungen im Baubezirk St. Wendel betragen 1987 alleine für Kabelbauvorhaben — u. a. eine Glasfaserstrecke von St. Wendel nach Alweiler — rund 5,3 Millionen DM. Davon entfielen etwa 3,5 Millionen DM auf Tiefbauarbeiten, die grundsätzlich von Privatfirmen ausgeführt werden. Dazu waren für größere Projekte 18 Tiefbauunternehmen unter Vertrag, von denen der ganz überwiegende Teil im Kreis St. Wendel ansässig ist.

Neben Arbeiten zum Ausbau und Erhalt des Kabelnetzes haben die ebenfalls fast ausschließlich aus dem St. Wendeler Raum stammenden Kräfte des BBz 1987 auch rund 2000 Neuanschlüsse ausgeführt.

#### **VI. Inbetriebnahme des Fernmeldenetzes**

Vor Inbetriebnahme des neuen Zentrums war das Kabelsystem von dem alten Gebäude in der Mommstraße zum Tholey Berg hin umzuverlegen.

Parallel dazu wurde die neue Technik aufgebaut und gründlich durchgeprüft.

Dann erfolgte in der Nacht vom 24. auf den 25. November 1986 nach einem generalstabsmäßig ausgearbeiteten Plan, der auch eine Vielzahl von Gegen-Vermittlungsstellen mit einschloß, die erfolgreiche Umschaltung. Das Gelingen dieser Großaktion ist vor allem ein Verdienst des Personals, das mit Erfahrung, Umsicht und großem persönlichem Einsatz zu Werke ging.

So konnte im Laufe des darauffolgenden Tages der damalige Präsident der Oberpostdirektion Saarbrücken, Herr Dr. Elmar Hauptmann, mit Stolz Gebäude und Technik den Vertretern des öffentlichen Lebens, der Behörden, der Firmen und der Medien vorstellen.

#### **VII. Zusammenfassung, Ausblick**

Das Fernmeldezentrum Tholey Berg, welches derzeit einen Vermögenswert von rund 40 Millionen DM repräsentiert, leistet, wie angeführt, einen wesentlichen Beitrag zur Infrastruktur des Kreises St. Wendel.

Die Vielzahl der öffentlich angebotenen Fernmeldedienste, von denen aus Platzgründen nur wenige kurz gestreift werden, schaffen die Grundlage für die immer wichtiger werdende Telekommunikation im Privatbereich und auch insbesondere im gewerblichen Bereich.

Darüberhinaus trägt die DBP zum Arbeitsplatzangebot der Region bei. Von den hier derzeit bestehenden 89 Dienstposten sind fast alle mit Kräften aus dem Kreis St. Wendel besetzt. Weitere Arbeits- und Ausbildungsplätze bei der DBP stehen für die Bewohner des Kreises in Saarbrücken und im restlichen Saarland zur Verfügung.

Desweiteren fördert vor allem die laufende Auftragsvergabe des Baubezirks im Bereich Tiefbau die Belebung der Wirtschaft unseres Gebietes und hilft damit, weitere Arbeitsplätze zu sichern. Gleiches gilt auch für die Aufträge an Fernmeldefirmen bezüglich der Erweiterung bzw. Auswechslung der eigentlichen Technik.

Bei der Konzeption des Fernmeldekomplexes Tholey Berg wurde von Anfang an großer Wert auf Erweiterungsmöglichkeiten und auf den Einsatz neuer Techniken gelegt.

Es existieren konkrete Planungen, in St. Wendel bereits ab 1990 mit der Auswechslung der jetzigen elektromechanischen Vermittlungstechnik gegen eine vollelektronische digitale Technik zu beginnen.

Die Digitaltechnik nimmt, stark vereinfacht ausgedrückt, von den jeweiligen Sprachsignalen sehr schnell hintereinander einzelne »Proben«. Die Proben werden in eine Folge von Nullen und Einsen codiert und dann ineinander verschachtelt übertragen bzw. vermittelt.

Neben einer ganzen Reihe von wirtschaftlichen und betrieblichen Vorteilen schafft die Digitalisierung vor allem die Voraussetzung zur Realisierung des von der DBP angestrebten einheitlichen Netzes. Die auch international genormte Konzeption erlaubt es, an eine einzige »Telekommunikationssteckdose« zeitlich nacheinander verschiedene Endgeräte anzuschalten, ähnlich wie z. B. bei einer normalen Elektrosteckdose. Hier sind allerdings komplizierte Datenprozeduren mit hochintegrierten Bausteinen zu beherrschen. Dies ermöglicht es dann, neben größerem Bedienungskomfort völlig neue Dienstmerkmale und Dienstkombinationen, z. B. in Mehrdienstendgeräten anzubieten. Die technischen Voraussetzungen für dieses Netzkonzept werden im Bereich der Knotenvermittlung St. Wendel etwa Mitte der 90er Jahre gegeben sein.

Entsprechend Gesichtspunkten des Bedarfs und der Betriebssicherheit besteht ferner die Möglichkeit, St. Wendel auch mittels Richtfunkverbindungen an das übrige Netz heranzuführen.

Mit all diesen, zum Teil schon konkret geplanten, Entwicklungsmöglichkeiten ist sichergestellt, daß das Fernmeldezentrum Tholey Berg nicht nur den heutigen, sondern auch den zukünftigen Anforderungen an die Telekommunikation im Kreis St. Wendel gerecht wird.

# 150 Jahre Evangelischer Kirchenkreis St. Wendel

Von Günter Stoll

Im Jahre 1985 wurde der Landkreis St. Wendel 150 Jahre alt. In zwei Ausgaben des »Heimatbuches des Landkreises St. Wendel« wurde dieses Ereignis gewürdigt. In der XX. Ausgabe (1983/84) wurde diesem Geburtstag ein besonderes Kapitel mit rund 100 Druckseiten gewidmet. In der XXI. Ausgabe (1985/86) wurde in einem zehneitigen Artikel ein Rückblick auf diese Festveranstaltung gegeben. Landrat Dr. Marner hatte damals eine stattliche Anzahl von Ehrengästen zur Geburtstagsfeier am 1. März 1985 in die Bliestal-Halle nach Oberthal eingeladen.

Nur wenigen Menschen des Landkreises St. Wendel ist aber bekannt, daß in 1985 noch eine andere Institution — die ehemals einmal eng mit der Gründung des Landkreises und der früheren Flächenausdehnung des Landkreises verknüpft war — ebenfalls 150 Jahre alt wurde.

Gemeint ist hier der **Evangelische Kirchenkreis St. Wendel**. Ganz gewiß ist ein solches Heimatbuch nicht der Platz, in dem einer Konfession ein Vorrang zu ihrer Darstellung eingeräumt werden sollte.

Wenn man aber hört, daß dieser Kirchenkreis von 1815 bis 1834/35 in den Grenzen des ehemals coburgischen Fürstentums Lichtenberg existierte und weiß, daß dieser Kirchenkreis an dem Tag, als der Landkreis St. Wendel als 13. Landkreis dem Regierungsbezirk Trier und damit dem Königreich Preußen zugeteilt wurde (1. 4. 1835), zur Evangelischen Kirche der Rheinprovinz kam, und wenn man mit Erstaunen feststellen muß, daß dieser Kirchenkreis die einzige Institution ist, die heute noch — trotz aller politischen Zeitläufe und den kriegsbedingten Verwaltungsmaßnahmen — nahezu deckungsgleich ist mit den Grenzen des »alten« — sprich früheren — Landkreises St. Wendel (bis 1919), dann ist es wohl angebracht und für den Heimatfreund eventuell auch verständlich, daß man diesem Ereignis ein paar Druckseiten in diesem Buch widmen darf.

Nach dem Wiener Kongreß (1815) erhielt Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha den Kanton St. Wendel zugesprochen. Er nannte sein neues Territorium »Fürstentum Lichtenberg« (lt. Dekret vom 24. 2. 1819). Verwaltungssitz wurde St. Wendel. 1834 verkaufte Herzog Ernst sein Fürstentum an Preußen. Damit kamen die evangelischen Bewohner des Kreises St. Wendel — zu dem damals auch die Bürgermeistereien Baumholder, Burglichtenberg, Grumbach und Sien aus dem heutigen rheinland-pfälzischen Gebiet gehörten — zur Evangelischen Kirche der Rheinprovinz.

Die evangelischen Christen der Rheinprovinz gehörten mit den anderen preußischen Besitzungen (Westfalen, Sachsen-Braunschweig, Anhalt, Brandenburg, Pommern, Schlesien, Posen-Westpreußen und Ostpreußen) zum Königreich Preußen, zu jenem Gebiet, in dem König Friedrich Wilhelm III. am 27. 9. 1817 zu einer Kirchen-Union zwischen Lutheranern und Reformierten aufgerufen hatte. »Mit dem Ende des ersten Weltkrieges endete auch das landesherrliche Kirchenregiment. 1922 gab sich die Evangelische Kirche in Preußen ihre erste Verfassung und nannte sich »Evangelische Kirche der altpreußischen Union«.

1951 gab diese sich eine neue Ordnung und 1953 einen neuen Namen: »Evangelische Kirche der Union«. (Auszug aus der Zeitschrift »Evangelisch« 1/88, S. 12/13, Herausgeber: Evangelische Kirche im Rheinland.)

Die einzelnen Landeskirchen auf dem Gebiet der Bundesrepublik sind seit 1948 in der Evangelischen Kirche Deutschlands (= EKD) zusammengeschlossen. Ratsvorsitzender der EKD ist derzeit Bischof Martin Kruse (Berlin). Zur rheinischen Landeskirche gehören heute (1988) insgesamt 46 Kirchenkreise mit rund 3,6 Millionen Gemeindegliedern in 830 Kirchengemeinden. Sitz der Kirchenleitung ist Düsseldorf. Der Vorsitzende der Kirchenleitung und der Landessynode (= Kirchenversammlung) führt in unserer Landeskirche die Bezeichnung Präses. In anderen Landeskirchen heißt der Inhaber dieses Amtes auch Landesbischof oder Kirchenpräsident. Derzeitiger Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland ist Pfarrer D. Gerhard Brandt.

Der Kirchenkreis St. Wendel hat eine N-S-Ausdehnung von ca. 50 km und eine W-O-Ausdehnung von ca. 30 km. Im Westen bilden teilweise Blies und Nahe die Grenze, während der Glan streckenweise die östliche Grenze bildet. Die Kirchengemeinde Dörrenbach liegt im südlichsten Teil des Kirchenkreises, während die Kirchengemeinde Schmidhachenbach (ca. 8 km südlich von Kirn) an der Nordgrenze des Kirchenkreises liegt.



Entwurf und Ausführung: Manfred Löwenstein

Der Nordosten des Kirchenkreises wird überwiegend von evangelischen Christen bewohnt, während im südwestlichen Teil des Kirchenkreises der katholische Bevölkerungsteil überwiegt.

Zu den einzelnen Kirchengemeinden gehören immer mehrere Orte. Die Evangelische Kirchengemeinde St. Wendel ist eine sogenannte Diaspora-Gemeinde; zu ihr gehören 27 Ortschaften.

Der Kirchenkreis erstreckt sich nach der Gebietsreform in Rheinland-Pfalz (1969) und der Gebiets- und Verwaltungsreform im Saarland (1. 1. 1974) in die Bereiche von 5 Landeskrei-



sen: Neunkirchen, St. Wendel, Birkenfeld, Bad Kreuznach und Kusel. Die Seelenzahl beträgt 31.000.

Zum Kirchenkreis St. Wendel gehören derzeit 21 selbständige Kirchengemeinden. Einige davon sind pfarramtlich miteinander verbunden. Das hat dann zur Folge, daß es z. Zt. im Bereich des Kirchenkreises 18 Gemeindepfarrstellen, 2 Gemeindepfarrstellen und 1 kreiskirchliche Pfarrstelle gibt. Die kreiskirchliche Pfarrstelle wurde für die berufsbildenden Schulen in St. Wendel ausgewiesen.

In den Jahren 1937/38 wurde nordöstlich von Baumholder ein Truppenübungsplatz angelegt. »4063 Menschen in 14 Gemeinden sowie 14 Mühlen und Einzelgehöfte verloren damals ihre Heimat«, heißt es in einem Artikel der »Saarbrücker Zeitung« vom 15. 6. 1988, Seite 23.

Die Bewohner wurden natürlich für die Gebäude und Ländereien finanziell entschädigt und in andere deutsche Landesteile umgesiedelt. Auf der Karte des Kirchenkreises ist der Truppenübungsplatz als »weißer Fleck« deutlich zu erkennen.

Das Leitungsorgan einer Kirchengemeinde ist das Presbyterium mit 1 bzw. mehreren Pfarrern. Das Leitungsorgan des Kirchenkreises ist die Kreissynode. Die Kreissynode setzt sich aus den Pfarrern des Kirchenkreises und gewählten Vertretern aus den einzelnen Kirchengemeinden und berufenen Mitgliedern zusammen. Die Kreissynode tagt in der Regel jährlich einmal (ca. 50 stimmberechtigte Mitglieder).

Die Synodalen wählen den Kreissynodalvorstand (= KSV) und den Superintendenten. Der Kreissynodalvorstand leitet den Kirchenkreis im Auftrage der Kreissynode. Er setzt sich zusammen aus dem Superintendenten, dem Synodal-Assessor, dem Skriba (= Schriftführer) und vier Synodalältesten. Der Superintendent ist Vorsitzender der Kreissynode und des Kreissynodalvorstandes.

Erster Superintendent des Kirchenkreises war von 1834/35 bis 1837 Friedrich Wilhelm Spener, Pfarrer in Herren-Sulzbach. Der 14. Superintendent war von 1964 bis 1980 Eberhard Zeschnigk, Pfarrer in Reichenbach, dann in Baumholder, dann in St. Wendel. Der derzeitige Superintendent unseres Kirchenkreises ist (seit 1980) Pfarrer Herbert Stalp aus Reichenbach.

Die Kreissynode im Jubiläumsjahr 1985 fand am 4. 11. 1985 auf Burg Lichtenberg statt.

Da es bisher keine Dokumentation über die Geschichte des Kirchenkreises gibt, beschloß die Synode einstimmig, aus Anlaß des 150jährigen Bestehens des Kirchenkreises eine Chronik — eine Festschrift — herauszugeben. Die am 3. 11. 1986 in Weierbach tagende Kreissynode stellte für das Rechnungsjahr 1987 die finanziellen Mittel bereit und wählte aus ihrer Mitte einen Redaktionsausschuß. Diese Mitglieder arbeiteten selbstverständlich ehrenamtlich. 20 mal kam der Ausschuß zu Arbeitssitzungen in Baumholder und St. Wendel zusammen. Ausschußmitglieder: Erich Henn, Gerhard Koepeke, Rolf Schmidt, Günter Stoll.

Inhaltlich sollte in dieser Schrift einerseits die Geschichte des Kirchenkreises aufgezeigt werden, andererseits sollten aber auch alle 21 Kirchengemeinden des Kirchenkreises mit ihrem kirchlichen Leben dargestellt werden. Die Beiträge der einzelnen Kirchengemeinden sollten von den jeweiligen Pfarrern oder geeigneten bzw. interessierten Gemeindegliedern verfaßt werden. Zur Erleichterung der Arbeit für die einzelnen Kirchengemeinden und Autoren der Beiträge wurde vom Redaktionsausschuß eine sogenannte »Vorgabe« erarbeitet.

Wie sieht nun das Buch aus, wie ist es aufgebaut?

- a) Umfang 236 Seiten, davon
- b) Kirchenkreis-Teil (einschließlich Grußworte und Vorwort): 63 Seiten
- c) Gemeindeteil: 173 Seiten
- d) Auflage: 3.000
- e) Druckerei: St. Wendeler Druckerei
- f) Verlag: Eigenverlag  
Herausgeber: Ev. Kirchenkreis St. Wendel
- g) Redaktionsausschuß: 4 Personen, dazu 25 Mitarbeiter in den einzelnen Gemeinden
- h) Verkaufspreis: DM 12,80

Am Ende des Buches befindet sich eine Faltkarte, die doppelseitig bedruckt ist. Auf der Vorderseite wird der Kirchenkreis in seiner gegenwärtigen Lage dargestellt (Entwurf und Zeichnung: Peter Schmidt); auf der Rückseite wurde eine »Specialkarte über das Fürstentum Lichtenberg« aus dem Jahre 1829 abgedruckt.

Die Titelseite des Buches ist sehr schmuck gestaltet. Hier wird im Prägesatz auf weißem EfaLin-Feinleinen das Siegel des Kirchenkreises in farbiger Fassung dargestellt.

Bis 1979 führte der Kirchenkreis ein Siegel, das in der Form nicht mehr den »Richtlinien für das Siegelwesen in der Ev. Kirche im Rheinland« entsprach (Kirchliches Amtsblatt 1967, S. 3). Dieses »ehemalige Siegelbild« ist auf der Karte des Kirchenkreises (links oben) abgebildet.

In einem Schreiben des Landeskirchenamtes an den Superintendenten des Kirchenkreises St. Wendel (vom 28. 5. 1979) wurde der Beschluß des Kreissynodalvorstandes vom 28. 3. 1979 über die Anfertigung eines neuen Siegels nach dem Entwurf des Grafikers Ludwig Schmidt (Büdingen) genehmigt.



Das Kirchensiegel ist entstanden in Anlehnung an das Wappen des Fürstentums Lichtenberg. Der Heraldiker Horst Kohler, der die farbige Ausgestaltung des Wappens zeichnete, schrieb u. a.: »Wie aus der Begründung des Siegels von Herrn Prof. Dr. Herrmann entnommen werden kann, bildet Grundlage das Wappen des Fürstentums Lichtenberg. Der obere Teil des Siegels entspricht diesem Wappen. Der untere Teil des Siegels enthält dagegen nur ein großes Kreuz statt einer Vielzahl kleiner Kreuze im Lichtenberger Wappen.«

Das neue Kirchenkreissiegel  
des Evangelischen Kirchenkreises St. Wendel (seit 1979)

Die Beschreibung der farbigen Fassung des Siegels lautet: »Geteilt, oben in Silber ein wachsender goldgekrönter, goldbewehrter und goldgezungter blauer Löwe, unten in Blau ein silbernes Kreuz.«



Vorstellung der Chronik im Historischen Sitzungssaal des Landratsamtes zu St. Wendel am 21. 10. 1987 (v.l.n.r.: Gerhard Koepke, Erich Henn, Herbert Stalp, Günter Stoll)

Auf Vorschlag des Redaktionsausschusses beschloß der Kreissynodalvorstand, das aus Anlaß des 150. Geburtstages des Kirchenkreises »geborene« Geburtstagsgeschenk — die »Chronik des Kirchenkreises« — in feierlicher Form der Öffentlichkeit und dem kirchlichen Gremium, der Kreissynode, vorzustellen.

Als Ort für die Vorstellung der Chronik stellte Landrat Dr. Marner den stilvoll restaurierten »Historischen Sitzungssaal« im Landratsamt von St. Wendel zur Verfügung.

Am Mittwoch, dem 21. Oktober 1987, wurde das Festbuch im Rahmen einer Feierstunde vor 40 geladenen Gästen, unter denen sich Landräte, Pfarrer, Pressevertreter, Vertreter der Kreisverwaltung, Vertreter des Kirchenkreises und Autoren befanden, der Öffentlichkeit vorgestellt. Im Auftrage des Redaktionsausschusses überreichte Günter Stoll das 1. Chronik-Buch an Superintendent Herbert Stalp.

Der Superintendent überreichte dann je eine Chronik an Landrat Dr. Waldemar Marner, Landrat a. D. Gustav Adolf Held (Kusel), Landrat a. D. Dr. Walter Beyer (Birkenfeld) und an die anwesenden Personen.

Auf der Kreissynode in Nahbollenbach am 2. 11. 1987 wurde dann die Chronik den Synodalen und geladenen Gästen dieser Tagung vorgestellt. Der Superintendent überreichte hier ein Exemplar der Chronik an die anwesende Oberkirchenrätin Vogel von der Kirchenleitung in Düsseldorf.

Das Festbuch fand allseits Anklang und Anerkennung. Es kann gekauft werden bei den einzelnen Kirchengemeinden, bei der Superintendentur des Kirchenkreises in 6589 Reichenbach oder beim Ev. Rentamt in 6759 Offenbach, Klosterstraße 11.

Da in dem Festbuch »150 Jahre Ev. Kirchenkreis St. Wendel« neben dem kreiskirchlichen Teil auch viele Ereignisse und historische Gegebenheiten aus den einzelnen Kirchengemeinden berichtet werden, ist dieses Buch weit mehr als eine Chronik — es ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Handbuch, das dem einzelnen Leser gewiß auch als »Nachschlagewerk« dienen kann.

In seinem Grußwort zur Chronik und damit zum Jubiläum schreibt der Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland — D. Gerhard Brandt — u. a.:

»Ich wünsche dem Kirchenkreis St. Wendel für die Herausforderungen, die sich den Gemeinden heute stellen und mit denen unsere Kirche fertig werden muß, daß die Kraft des Evangeliums unseres Herrn Jesus Christus dazu ermutigt, in dieser Welt mit Freude, Phantasie und Hoffnung Christ zu sein.«

#### Quellennachweis

- 1) Heimatbuch des Landkreises St. Wendel, 1983/84, Eigenverlag
- 2) Chronik des Evangelischen Kirchenkreises St. Wendel, 1987, Eigenverlag
- 3) Weitere Quellen wurden im Text angegeben.

Bei der Vorstellung der Chronik am 21. 10. 1987 (v.l.n.r.: Landrat a. D. Gustav Adolf Held, Landrat a. D. Dr. Walter Beyer, Landrat Dr. Waldemar Marner, Superintendent Herbert Stalp)





## 50 Jahre Ostertalbahn

Von Reimund Benoist

### Der 80jährige Kampf um die Ostertalbahn

Der Leben der Ostertaler im vergangenen Jahrhundert war hart und entbehrungsreich. Die Bevölkerung hatte sich innerhalb von 100 Jahren mehr als verdoppelt und lebte fast ausschließlich von den kargen Erträgen aus der Landwirtschaft. Da die zu bewirtschaftende Fläche nur geringfügig erweitert werden konnte, wurde die Anbaufläche pro Einwohner und damit der Ertrag von Jahr zu Jahr geringer. Selbstverständlich wurde versucht, der Armut und den häufigen Hungersnöten zu entfliehen. So wurde in bescheidenem Umfang Industrie angesiedelt, z. B. Kohlengruben in Dörrenbach, Osterbrücken und Hoof; Kalkstollen gab es in Werschweiler und Dörrenbach. Manche wanderten aus. Andere wiederum suchten sich in dem bei Neunkirchen beginnenden saarländischen Industrievier Arbeit und Brot.

Gerade die letztgenannte Möglichkeit war für viele Ostertaler das Idealziel. Konnte doch die Frau zu Hause meistens die kleine Landwirtschaft weiter betreiben, während der Mann bei den Saargruben oder auf der »Neunkircher Hütte« das Geld für den Familienunterhalt verdiente. Es gab jedoch ein fast unüberwindbares Problem: die damaligen miserablen Verkehrsverhältnisse.

Es ist verständlich, daß man sich im Ostertal schon frühzeitig Gedanken machte über eine Verbesserung dieser Situation. Bereits im Jahre 1856 wurde der Vorschlag unterbreitet, die Rhein-Nahe-Bahn statt über Idar-Oberstein-Türkismühle-St. Wendel-Ottweiler-Neunkirchen durch das Glan- und Ostertal nach Neunkirchen zu führen. Dieser Vorschlag scheiterte, trotz einer errechneten Einsparung von 3.850.000 Talern, an dem Umstand, daß die Bahnstrecke dann teils über bayerisches Gebiet verlaufen wäre; es sollte aber eine rein preussische Bahn werden.<sup>1)</sup>

Die 1860 in Betrieb genommene Rhein-Nahe-Bahn brachte erhebliche Vorteile. Die Bergleute sind damals »bei Wind und Wetter« in der Nacht vom Sonntag auf Montag gegen 3 Uhr abmaschiert zum nächstgelegenen Bahnhof, schwerbeladen mit Kleidern und Eßwaren. Sie blieben während der ganzen Woche fort und wohnten meistens in Schlafhäusern. Die Rückkehr erfolgte, je nach der »Schicht«, zwischen Samstagmittag und Sonntagmorgen. Trotzdem waren bereits 1870 38 % aller Haushaltsvorstände in Dörrenbach von Beruf Bergmann<sup>2)</sup>. In den anderen Ostertalorten dürfte der Anteil der Bergleute ähnlich hoch gewesen sein. Mit dem Aufkommen der Fahrräder nach der Jahrhundertwende verbesserte sich diese Situation etwas. Der Zwang zum Verweilen in den Schlafhäusern entfiel. Der Weg zur Arbeit blieb jedoch mühsam und beschwerlich.

Unter diesen Umständen ist es nur zu verständlich, daß es im Ostertal »gärte«, daß ständig Ausschüsse und Kommissionen gebildet wurden, immer wieder gemeinsame Gemeinderatssitzungen stattfanden und Protestveranstaltungen durchgeführt wurden. Alle diese Maßnahmen hatten nur ein Ziel: Den Bau der Ostertalbahn.

Oft glaubte man, dem Erfolg nahe zu sein. So schrieb 1896 eine Frau aus Saal ihrer Tochter nach Amerika:

»Wenn ihr wieder nach Deutschland kommt, könnt ihr mit der Eisenbahn bei unserem Haus absteigen . . . dann gibt es eine andere Welt . . .«<sup>3)</sup>

Es sollte aber noch viele Jahre dauern, bis sich der Traum aller Ostertäler erfüllte und am 26. September 1937 die Ostertalbahn feierlich eingeweiht und die Teilstrecke Ottweiler-Niederkirchen eröffnet wurde.

Die Gesamtstrecke von Ottweiler bis Schwarzenerden wurde 8 Monate danach, am 15. Mai 1938, dem Verkehr übergeben. 42 Jahre später, am 30. Mai 1980, wurde der Personenverkehr wegen Unrentabilität eingestellt. Heute verkehren nur noch Güterzüge von Ottweiler zu den Industrierwerken Saar nach Schwarzenerden.

### Das Jubiläum

Mit der Inbetriebnahme der Ostertalbahn am 26. September 1937 hatte sich ein Jahrhunderttraum der Ostertaler Bevölkerung erfüllt. Die Freude und Dankbarkeit über die Verwirklichung dieses Projektes ist auch heute noch spürbar. So war es eigentlich selbstverständlich, daß die Gemeindevertreter und Heimatvereine der Ostertalorte beschlossen, die 50. Wiederkehr dieses Ereignisses gemeinsam und in angemessener Form zu würdigen. Mit der Organisation und Durchführung der Veranstaltung wurde der Dörrenbacher Heimatbund e.V. beauftragt.

Das Ostertal bildet zwar landschaftlich-geographisch eine Einheit, war jedoch politisch immer schon in mehrere Herrschaftsbereiche aufgesplittet. Eine gemeinsame Veranstaltung hatte es noch nie gegeben. Sogar die Eröffnungsfeier der Ostertalbahn 1937 war zweigeteilt. Neben der Feier in Niederkirchen fand damals eine weitere Veranstaltung in Ottweiler statt, zu der die Vertreter des nicht-bayerischen Ostertales delegiert wurden.

Beim 50jährigen Jubiläum sollte es anders sein. Auf Beschluß der Gemeinde- und Vereinsvertreter von 13 Ostertalorten

- fand die gemeinsame Jubiläumsfeier für alle Anliegerorte von Schwarzenerden bis Steinbach in Dörrenbach statt
- wurde die Programmgestaltung von den kulturellen Vereinen aus den Anliegerorten durchgeführt

Der Bahnhof in Dörrenbach mit der bemalten Giebelseite

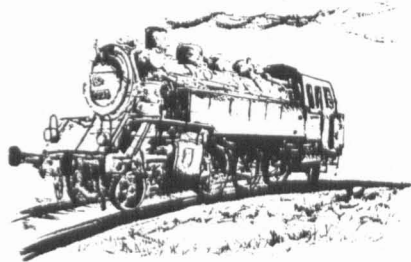


- haben 19 Autoren aus den Ostertalorten, Ottweiler und St. Wendel, gemeinsam die Geschichte des Ostertales niedergeschrieben und in der vom Dörrenbacher Heimatbund e.V. herausgegebenen »Chronik der Ostertalbahn« veröffentlicht
- sollte an den zwei Jubiläumstagen zwischen Ottweiler und Schwarzerden wieder ein regelmäßiger Zugverkehr stattfinden.

Außerdem hatte der Dörrenbacher Heimatbund e.V. den vom Verein käuflich erworbenen ehemaligen Dörrenbacher Bahnhof renoviert. Viel Bewunderung fand dabei das von der Dörrenbacher Künstlerin Ursula Krewer-Bordbach geschaffene Gemälde an der Giebelseite des Bahnhofes. Eine Dampflokomotive mit Personenwagen dreht sich (optisch) beim Standortwechsel des Betrachters und kommt immer auf diesen zu.

In dem Bahnhofsgebäude fand während der Jubiläumsfeier eine Ausstellung über »Planung, Bau und Betrieb der Ostertalbahn« statt.

Die Vertreter der Anliegerorte und Vorsitzenden der Heimatvereine hatten sich auf folgendes Festprogramm geeinigt:



#### Programmfolge:

(Änderungen vorbehalten)

Schirmherr: Finanzminister Heinz Kasper

#### Samstag, 26. 9.

Zugfahrt durchs Ostertal. 11.45 Uhr Abfahrt Bahnhof Ottweiler

12.34 Uhr Ankunft Bahnhof Schwarzerden/ Fa. IWS

Begrüßung. Musikalische Umrahmung: IWS-Werkskapelle.

13.00 Uhr Rückfahrt. 13.34 Uhr Ankunft in Dörrenbach.

13.45 Uhr Eröffnung der Ausstellung »Die Ostertalbahn« im Bahnhof Dörrenbach.

Die Ausstellung ist geöffnet: Samstag von 14.00 bis 22.00 Uhr,

Sonntag von 10.00 bis 22.00 Uhr.

Platzkonzert der IWS-Werkskapelle.

20.00 Uhr Jubiläumsveranstaltung »50 Jahre Ostertalbahn« im beheizten Festzelt am Bahnhof Dörrenbach unter Mitwirkung der kulturellen Vereine und Gruppen des Ostertales.

#### Sonntag, 27. 9.

10.00 Uhr Frühschoppenkonzert, Sternwanderung zum Dörrenbacher Bahnhof.

13.30 Uhr Treffen der Ostertäler. Bunter Nachmittag mit Musik, Gesang, Tanz, Unterhaltung unter Mitwirkung der kulturellen Vereine und Gruppen des Ostertales.

Zur Erinnerung an den 80jährigen Kampf der Ostertäler um die Ostertalbahn wird von allen Ortsvertretern gemeinsam eine Linde gepflanzt.

20.00 Uhr Tanzmusik im Festzelt mit der Freisbach Big Band.

Mitwirkende Vereine und Gruppen: Musikkapelle Harmonie, Oberkirchen; Volkshauskapelle Oberkirchen; Musikverein Happersweiler; Musikverein Alpenrose Saal e.V.; Musikverein »Lyra« Werschweiler; Karnevalsgesellschaft Oberkirchen; Unterhaltungsgruppe Hoof; Gesangsverein 1905 Niederkirchen; Singkreis Saal; Gemischter Chor »Harmonie« Werschweiler; Gemischter Chor Dörrenbach e.V.; Landfrauenchor Ostertal; Tanzgruppe Lets Dance, Dörrenbach; Männerchor Liederkranz Fürth e.V.; Tanzgruppe des TuS und der Landfrauen Steinbach, Wandergruppe Ottweiler.

Veranstalter: Dörrenbacher Heimatbund e.V.

Die Begeisterung der Ostertaler Bevölkerung bei dieser Jubiläumsfeier überraschte selbst die Optimisten. Schon der erste Zug war restlos besetzt, als er pünktlich um 12.34 Uhr in Schwarzerden ankam. Es herrschte ein Riesenjubiläum bei der Begrüßungsfeier am Schwarzerdener Bahnhof. Besonderen Beifall erhielt die Werkskapelle der Fa. Industrierwerke Saar GmbH.



Empfang der Gäste des Sonderzuges in Schwarzerden. Musikalischer Gruß der IWS-Werkskapelle

Nur Stehplätze waren für die bei der Rückfahrt zugestiegenen Fahrgäste noch zu haben. Auf jeder Station stiegen zwei Trompeter der Werkskapelle aus und bliesen einen flotten Marsch.

Großer Andrang herrschte dann am Dörrenbacher Bahnhof, wo die zentrale Jubiläumsveranstaltung stattfand. Nach einer Begrüßung durch den Vorsitzenden des Dörrenbacher Heimatbundes, Reimund Benoist, eröffnete der Bürgermeister der Kreisstadt St. Wendel, Klaus Bouillon, offiziell die Jubiläumsfeier. Viel Applaus erhielten der Ortsvorsteher Kurt John aus Steinbach für seinen Vortrag »Schütz mit der Schelle« und die beiden Dorfbuben Roman Schäfer und Andreas Schmitt für das Gedicht vom »Ostertaler Lottchen«.

Die Abendveranstaltung wurde von dem Schirmherrn der Jubiläumsfeier, Finanzminister Hans Kasper, eröffnet. Weitere Festredner waren Bürgermeister Klaus Bouillon, Regionalabteilungsleiter Krümmel von der Deutschen Bundesbahn und Bürgermeister Becker, Freisen.

Der stellvertretende Vorsitzende des Dörrenbacher Heimatbundes, Günter Stoll, stellte die Ortsvorsteher der einzelnen Anliegerorte vor und gab diesen wiederum Gelegenheit, im gegenseitigen Dialog über ihren Heimatort zu berichten.

Anschließend und am darauffolgenden Tag gestalteten die mitwirkenden kulturellen Vereine des Ostertales ein abwechslungsreiches, mit viel Applaus begleitetes, Programm.





Ortsvorsteher Kurt John aus Steinbach als Dorfschütz bei der Eröffnungsveranstaltung in Dörrenbach

Die Vertreter der Anliegerorte und Vorsitzenden der Heimatvereine pflanzen gemeinsam eine Linde zur Erinnerung an den Bau der Ostertalbahn. In der Bildmitte: Staatssekretär Henner Wittling und Armin Lang (MdL) - halb verdeckt -



Zur Erinnerung an den über Generationen andauernden Kampf der Ostertaler Bevölkerung um diese Bahnstrecke und zum Gedenken an die gefallenen und vermissten Ostertaler Soldaten wurde von den Ortsvertretern und Heimatvereinsvorsitzenden gemeinsam eine Linde vor dem Dörrenbacher Bahnhof gepflanzt.

Die Gäste in den ankommenden Zügen wurden von dem Musikantenduo Heinz Bentz (Schifferklavier) und Manfred Kremp (Teufelsgeige) mit munteren Weisen begrüßt.

Vor Abfahrt des letzten Zuges nach Ottweiler überreichten die Vertreter der Deutschen Bundesbahn (Günter Brill und Egon Allmann) zusammen mit dem Zugführer, dem Vorsitzenden des Dörrenbacher Heimatbundes das Zugbegleitschild zur Erinnerung an die großartige Feier des 50. Geburtstages der Ostertalbahn.

Dieses Zugbegleitschild wird mit vielen anderen, die Ostertalbahn betreffenden Gegenständen und Bildern bald im Dörrenbacher Heimatmuseum zu besichtigen sein. Dort wird zur Zeit die gesamte Ostertalbahnstrecke nachgebaut. Ab dem Zeitpunkt der Wiedereröffnung des Heimatmuseums (5. 11. 1988) werden dann auch wieder Züge durchs Ostertal fahren; allerdings nur Miniaturzüge in einer nachgebildeten Landschaft. Sie werden aber mithelfen, die Erinnerung wachzuhalten an den harten Kampf unserer Vorfahren um den Bahnbau und an die große Freude über die Verwirklichung des Projektes.

#### Literaturhinweise

- 1) Bettinger, Dieter; Chronik der Ostertalbahn, Dörrenbach, 1987  
Eigenverlag des Dörrenbacher Heimatbundes e.V., Seite 107
- 2) Benoist, Reimund; Chronik der Ostertalbahn, Seite 98
- 3) Kirsch, Hans; Chronik der Ostertalbahn, Seite 294

Begrüßung der ankommenden Züge in Dörrenbach mit Schifferklavier und Teufelsgeige



# Iren auf historischer Spurensuche

Ein außergewöhnlicher Besuch im St. Wendeler Land

Von Manfred Peter

Am 20. und 21. Juni 1987 erlebte das St. Wendeler Land einen Besuch, den man als außergewöhnlich im wahrsten Sinne des Wortes bezeichnen kann:

Eine Gruppe von etwa 120 Iren (in ihrer Mehrzahl Beamte der Institutionen der Europäischen Gemeinschaft), angereist aus Luxemburg, Brüssel, Leuven und Dublin, wandelten (wie die Saarbrücker Zeitung schrieb) auf den Spuren ihrer keltischen Vorfahren bzw. (wie es in einem anderen Artikel hieß) auf den historischen Spuren ihres Landsmanns Wendalinus.

## I. Die Gäste von der Grünen Insel auf der Suche nach ihren keltischen Vorfahren und Verwandten

1. Die Organisatoren dieses Besuches waren der Irische Club von Luxemburg unter Leitung seines Präsidenten Eoghan O'Hannrachain, der Club für keltische Musik und Folklore unter der Leitung seiner Präsidentin Frau Cliodhna Dempsey, Mitarbeiterin des Präsidiums des Europäischen Parlaments, der Irische Sportclub von Luxemburg unter Leitung seines Präsidenten Lieutenant Colonel Sean Dennehy, einem Kanadier irischer Abstammung, der bei der in Luxemburg stationierten NAMSAs, dem technischen Beschaffungsamt der NATO, beschäftigt ist. Die aus Brüssel angereiste Gruppe stand unter der Leitung von Liam Breslin, dem Präsidenten des Irischen Sportclubs von Brüssel.

2. Eine ganze Reihe von Prominenten gehörten zu dieser Gruppe bzw. stießen im Verlaufe des Besuches zu ihr. Zu nennen sind dabei zunächst Richie Ryan, Vizepräsident des Europäischen Rechnungshofs in Luxemburg und früherer Finanzminister der Republik Irland. Genannt werden kann auch Mark Clinton, der zwar aus terminlichen Gründen an dem Besuch am 20. und 21. Juni selbst nicht teilnehmen konnte, der aber den Besuch genau eine Woche später privat nachvollzog. Mark Clinton ist Vizepräsident des Europäischen Parlaments und früherer Landwirtschaftsminister der Republik Irland.

Dabei waren auch die Botschafter der Republik Irland und Bonn, seine Exzellenz Kester Heaslip, und der Botschafter der Republik Irland in Luxemburg, seine Exzellenz Aidan Mulloy, gleichzeitig Doyen des Diplomatischen Korps in Luxemburg.

Genannt werden soll auch Dr. Noel Whelan, Direktor der Europäischen Investitionsbank und damit einer der Spitzenmanager dieser Bank, der zweitgrößten Investitionsbank der Welt überhaupt.

Schließlich soll noch einmal Eoghan O'Hannrachain erwähnt werden, Finanzkontrolleur und Direktor und damit ranghöchster irischer Beamte des Generalsekretariats des Europäischen Parlaments.

Darüber hinaus war die Gruppe begleitet von zwei Priestern, von Pater Patrick O'Connor, einem Redemptoristen aus Luxemburg und Pater Kevin Jordan, einem Franziskaner aus Leuven.

3. Um das Ziel dieses Besuches zu verdeutlichen, lassen wir am besten die Gruppe selbst zu Wort kommen und zitieren das Rundschreiben, mit dem die Mitglieder der Gruppe zu diesem Besuch eingeladen worden waren. Dort heißt es:

Jedes Jahr macht unsere Gemeinschaft einen Ausflug in eine Gegend von kulturellem und historischem Interesse, um dort den Menschen zu begegnen und ihrerseits ein musikalisches, sportliches und touristisches Programm zu bieten. Alle vorausgegangenen Besuche waren außerordentlich unterhaltsam gewesen, so in Laon, Arras, Cambrai, Leuven . . .

Diese Jahr, am 20. und 21. Juni 1987, werden unser Ziel die Hochwaldhügel zwischen Trier und Saarbrücken sein. Diese Gegend war das Herzland der kulturellen und technologischen Entwicklung im keltischen Eisenzeitalter. Die Menschen, die in dieser Region lebten, entwickelten neue Techniken in Metallurgie und Landwirtschaft wie auch beim Bau von Höhenbefestigungen, bevor sie sich in neue Regionen bis hin nach Irland ausbreiteten.

Unser Besuch wird St. Wendel umfassen, daß im 7. Jahrhundert durch einen Missionar gegründet wurde, einige attraktive Dörfer, den gewaltigen Ringwall bei Otzenhausen — das größte vorgeschichtliche Baudenkmal Deutschlands —, die alte Abtei von Tholey, usw.

Das Thema des Wochenendes wird die keltische Zivilisation mit Musik, Sport, Gesang und Tanz sein.

Der bei weitem größte Teil des Territoriums, das heute die europäischen Gemeinschaften bildet, war einst von der keltischen Zivilisation erfaßt, die schließlich durch den römischen Krieg in Gallien untergegangen ist. Wir werden eine Befestigungsanlage besuchen, von der man annimmt, daß sie von einem der bedeutendsten keltischen Häuptlinge, der gegen Julius Cäsar Widerstand leistete, erbaut worden war.

Es wird vielfach angenommen, daß die frühen irischen Epen verfeinerte Versionen sind von den Sagen, die um die Lagerfeuer und den Hochwaldhügeln in der frühen Eisenzeit vorgetragen wurden.

Über Wendalinus wird gesagt:

Über Jahrhunderte kamen viele irische Missionare, männlichen und weiblichen Geschlechts, von Irland auf den Kontinent. Sie gaben Stätten wie St. Gobein, St. Fiacre, St. Gall, St. Wendel, ihren Namen. Andere gründeten Klöster, Schulen und Krankenhäuser an Plätzen, die weit gestreut sind bis nach Süditalien.

Unter ihnen befanden sich bemerkenswerte Persönlichkeiten, deren Ruf bis zum heutigen Tag fortgedauert hat, unabhängig von den Bewegungen innerhalb der Bevölkerung, von Kriegen und auch von dem durch den Ablauf der Zeit bedingten Verblässen des Gedächtnisses der Bewohner.

Einer der bedeutendsten war Wendalin oder Fionndailin, der in den Hochwalddraum und das St. Wendeler Land gegen Ende des 6. Jahrhunderts kam. Er starb im Jahre 617. Er kam aus Großirland, der kulturellen Einheit, die die Hochländer der Inseln von Schottland, der Insel Man wie auch von Irland selbst umfaßte, bevor Irland in einem friedlichen Prozeß seine »überseeischen Kontinente« aufgab.

## II. Das St. Wendeler Land und seine keltische Veranagenheit

Wie kaum eine andere Landschaft in Deutschland ist das nördliche Saarland und damit das St. Wendeler Land in seiner Geschichte durch das Keltentum geprägt. Es sind vor allem drei Epochen — die wichtigsten Epochen der keltischen Geschichte überhaupt — auf deren Spuren man überall stößt:

### 1. Die Zeit um 500 v. Chr. (Entstehen des Keltentums)

Mit der zweiten Phase der Eisenzeit begann um 500 v. Chr. die eigentliche Keltzeit. Bewirkt wurde dieser Wechsel von der Latène — zur Hallstattzeit durch einen Umbruch

von revolutionären Ausmaßen. Die genauen Gründe für diesen Umbruch sind nicht bekannt. Vieles deutet jedoch darauf hin, daß sie wirtschaftlicher Natur waren:

Man hatte gelernt, daß in großen Mengen verfügbare Eisen zu bearbeiten und schuf damit eine neue wirtschaftliche Struktur.

Gerade für die Zeit dieses Umbruchs sind die archäologischen Funde besonders stark in dem Gebiet zwischen Mosel, Rhein und Saar — und hier wiederum besonders auffallend im nördlichen Saarland — auszumachen. Diese Erkenntnis hat bedeutende Keltenforscher dazu gebracht, festzustellen, daß das kulturelle Zentrum sich zu Beginn der Keltenzeit in dem Gebiet zwischen den drei genannten Flüssen befunden habe. Andere haben das nördliche Saarland das klassische Land der keltischen Fürstengräber genannt und davon gesprochen, daß die sog. rolling hills der in Irland gesammelten alten keltischen Sagen sich im nördlichen Saarland befinden.

Fest steht, daß zu Beginn der eigentlichen keltischen Zeit (Latènezeit) das nördliche Saarland von Ringwällen überzogen wurde. Die beiden bedeutendsten waren der Hunnenring bei Otzenhausen und der Mommerich bei Gronig (von dem keltischen Wort Caran = Steinriegel). Nach neueren Erkenntnissen handelte es sich bei diesen Ringwällen nicht um Fliehburgen, sondern um geschützte Orte, in denen die hochgeschätzten Schmiede ungestört ihrer Kunst der Eisenverarbeitung nachgehen konnten.

In der Nähe dieser Ringwälle befinden sich häufig ein oder mehrere auffallende Grabhügel, die in die gleiche Zeit wie der Bau der Ringwälle datiert werden und von denen man annimmt, daß dort der jeweilige Fürst und Bauherr des Ringwalls begraben liegt. So haben wir bei Mommerich das Fürstengrab auf dem Fuchshübel und beim Hunnenring die berühmten Gräber von Schwarzenbach. In einem von ihnen fand man die sog. Goldschale, eine der schönsten keltischen Arbeiten überhaupt.

## 2. Die Zeit des 1. Jahrhunderts v. Chr. (Die letzten Kämpfe vor dem politischen Untergang des Keltentums)

Im 1. Jahrhundert v. Chr. — in einer Kombination von Überlegungen der Archäologie, der geschichtlichen Ereignisse und der Dendrochronologie wird man die Zeit um 75 bis 65 v. Chr. annehmen können — erfolgte ein gewaltiger Ausbau des Hunnenrings. Die Masse der Steine, die dabei benutzt wurden, hätte ausgereicht, um 3.000 Eigenheime zu bauen, 100 km Straße zu pflastern oder 20.000 Güterwaggons zu beladen, und ließen den Ringwall zu der stärksten keltischen befestigten Burg des Rheinlands werden, dem größten vorgeschichtlichen Baudenkmal Deutschlands überhaupt.

Der Ausbau des Hunnenrings wird dem keltischen Stamm der Treverer zugeschrieben. Eine Gegenüberstellung der archäologischen Erkenntnisse mit den Angaben in Cäsars »de bello gallico« läßt sogar erkennen, wer ihn erbaut hat:

Von den Archäologen wurde einerseits festgestellt, daß auf dem Hunnenring (und in seiner unmittelbaren Umgebung) als einzigem treverischem Oppidum um die Mitte des 1. Jahrhunderts (also Ende des Gallischen Krieges), ohne daß kriegerische Auseinandersetzungen am Ringwall selbst stattgefunden hatten, jegliche Besiedlung mit einem Schläge aufhörte. Andererseits berichtet Cäsar in seinem »de bello gallico«, daß die Familie des treverischen Fürsten Indutiomarus im Jahre 53 v. Chr. ihren Wohnsitz aufgegeben hatte und mit den Germanen über den Rhein gegangen war. Aus der Verbindung dieser beiden Angaben ist zu schließen, daß der Hunnenring der Sitz der Familie des Indutiomarus war und daß er — als bedeutendster Vertreter dieser Familie — als der Verursacher

dieses gewaltigen Ausbaus des Ringwalls, der zu einem Zeitpunkt erfolgte, als er sich im »besten Mannesalter« befand, in erster Linie in Frage kommt. Für diese These spricht auch der Name des Indutiomarus, der ins Deutsche übersetzt lautet »der im Frieden Großgewordene«. Über Indutiomarus, mit dem sich Cäsar in seinem Buch ausführlich auseinandersetzt und den er, wie die Formulierungen seines Buches zeigen, als einen seiner gefährlichsten Gegner ansah, haben wir so viele Anhaltspunkte, daß wir seinen Lebensweg einigermaßen rekonstruieren können. Im Zeitpunkt des Aufbaus des Hunnenrings muß er zwischen 30 und 40 Jahre alt gewesen sein. Zu Beginn des Gallischen Krieges stand er zusammen mit seinem Schwiegersohn und späteren Gegenspieler Cingetorix — dem zweiten von Cäsar namentlich erwähnten treverischen Fürsten — zunächst auf Seiten der Römer, änderte jedoch sehr bald, nachdem er erkennen mußte, daß die Römer nicht zur Befreiung, sondern zur Eroberung Galliens gekommen waren, seine Haltung, überwarf sich mit Cingetorix — der ihm nicht folgte — und organisierte einen gesamtgallischen Widerstand, der zahlreiche Stämme im nördlichen, östlichen, westlichen und mittleren Gallien umfaßte, und brachte Cäsar, der den taktischen Fehler gemacht hatte, seine Legionen auseinanderzulegen, an den Rand einer vernichtenden Niederlage.

Von eigenen Landsleuten verraten, wurde Indutiomarus 54 v. Chr. erschlagen. Nach seinem Tod ging der nordgallische und vor allem treverische Widerstand zwar weiter, war jedoch seines führenden Kopfes beraubt.

## 3. Die Zeit der iro-keltischen Missionare

Um 600 n. Chr. — die Völkerwanderung war zur Ruhe gekommen, das Land um das heutige St. Wendel fest in der Hand der Franken, wobei die zahlreichen gallo-römischen Dorfnamen vor allem um Tholey zeigen, daß noch eine nicht unbedeutende keltische Bevölkerung verblieben war — kam aus Irland der Mann, der der Region später ihren Namen gab und der sie wie kein anderer bis zum heutigen Tage geprägt hat: der Heilige Wendalinus. Seine Gebeine ruhen in einem Sakophag in der St.-Wendalinus-Basilika, die zu seinen Ehren im 13. bis 15. Jahrhundert erbaut wurde, als die schönste Kirche des Saarlandes gilt und bis zum heutigen Tage eine bedeutende Pilgerstätte geblieben ist. Das Leben des Heiligen Wendalinus ist umrankt von Legenden, aus denen sich folgender Lebenslauf herauslesen läßt:

Er war der hochgebildete Sohn einer vornehmen irischen Familie — man geht sogar davon aus, daß er ein Prinz war, — der sein Vaterhaus und das damit verbundene sorgenfreie Leben verließ, um auf dem Kontinent ein christliches Vorbild zu geben und das Evangelium zu predigen.

Seinen Lebensunterhalt verdiente er zunächst als Schweine-, dann als Schafhirt bei einem reichen, engherzigen Gutsherrn, dessen Hof in der Gegend von Trier gestanden haben soll. Schon früher muß es den Heiligen in die Gegend des heutigen St. Wendel gezogen haben, so daß er mit seinen Schafen immer wieder an Weideplätzen in dieser Region weilte. Als ihn der Gutsherr, der sich auf dem Heimritt nach Trier befand, eines Tages wieder an dieser Stelle traf, schalt er ihn, daß er trotz seines Befehls die Schafe allzu weit weg vom Gut weidete und deshalb nicht in der Lage sei, noch rechtzeitig zu Hause sein, damit er — der Gutsbesitzer — am Abend seinen Gästen ein Hammelbraten vorsetzen konnte. Als aber der Gutsherr am selben Abend in den Hof einritt, sah er, wie vor ihm Wendalinus gerade die Herde durch das Hoftor führte.



Das heiligmäßige Leben des Wendalinus verfehlte nicht seine Wirkung auf den Gutsherrn, und als äußeres Zeichen seiner Einkehr schenkte er Wendalinus eine kleine Einsiedelei nahe der Stelle, an der er ihn damals mit seinen Schafen getroffen hatte. Diese Einsiedelei soll an dem Platz gelegen haben, wo sich heute die St.-Wendalinus-Kapelle befindet, auf deren Kirchnestern der Lebensweg des Heiligen sich dargestellt findet. St. Wendalinus in seiner Klause wurde den Bauern der Gegend zum großen Helfer und Retter. Er heilte ihr Vieh, besorgte ihnen Wasser in trockenen Zeiten, indem er mit seinem Hirtenstab Quellen zum Sprudeln brachte.

Als in der Gegend des heutigen Tholey Mönche, die dort ein Kloster gegründet hatten, einen Abt wählten, fiel ihre Wahl auf Wendalinus. Er soll dieses Amt bis zu seinem Tod ausgeübt haben.

Nach seinem Tod bauten ihm die Mönche ein prachtvolles steinernes Grabmal. Am Morgen nach der Grablegung jedoch war das Grab geöffnet und der Leichnam lag draußen. Daraufhin luden die Mönche den Leichnam auf einen Ochsenkarren, und die Ochsen zogen den Karren mit dem Leichnam bis zu der Stelle, wo seine frühere Einsiedelei stand. Nicht allzuweit entfernt von dort, in der St.-Wendalinus-Basilika, ruhen seine Gebeine in einem prachtvoll gearbeiteten Sarkophag.

Einsiedelei aber und St.-Wendalinus-Basilika wurde über die Jahrhunderte und bis zum heutigen Tag für die Bewohner der Region und darüber hinaus zu einer wichtigen Pilgerstätte.

### III. Stationen des Besuches

#### 1. Der Ort, den der Heilige liebte (St. Wendel)

In St. Wendel besichtigte die Gruppe zunächst die St.-Wendalinus-Kapelle, die an der Stelle stehen soll, wo sich die Einsiedelei des Heiligen Wendalinus befand. Werner Wohlshlegel, aus dem Kreis St. Wendel stammender Beamter der EG-Kommission in Brüssel, der sich bereits in Brüssel der Gruppe angeschlossen hatte, erklärte den Besuchern die 1975 im Barockstil mit vielen Rokokoelementen errichtete Kapelle und ihre bis zum heutigen Tage gegebene Bedeutung als Pilgerstätte. Besonders einprägsam war für die Gäste die Darstellung der Szenen aus dem Leben des Heiligen auf den Fenstern der Kapelle.

Währenddessen hatten die Kinder — bei unseren Besuchern handelte es sich um ganze Familiengruppen — die Möglichkeit, daß missions- und völkerkundliche Museum des Missionshauses zu besuchen.

Im Anschluß an die Kapelle wurde die Basilika besichtigt. Dechant Bruno Holschbach erläuterte den Besuchern die Legende des Heiligen Wendalinus und die Geschichte der Basilika. Besonderes Interesse fand — wie zu erwarten — der Sarkophag mit den Gebeinen des Heiligen.

Was die deutschen Begleiter der irischen Gruppe besonders beeindruckte, war ihre unkomplizierte und natürliche Frömmigkeit. Sowohl in der Kapelle als auch in der Basilika packten sie ihre Instrumente aus, spielten und sangen zu Ehren Gottes und zur Ehre des Heiligen Wendalinus.

Die Person des Heiligen hatte das Interesse der Gäste in besonderer Weise gepackt, und so war es nur natürlich, daß nach dem Besuch der Basilika über die Frage der Herkunft

des Heiligen diskutiert wurde. Bekanntlich gibt es drei Thesen über die Herkunft des Heiligen Wendalinus. Die eine besagt, daß er aus Irland gekommen sei, die andere rechnet ihn Schottland zu und die dritte schließlich geht davon aus, daß es sich um einen Mann aus der Gegend gehandelt habe, der sich der irischen Missionswelle angeschlossen habe.

In der Diskussion konnten die irischen Besucher einige interessante Aspekte beisteuern. Die Frage, ob es sich um einen Iren oder einen Schotten gehandelt hatte, schien für sie nicht besonders problematisch zu sein. Sie verwiesen darauf, daß Irland einst Scotia maior (Groß-Skotenland) geheißen habe und daß man seine Bewohner bis ins 12. Jahrhundert Sco(t)i, zu deutsch Schotten, genannt habe. Die Iren hätten die Westküste des heutigen Schottland, damals Scotia minor (Klein-Schottland), kolonisiert und missioniert und dem Land seinen späteren Namen gegeben. Unter den in der Legende als Schotten bezeichneten Wandermönchen müßte man also in Wirklichkeit Iren verstehen. Dies entspricht der Darstellung in der Literatur. Als Beispiele seien erwähnt: Hermann Menschke, *Irische Missionare - Kündler des Glaubens, Vermittler der Kultur*, 1982, S. 11, und Alois Selzer, *St. Wendelin*, 1962, S. 32.

Ein weiterer interessanter Aspekt wurde von irischer Seite beige-steuert, als man von der Legende berichtete, daß er mit seinem Hirtenstab eine Quelle zum Sprudeln gebracht habe. Die spontane Reaktion war die, darauf hinzuweisen, daß der Heilige offenbar die Gabe eines Wünschelrutengängers besessen habe und daß diese Gabe bereits den Druiden, d. h. der keltischen Priesterkaste, bekannt gewesen sei. Im Gegensatz zu dem Kontinent war das Wissen der Druiden in der Zeit während und nach der Völkerwanderung in Irland, wo sich das Keltentum erhalten konnte, noch bekannt. Das Heilige hätte also, wenn er aus Irland gekommen wäre, dieses Wissen mitbringen können.

Ein weiterer vielleicht noch interessanterer Aspekt ist der Name des Heiligen. Es war geradezu verblüffend, daß die irischen Besucher sofort, als sie den Namen hörten, mit der Deutung begannen. Sie zerlegten ihn in folgende Silben: «fionn» = blond, hellhaarig und «daille» = kräftiger Mann. Die Silbe »in« kann zweierlei Bedeutungen haben: Zum einen hat sie die Bedeutung der Verkleinerung, und zum anderen hat sie die Bedeutung eines Sympathieeffekts.

Nach dieser Wortdeutung — und vom Klang her ist die Nähe zwischen fionndailin und Wendalin unverkennbar — hätte es sich bei dem Heiligen Wendalinus um einen hellhaarigen, kräftigen Mann gehandelt, der von seiner Umwelt als besonders sympathisch empfunden worden wäre. (Immer unter der Voraussetzung allerdings, daß man die Schlußsilbe »in« nicht als Verkleinerungsformel ansieht, denn von den Gebeinen des Heiligen weiß man, daß es sich um einen sehr großen Mann gehandelt haben muß.)

#### 2. Einst eines der Zentren des Neubeginns (Tholey)

Die Bevölkerung um Tholey, das in gallo-römischer Zeit dicht besiedelt war, ist wie die zahlreichen gallo-römischen Ortsnamen der Umgebung zeigen, von der Völkerwanderung verhältnismäßig verschont geblieben. Die Gründe lagen in der Kargheit der Böden, die von den germanischen Siedlern gemieden wurden, und in einer Befestigungsanlage auf dem nahen Schaumberg. Die an verschiedenen Orten der Region (Primstal, Bliesen) überlieferte Sage vom unterirdischen, nach Tholey ausgerichteten Gang könnte einen Hinweis dafür bieten, welche Bedeutung diese Befestigungsanlage in der Völkerwanderungszeit gespielt haben mag.

Schon früh (um 600 n. Chr.) wurde Tholey zu einem Zentrum der Glaubensverbreitung. Man nimmt an, daß die Mönche, die damals in Tholey lebten, Missionare aus Irland waren. Es gibt Hinweise dafür, daß der Heilige Willibrodus, einer der bedeutenden Vertreter der irischen Missionierungswelle, von Echternach aus Tholey besucht habe. Aus dem Jahre 634 stammt das berühmte Testament des Adalgisel Grimo, der dem Priesterkonvent von Tholey Grundbesitz zur Errichtung einer Kirche schenkte.

Der Besuch in Tholey begann mit einem gemeinsamen Mittagessen, an dem auch der Landrat des Landkreises St. Wendel, Herr Dr. Waldemar Marner, und der Botschafter der Republik Irland in Bonn, Kester Heaslip, teilnahmen. In einer Begrüßungsrede stellte der Landrat den irischen Besuchern den Kreis St. Wendel in seiner politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Aktivität vor. In seiner Dankesrede gab Botschafter Heaslip seiner Freude über das Treffen in St. Wendel und die herzliche Aufnahme seiner Landsleute im Kreis St. Wendel Ausdruck.



Der irische Botschafter bei seiner Ansprache in Tholey

Am Abend wurde in der Abteikirche von den irischen Besuchern die O' Riada-Messe gesungen und instrumental begleitet. Die Weisen des irischen Komponisten O' Riada gehen auf alte irische Melodien (zum Teil aus dem Mittelalter und früher) zurück. Die Besucher der überfüllten Abteikirche waren von der Innigkeit und Frömmigkeit, die noch unterstrichen wurde durch die sanfte irische Sprache, die den Liedern einen besonderen Reiz verlieh, beeindruckt.

Zu Beginn der Messe wurden die Gäste von Herrn Abt, Pater Makarios Hebler, willkommen geheißen, der in einer kurzen Ansprache auf die Bedeutung der irischen Missionare in unserer Region hinwies. Die Messe wurde gefeiert von Pater Benedikt Hermesdorf,

die Predigt hielt Pater O'Connor, der auf das Vorbild, daß uns der Heilige durch seinen Lebensweg gegeben habe, hinwies.

### 3. Die Trutzburg auf dem Dolberg (Otzenhausen)

Eine der Höhepunkte des Besuches hätte die Folkloredarbietung der irischen Gruppe werden sollen, die in das Programm des an diesem Wochenende in Otzenhausen vorgesehenen Brunnenfestes eingeplant war. Leider gab es erhebliche Probleme mit dem Wetter. Es war — völlig unerwartet für die Jahreszeit — an diesem Abend eiskalt geworden und außerdem regnete es, und schließlich kam noch zu allem Überfluß hinzu, daß es mit der Technik am Anfang nicht so richtig hinlief. Dies alles hätte unter normalen Umständen für die Zuschauer ausgereicht, nicht unbedingt allzu lange auszuharren. Die Voraussetzungen waren demnach alles andere als günstig. Aber dann geschah etwas Besonderes. Sobald die ersten Klänge der irischen Instrumente ertönten, war alle Kälte und aller Regen vergessen, die zahlreich erschienenen Besucher rückten zusammen in der Nähe der Bühne, und beide Gruppen, Iren wie Deutsche, erlebten einen höchst eindrucksvollen Folkloreabend. Interessant war es, die Zuschauer zu beobachten. Nachdem die beiden Gruppen sich um die Bühne gedrängt hatten, konnte man weder in den Reaktionen — auf beiden Seiten gleichermaßen begeistert — noch — und dies ist das Besondere — im Aussehen einen Unterschied erkennen. Ein unbefangener Betrachter wäre gar nicht erst auf die Idee gekommen, daß hier Angehörige von zwei verschiedenen Völkern versammelt waren. Es ging sogar soweit, daß einzelne, die die Angehörigen der beiden Gruppen kannten, sich einen Spaß daraus machten, auf die zum Teil verblüffenden Ähnlichkeiten in den Gesichtern hinzuweisen.

Es sollte noch ein lustiger Abend werden. Das Bier — das bei den Iren beliebteste Getränk — floß in Strömen, und die von Ortsvorsteher Kleist mit der Begrüßung der Gäste eingeleitete Feier dauerte bis spät in die Nacht.

Für den anderen Tag war der Besuch des Hunnenrings, der gewaltigen Befestigungsanlage auf dem Dolberg, vorgesehen. Die Gäste zeigten sich zutiefst beeindruckt von den gewaltigen Ausmaßen wie auch von den Darlegungen über die Geschichte des Ringwalls und seines vermuteten Erbauers, des im Gallischen Krieg mehrfach erwähnten treverischen Fürsten Indutiomarus.

### 4. Der Berg der keltischen Gräberfelder (Peterberg)

Von allen für die keltische Besiedlung bekannten Plätzen unserer Gegend ist dieser Berg ein Phänomen. Er enthält zahlreiche Gräberfelder, von denen zumindest zwei (Priesberg und Kuhnenkreuz) vor allem wegen ihres Ausmaßes sehr bekannt sind. Das Gräberfeld auf dem Priesberg z. B. galt lange Zeit als eines der größten Gräberfelder im Deutschland westlich des Rheins.

Der Besuch des Peterbergs war gewollt so geplant, daß die Gäste mit dem Skilift von Braunshausen unmittelbar auf die Höhe des Berges befördert wurden. Die erwartete Reaktion trat auch ein. Sie waren überwältigt von der Schönheit der Landschaft, die sich dort in der Form der riesigen, ins Uferlose auslaufenden Hügelketten zeigte. Einer der irischen Besucher meinte spontan, ich stamme aus Cork (einem der schönsten Teile im südlichen Irland) und hier bei Euch ist die Landschaft genau wie dort.

Beim Besuch der Peterbergkapelle, die sich die Mitglieder der irischen Gruppe nicht nehmen ließen, konnten sie mit Genugtuung und gleichzeitig nicht zu übersehenden



Freude an dem in irischer Form gehaltenen Kreuz in der Nähe der Kapelle erkennen, wie doch allmählich im Bewußtsein der Bevölkerung der Gegend die Erinnerung an eine Verbindung zum Keltentum (und damit indirekt auch zu Irland, wo sich das Keltentum am längsten halten konnte) deutlich wird.

Und dann gab es wieder eine überraschende Übereinstimmung bei einer Namensdeutung. Wie bekannt gilt der Peterberg als Wetterberg. Nicht zuletzt wurde ihm deshalb der Name des für das Wetter verantwortlichen Apostels, des Heiligen Petrus, gegeben. An der Stelle, wo die Kapelle steht, heißt der Peterberg »Sinnenberg«, wobei Sprech- und Schreibweise auseinanderfallen. Das Wort »Sinnenberg« wird Schinnenberg gesprochen. Auf die Frage der Iren, ob ihnen das Wort »schinnen« in ihrer Sprache etwas sagen würde, kam die Antwort: Im Irischen gibt es ein Wort, das sich *siön* schreibt und *schion* spricht, das in poetischer Form gebraucht soviel bedeutet wie Wetter. An diesem kleinen Beispiel wurde in unübersehbarer und lebendiger Weise deutlich, wieviel Wahres an der Bedeutung ist, daß in den Flurnamen unserer Region keltische Sprachreste (und die irische Sprache hat sich wie bekannt aus dem Keltischen entwickelt) erhalten geblieben sind. Ein Hinweis übrigens dafür, daß auch die Überlegung, daß die keltische Bevölkerung unserer Region die Völkerwanderung verhältnismäßig gut überstanden haben muß, zutreffend ist.

Der Besuch auf dem Peterberg wurde abgerundet durch ein gemeinsames Mittagessen, in dessen Verlauf der irische Botschafter in Luxemburg, Herr Aidan Mulloy, sowie Herr Prof. Dr. Schön, Mitglied des Europäischen Parlaments, sprachen. Beide begrüßten den Besuch der irischen Gruppe im nördlichen Saarland und würdigten solche Treffen im Kleinen für die Zusammenarbeit in der Europäischen Gemeinschaft im Großen.

##### 5. Altes (keltisches) Siedlungsland (Primstal)

Primstal gehört trotz seines sehr modernen Namens (der übrigens erst 50 Jahre alt ist) mit seinem Ortsteil Mettnich zu der Kette von Dörfern im nördlichen Saarland an Theel und Prims (Tholey, Theley, Mettnich, Krettnich, Buttich), die aus der keltisch-römischen Zeit stammen und die einen Hinweis auf eine starke keltische Besiedlung vor (und auch nach) der Völkerwanderung geben.

So sind für Primstal allein vier Siedlungsstellen aus der Zeit vor der Völkerwanderung bekannt, und daneben ist ein zum Teil noch heute genutztes Straßensystem zu verfolgen, dessen Ursprünge in die römische, in die keltische und zum Teil möglicherweise in noch frühere Zeiten zurückgehen.

Primstal war dazu ausersehen worden — im Ort fand an diesem Wochenende ein Fußball-Dorfturnier statt —, zwei sportliche Darbietungen zu erleben, die bei uns wenig bekannt, in Irland jedoch höchst beliebt sind, gemeint sind Hurling und Gaelic Football. Das eine von den beiden, Hurling, — eine Art Feldhockey —, bei dem der Schläger allerdings im Gegensatz zum normalen Hockey auch in der Luft und nicht nur am Boden benutzt werden darf, ist bereits für das 1. Jahrhundert v. Chr. nachgewiesen. Hier handelte es sich um ein typisch keltisches Spiel, von dem man annehmen kann, daß es auch den Kelten unserer Region bekannt gewesen ist. Beim Gaelic Football, das man etwas salopp als eine Mischung von Fußball und Handball bezeichnen könnte, handelte es sich ebenfalls um ein sehr altes, in Irland sehr beliebtes Spiel, das wohl auch keltischen Ursprungs ist.

Primstal erlebte an diesem Tag einen regelrechten Zuschaueransturm. Es wurden etwa 1000 Zuschauer geschätzt, eine umso beachtlichere Zahl, wenn man bedenkt, daß das



Wetter an diesem Tag wenig erfreulich war. Zwei Fernsehsender (SR und RTL) waren anwesend, um Teile der Spiele aufzuzeichnen.

Die Spiele wurden eröffnet mit Begrüßungsansprachen des Bürgermeisters der Gemeinde Nonnweiler, Herrn Egon Meyer, des Ortsvorstehers von Primstal, Herrn Alois Mersdorf, und des Vorsitzenden des VfL Primstal, Herrn Werner Becker. Von irischer Seite sprach der Botschafter der Republik Irland in Luxemburg, Botschafter Aidan Mulloy. Es lohnt sich, seine Ansprache in Teilen wiederzugeben:

Die beiden Spiele Hurling und Gaetic Football, die der Irische Sportclub Luxemburg und der Sportclub Aer Lingus aus Dublin heute nachmittag hier gegeneinander austragen werden, gehören zu den beliebtesten Sportarten meiner irischen Heimat. Von Hurling wissen wir, daß es bereits im 1. Jahrhundert v. Chr. in Irland von unseren keltischen Vorfahren gespielt wurde.

Ich freue mich ganz besonders, daß unsere Mannschaften heute in Primstal spielen dürfen, in Primstal, daß trotz seines modernen Namens seinen Ursprung in keltischer Zeit hat.

Wie mir berichtet wurde, haben archäologische Funde bewiesen, daß auch hier und möglicherweise sogar ganz in der Nähe dieses Platzes schon Menschen im 1. Jahrhundert gewohnt haben, die wie unsere eigenen Vorfahren Kelten waren und deshalb sehr wahrscheinlich — genau wie diese — Hurling gekannt und geliebt haben.

Etwas schmunzelnd fügte der Botschafter hinzu:

Ob sie aber so geschrien haben, daß weiß ich nicht.

und er fuhr fort:

Ich halte es, liebe Primstaler, für ein gutes Omen für unsere gemeinsame europäische Zukunft, daß wir uns hier in unseren gemeinsamen Vorfahren wiedergefunden haben.

Und dann rollten die Spiele mit sehr viel Elan und Begeisterung ab. Es wäre noch nachzutragen, daß die Mannschaft der Hurling-Gruppe von Aer Lingus (der irischen Fluggesellschaft) unter ihrem Präsidenten Des Kennedy extra wegen des Spiels in Primstal eingeflogen worden war.

## 6. Ein mehr deutscher und weniger irischer Ausklang (Weinprobe)

Den Abschluß der Veranstaltung bildete ein Weinprobe in der Europäischen Akademie in Otzenhausen unter der sachkundigen Leitung von Herrn Lobinger, der den Gästen aus Irland — überwiegend Biertrinker — eine Serie verschiedener deutscher Lagen kredenzte und für die Gäste damit einen besonders gelungenen Schlußpunkt ihres Besuches im St. Wendeler Land setzte. Zuvor aber kam es zu einer von den Iren besonders sympathisch empfundenen Begegnung, als der weit über die Region hinaus bekannte Maler Axel C. Groß, der auch bei der Vorbereitung des Besuches der Iren intensiv mitgewirkt hatte, der Gruppe als Erinnerungsgeschenk eine Serie seiner Drucke überreichte.

Das Echo auf den Besuch der irischen Gruppe war nicht nur groß, es war — wie die Reaktionen zeigten auch in die Tiefe gehend. Nicht nur, daß verschiedene Zeitungen in mehreren Artikeln über diesen Besuch berichteten und daß zwei Fernsehanstalten Aufzeichnungen von dem Folkloreabend in Otzenhausen und den beiden Spielen in Primstal brachten, was noch wichtiger war, war die Beobachtung, daß die Erlebnisse, Erfahrungen

und Eindrücken bei unseren Gästen eine nachhaltige Wirkung erzeugt hatten. Es sei deshalb aus einigen Briefen zitiert:

So schrieb Gilbert Johnston, Mitarbeiter von Vizepräsident Richie Ryan:

Wir werden nie die große Wärme und Gastfreundschaft vergessen, die uns von seiten unserer neugefundenen deutschen Freunden entgegenschlug.

Der Schwager von Botschafter Mulloy, der zum damaligen Zeitpunkt mit seiner Familie in Luxemburg weilte und deshalb ebenfalls an der Reise ins nördliche Saarland teilnehmen konnte, schrieb:

Meine Frau und ich müssen Ihnen herzlichst für das wunderbare Wochenende, daß wir in Otzenhausen verbringen durften, danken. Es war in der Tat ein großer Erfolg.

In der Zeit, in der wir in Luxemburg in der Residenz des Botschafters wohnten, haben wir Arlon in Belgien, Straßburg und Trier besucht, aber wir müssen sagen, daß die Tage bei Euch uns am besten gefallen haben. Wir müssen auch unser Kompliment und unseren Dank aussprechen allen Mitgliedern der Reisegruppe, seien sie nun irisch oder nicht irisch, deren Freundlichkeit und Herzlichkeit dazu halfen, aus dieser Reihe ein besonderes Erlebnis für uns zu machen.

Botschafter Heaslip schrieb:

Es hat mich gefreut, die Ausschnitte aus der Saarbrücker Zeitung und dem Paulinus-Blatt zu erhalten. Zusammen mit Ihrem freundlichen Brief werden sie mich an einen ereignisreichen Tag erinnern, den ich mit so vielen meiner Landsleute in Ihrer Heimat verbracht habe. Ich hoffe, daß wir in Zukunft weitere Gelegenheit finden, uns zu treffen.

Es sei noch ein Ausschnitt aus dem Brief von Mark Clinton, Vizepräsident des Europäischen Parlaments, erwähnt, der in seinem Brief auf die Leistungen des Heiligen Wendalinus zu sprechen kam und dabei bemerkte:

Ich war sehr stolz zu sehen, welchen Beitrag für das Gedeihen dieser ganzen Region durch diesen bedeutenden Missionar und seine Helfer in der damaligen Zeit geleistet wurden. Ich war besonders beeindruckt von der Tatsache, daß die Erinnerung an ihn immer noch so lebendig und von Interesse für die Menschen von heute ist. Leider ist so wenig bei den Menschen in Irland davon bekannt, welche bedeutende Arbeit von ihren Landsleuten als Missionare in ganz Europa und besonders in Deutschland geleistet wurde. Ich werde bei Gelegenheit noch einmal das Werk von Kardinal O'Fiach über die Geschichte der damaligen Zeit lesen.

Das Werk von Kardinal O'Fiach, das in irischer Sprache geschrieben ist, berichtet über die irischen Missionare in Europa und erwähnt dabei auch die beiden Orte St. Wendel und Tholey.

Zum Schluß und zum Abschluß sollen Auszüge aus dem Dankschreiben der irischen Gruppe an die deutschen Organisatoren des Besuches zitiert werden:

Im Namen der irischen Gruppe, die Ihre Heimat am Wochenende vom 20. und 21. Juni besucht hat, möchten wir Ihnen herzlichst für die Art und Weise danken, wie Sie uns willkommen geheißen haben.

Die Kontakte zwischen den Bewohnern und den Besuchern waren herzlich und freundlich. Wir fühlten und bei Ihren Landsleuten wie zu Hause und bewunderten die Landschaft und die schmucken Städte und Dörfer.

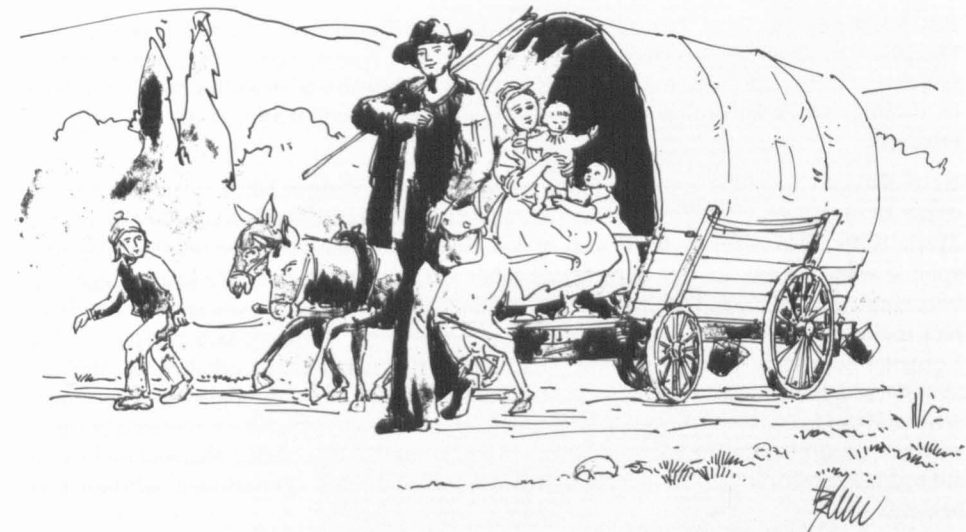
Es war für uns beeindruckend zu sehen, wie viele Gemeinsamkeiten es in unserer Tradition gibt und wie beide Gruppen — die Einheimischen wie die Besucher — auf die lebendige Musik am Samstagabend und die Spiele am Sonntagnachmittag ansprachen.

Im Europa von heute, wo sich viele Menschen um die Zukunft Sorge machen, ist es wichtig, in Erinnerung zu rufen, daß auch damals schon in der Zeit des Wendalinus die Menschen im heutigen nördlichen Saarland um ihre Zukunft besorgt waren. Ihre Gemeinschaft hat jedoch überlebt, und die Abtei von Tholey besteht und blüht noch immer. Der Heilige Wendalinus kam zu freundlichen Menschen, die ihn wegen seiner Verdienste aufnahmen. Bei unserem Besuch konnten wir erleben, daß ihre Nachfolger genauso gastfreundlich und großzügig sind wie die Vorfäter: Das Gefühl für Beständigkeit ist in dieser Gegend besonders ausgeprägt. Das gemeinsam erlebte Wochenende kann als geglückte Initiative betrachtet werden.

\* Der Verfasser, gebürtiger Primstaler, war Mit-Initiator und Mit-Organisator dieses Gruppenbesuches der Iren.



### 3 | Aus vergangener Zeit



Rötelkrämer mit Eselskarren unterwegs

# Seltene Fossilfunde bei Otzenhausen

Tier- und Pflanzenabdrücke aus dem Rotliegenden

Von Wilhelm Tholey

Die Beschreibung der Fossil-Inhalte der Lebacher Gruppe soll ein Versuch sein, Fossilfunde der letzten Jahre auf der Gemarkung Otzenhausen geordnet und, soweit wie möglich bestimmt, zu veröffentlichen.

Erdgeschichtlich sind die Lebacher Toneisensteinlager dem letzten System des Erdaltertums, der Perm zwischen 290 bis 240 Millionen Jahren zuzurechnen. Grob geschätzt (nach Dr. Jürgen A. Boy) liegt ihr Alter zwischen 280 und 285 Millionen Jahren. Das Perm tritt im nördlichen Saarland als das Rotliegende auf und zwar dem Überrotliegenden mit der Tholeyer, Lebacher und Kuseler Gruppe und dem Unterrotliegenden mit der Kreuznacher, Waderner und Nahe Gruppe. Von der Schichtenbeschreibung her gehört dieses Toneisensteinlager bei Otzenhausen dem Top der Odernheimer Schichten an. Während der Zeit des Unterrotliegenden bildeten sich zeitweilig im Saar-Nahe-Trog Seenplatten mit kleineren und größeren Seen aus, die von Flußsystemen aus dem südlichen, höherliegenden Bergland bewässert wurden. Die Seen bildeten mit dem heißen Klima — bedingt durch die Nähe des Äquators, etwa in der Höhe von Basel — die Voraussetzung für das Leben von Pflanzen und Tieren zu dieser Zeit.

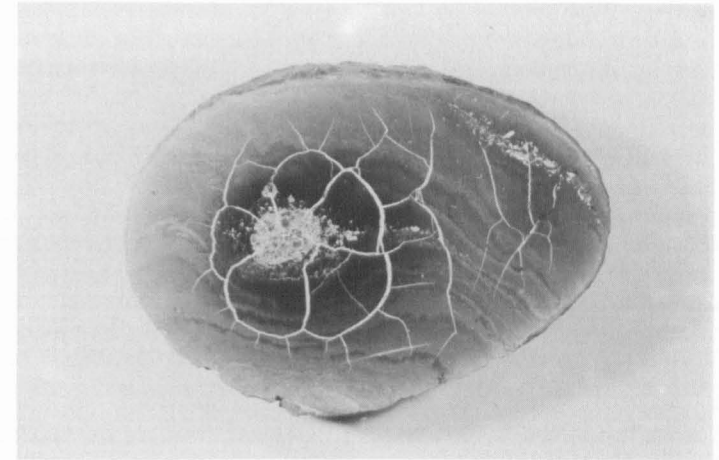
Ein Teil dieser Tier- und Pflanzenwelt ist in den Fossilinhalten der Lebacher Gruppe von Otzenhausen vertreten. Es sind wertvolle Schätze der Natur, wissenschaftlich wertvolle Objekte und deshalb in gewissem Sinne auch ein zu bewahrendes Kulturgut. Deshalb ist es wichtig, sie zu bergen, als Zeugen der Schöpfung zu sammeln und der Nachwelt zu erhalten.

Es muß darauf hingewiesen werden, daß bereits Mitte des vorigen Jahrhunderts infolge des regen Erzbergbaus viele Fossilien in Otzenhausen, Schwarzenbach und in der Nähe der Maria Hütte, also nördlich der Prims, in den Toneisensteinen gefunden wurden. Als Beispiel erwähnt sei das aus den Schwarzenbacher »Erzkaulen« stammende Insekt Eugereon boeckingi, der (heutigen Libelle ähnlich) mit einer Flügelspannweite von etwa 19 Zentimetern und mit einer Körperlänge von etwa 7,5 Zentimetern. Dieses Fossilmaterial aus den Lebacher Schichten wurde damals weltbekannt, weil es teilweise gut erhalten war und die anatomische Rekonstruktion einiger Fossilgruppen (Acanthodier) ermöglichte. Viele angesehenen Museen der Welt haben solche Exemplare erworben, wodurch sie weltweit bekannt wurden. Die lothringische Minette hat als Eisenerz die Toneisensteine abgelöst und somit auch die Fossilförderung in unserem Raum etwa Mitte des neunzehnten Jahrhunderts beendet.

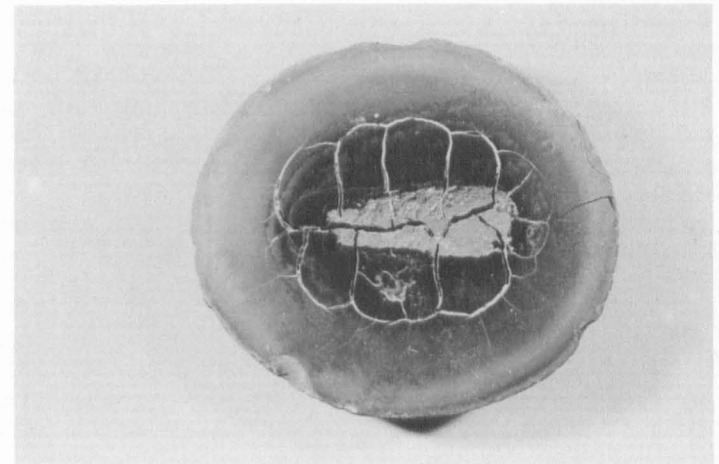
Eine große geschlossene Sammlung dieser Fundstücke ist hingegen nicht vorhanden. Aus diesem Grunde wäre es eine Überlegung wert, in unserem Kreis ein geologisches Museum einzurichten, um diese sehenswerten Fossilien und heimatlichen Mineralien ausstellen zu können.

Vor einigen Jahren wurde beim Autobahnbau der A 1 auf der Gemarkung Otzenhausen im Bereich des Münzbachtales der Horizont der dünn-schichtigen Tonsteine angeschnitten und teilweise freigelegt. Zufällig war ich an dieser Baustelle und konnte einige Platten des

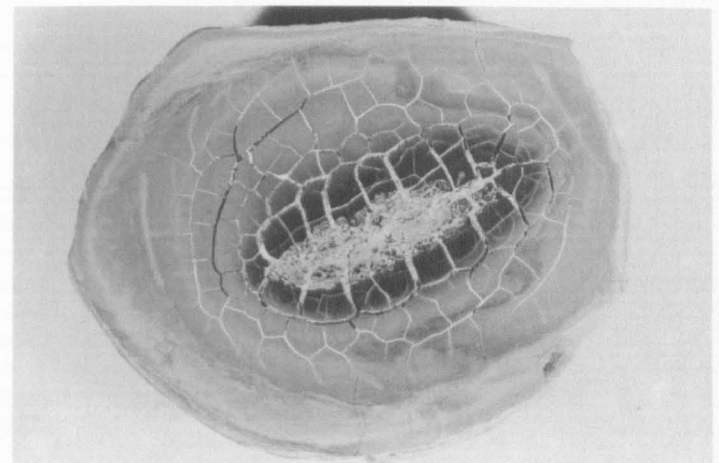
Koprolithe in  
Toneisensteinen



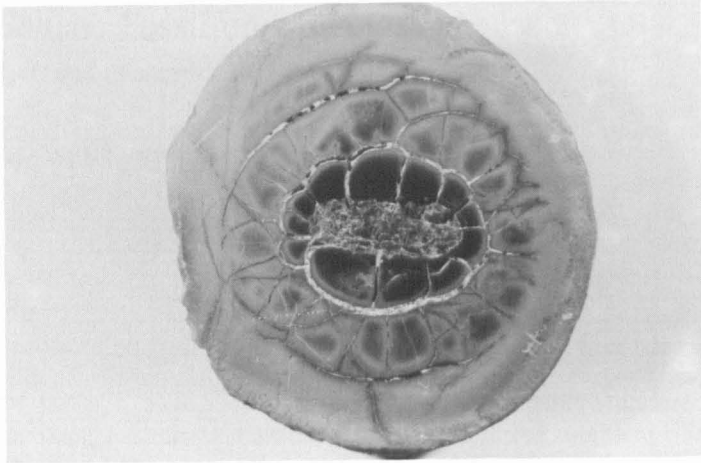
Koprolithe in  
Toneisensteinen



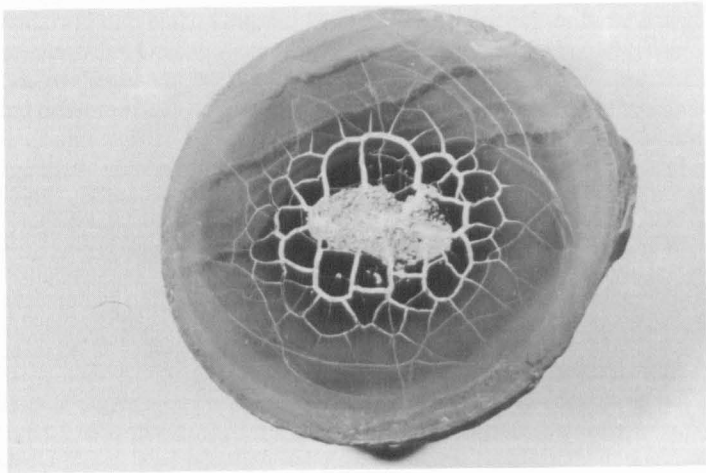
Koprolithe in  
Toneisensteinen







Koprolithe in  
Toneisensteinen



Koprolithe in  
Toneisensteinen

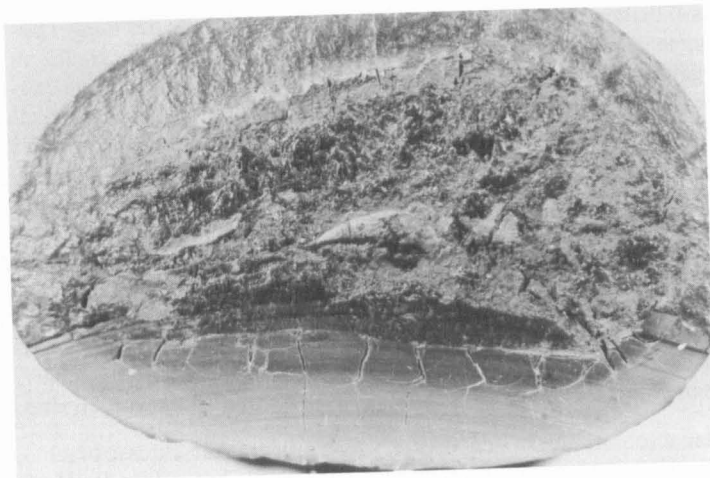


Riesen-Koprolithe in  
Toneisensteinen

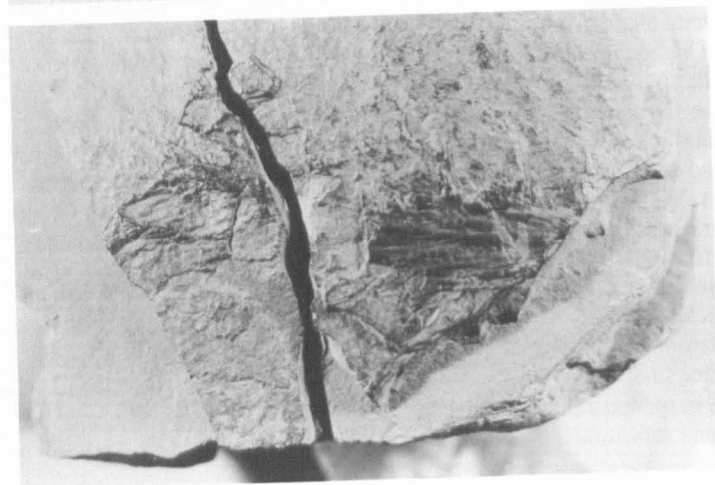
Papierschiefers mit Fossilinhalten sammeln und bergen. Durch die Mithilfe des Baggerfahrers Horst Kohlhaas konnte ich später meine Sammlung durch wertvolle Stücke ergänzen. Folgende für das Rotliegende typische Fossilien stellte ich fest: winzige chitin-kalkige, zerdrückte und zerknitterte Schalenkrebse, Muschelkrebse, Schmelzschuppenfische der Gattung *Rhabdolepis*, *Amblypterus* und *Paramblypterus*, einige Exemplare des Stachelhaies *Acanthodes bronni*, den Schädel eines Jungtieres des Urlurches *Archegosaurus decheni*, viele verschiedenartig geformte Kotballen — auch Koprolithe (Kotstein) genannt — und Speiballen von Fischen, die an der Anhäufung einzelner freiliegender Knochen, Schuppen und Flossenstachel zu erkennen sind. Im Kiefer des kleinen Schädels sind noch einige kegelförmige Zähnchen zu erkennen. Um einige Fossilien liegt der Seim einer goldgelben, gelartigen Masse, die auch als Lebenssaft bezeichnet wird. Nur kleine Holzstückchen und einige dünne etwa 10 Zentimeter lange Stengel sind die einzigen Funde im Pflanzenbereich. Die Fossilabdrücke auf den dünnen Papierschieferplatten sind sehr deutlich und scharf, auch wenn die Lebewesen von verschiedenen Seiten her zusammengedrückt worden sind.

Ein zweiter wichtiger Bauabschnitt, der in den letzten Jahren größere Aufschlüsse brachte, war im Bereich des Industriegeländes von Otzenhausen. Hier wurde besonders der Horizont mit den Toneisensteinen und in der Nähe des Bahnhofes von Otzenhausen mit den Tonsteinen angeschnitten. Die Toneisensteine nennt man auch Lebacher Eier, Lebacher Knollen, Toneisensteinknollen, Sideritknollen, Toneisenstein-Septarien, Toneisenstein-Konkretionen, Toneisenstein-Geoden und »Sphaerosiderite«. Im Industriegelände wurden hellbraune, dunkelbraune und schwarze bituminöse Toneisensteine in allen Größen bis zu etwa 50 Zentimeter Länge und etwa 15 Zentimeter Dicke durch Bagger- und Planierungsarbeiten ans Tageslicht gefördert. Die Kunst besteht nun darin, mit viel Geduld, Gespür und Glück in diesen runden, elliptischen, diskus-, brotlaib- und nierenförmigen Konkretionen die fossilführende Schicht zu finden. Einige wenige lassen sich durch leichte Hammerschläge auf den Außenrand in den Schichten öffnen. Andere lassen schon vom Rand her durch eine Rille die fossilführende Schicht erkennen. Bei den meisten bleibt nichts anderes übrig, als sie gegen die Schichten aufzuschlagen, um dann die fossilführende Schicht zu suchen. Die dunkelbraunen Lebacher Eier sind weich, während die hellbraunen und bituminösen sehr hart und nur mit dem Meißel gespalten werden können. Es entstehen dann Bruchstücke, die später zusammengesetzt und zusammengeklebt das ganze Erscheinungsbild der Fossilien erbrachten.

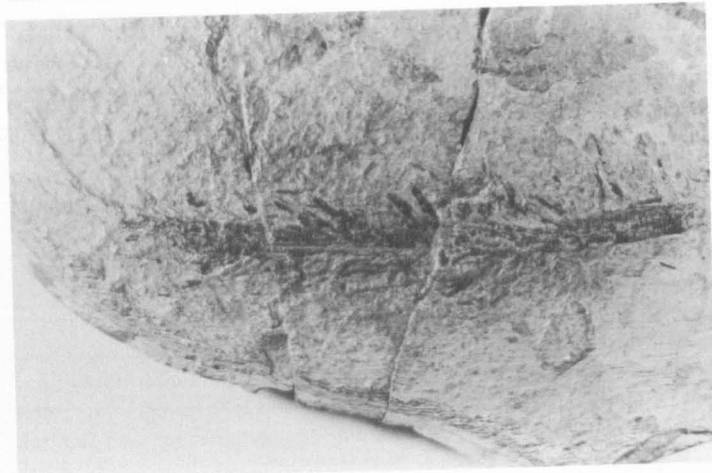
Von den Schmelzschuppenfischen ist die Gattung der *Rhabdolepis* durch ein Exemplar vertreten. Durch die geriffelten Schuppen und die ihm eigene markante Flossenstellung ist er eindeutig zu bestimmen. Der *Acanthodes bronni* kommt sehr häufig vor. Er ist an seinen unzähligen winzigen würfelförmigen Schuppen und an den zwei Brust-, dem Rücken- und dem Afterstachel zu erkennen. Diese Flossenstachel dienten als Halt des Flossensegels. Bei einem Exemplar sind deutlich die beiden Bruststachel, die Platten des Knochenringes, der um die Augen angeordnet ist, und die feinen strahlenartigen Siebfortsätze der Kiemenbögen zu erkennen. Mit Hilfe reusenartiger Kiemenfortsätze hat der *Acanthodes bronni* seine feine planktonartige Nahrung der See entnommen. Unter der großen Anzahl der versteinerten Kotballen fallen besonders einige »Riesenkoprolithe« auf, die darauf hinweisen, daß auch große Tiere wie Urlurche und Süßwasserhaie in diesen Seen lebten, obwohl hier ihre Fossilien noch nicht gefunden wurden. In den Tonsteinen in der Nähe des Bahnhofes von Otzenhausen wurden Muschelkrebse und ein Vertreter der höheren Krebse gefunden. Die Pflanzen sind überraschend mit einigen Exemplaren vertreten. Zwei Walchienzweige, die zu den ersten Nadelhölzern gehörten und der schwarze Abdruck eines fossilen Holzes sind deutlich zu erkennen.



Riesen-Koprolithe in  
Toneisensteinen

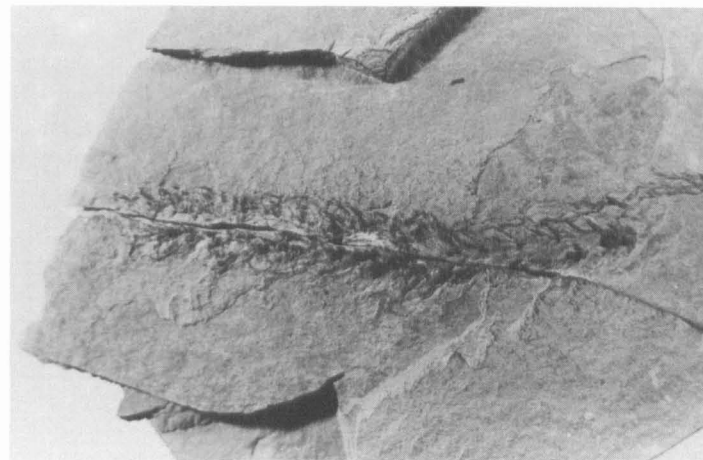


Pflanzenreste in  
Toneisensteinen

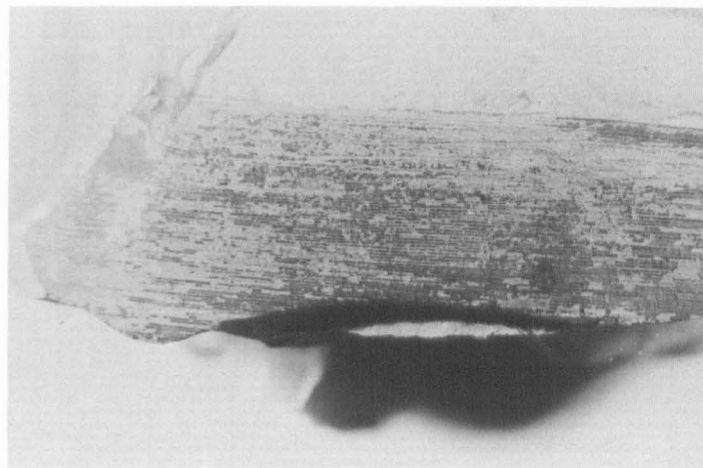


Pflanzenreste in  
Toneisensteinen

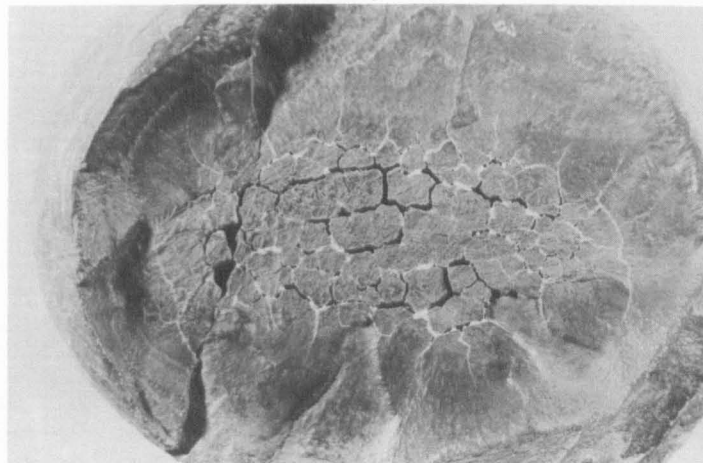
Pflanzenreste in  
Toneisensteinen

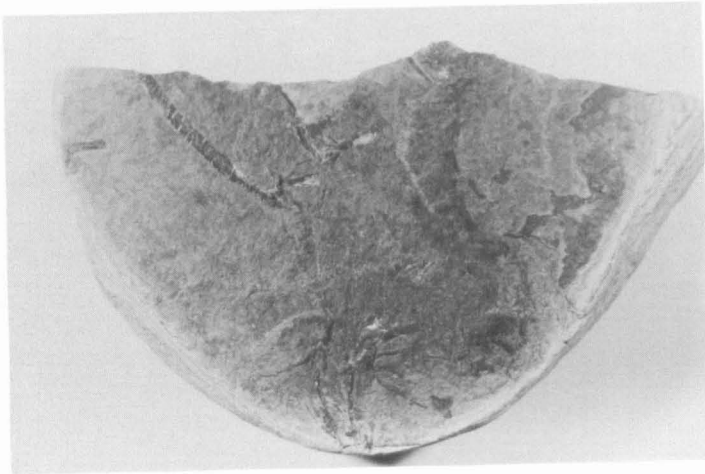


Pflanzenreste in  
Toneisensteinen

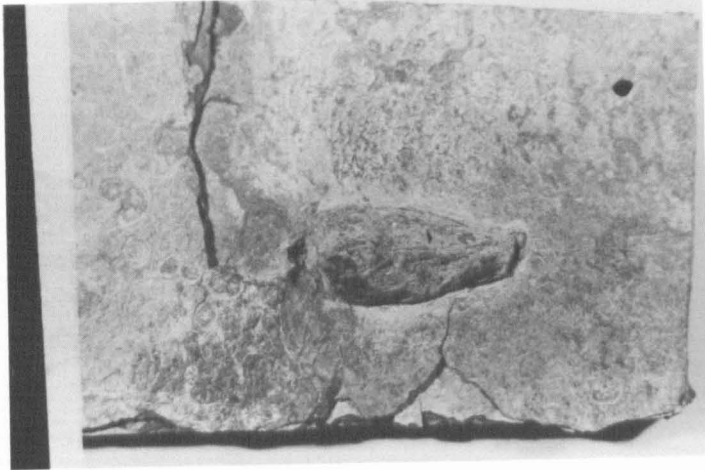


Kopf eines Acanthodes mit  
Bruststachel, Kiemenbogen  
in Toneisensteinen





und in Toneisensteinen  
Rhabdolepis

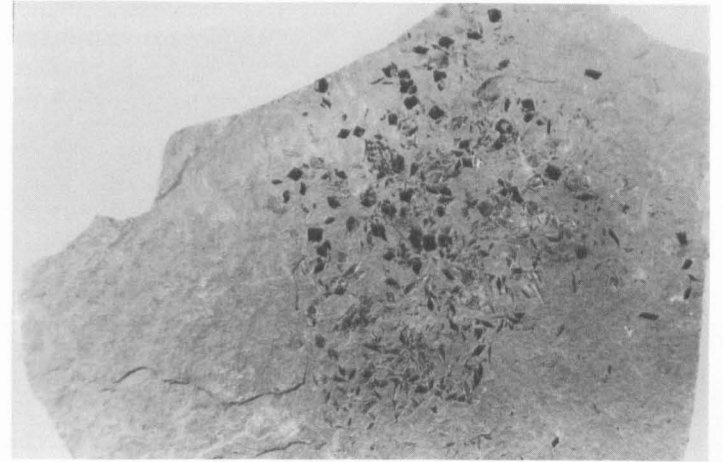


Koprolithe in Papier-  
schiefer

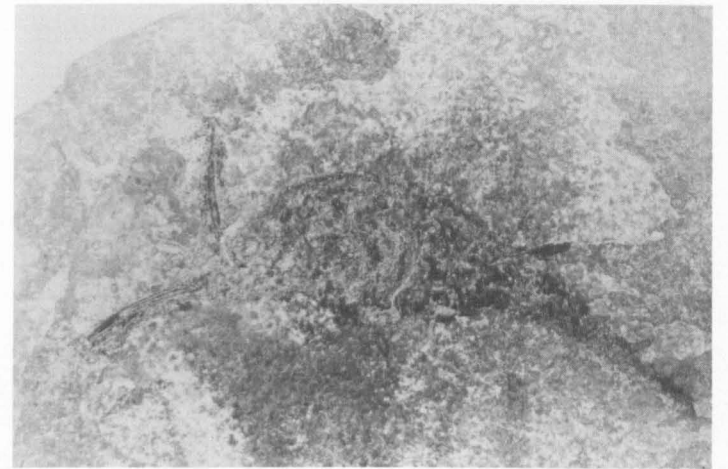


Koprolithe in  
Papierschiefer

Speiballen in  
Papierschiefer



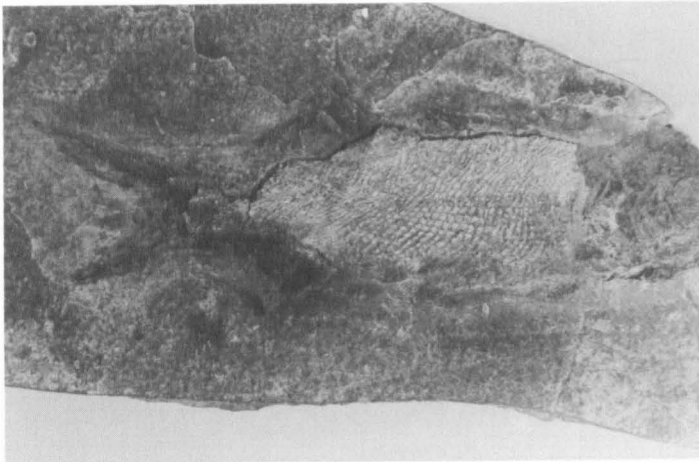
Acanthrodes sp. in  
Papierschiefer



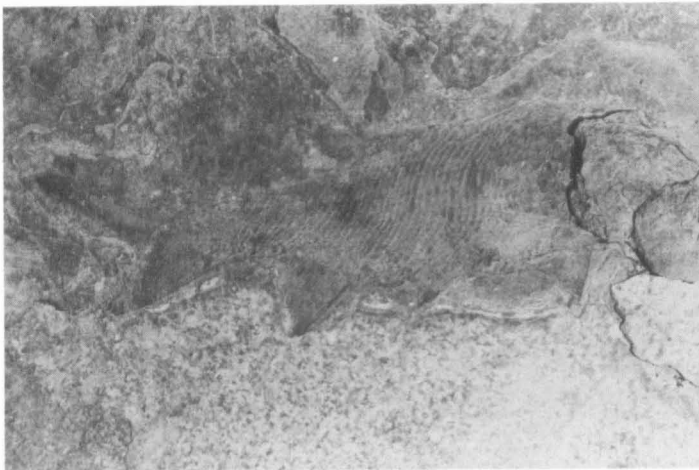
Acanthrodes sp. in  
Papierschiefer



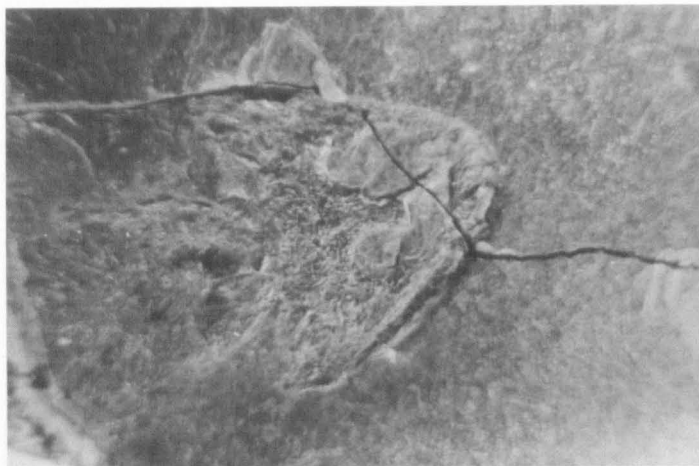




Rhadolepis sp. in  
Papierschiefer



Rhadolepis sp. in  
Papierschiefer



Kopf eines Jungtieres  
des Archegosaurus  
dechenni

Die kurzfristige Entleerung des Kloppbrucher- oder Rollesweiher gab Gelegenheit, an dieser alten Fundstelle zu suchen und zu bergen. Muschelkrebse und der zwei Zentimeter lange höhere Krebs *Uronectes fimbriatus* traten in verschiedensten Positionen auf. Von oben gedrückt sind die Schalen seiner 14 Segmente und seiner Schwanzfächer zu sehen. In der Seitenlage sind die »vergoldeten« pyritisierten schlanken Beine mit ihren blattförmigen Auswüchsen deutlich zu erkennen. In den kleinen Toneisensteinen sind fast nur versteinerte Kotballen vorhanden. In den größeren sind außerdem Fossilien des Schmelzschuppenfisches *Rhadolepis* und des schlanken Stachelhaies *Acanthodes bronni* zu finden.

In den Toneisensteinen sind alle Fossilien mehr oder weniger mit einem Netz von Schwundrissen durchzogen.

Körpergestalt und Flossenform der Fische zeigen an, ob sie relativ schnelle oder träge Schwimmer waren. Die Kieferbezahnung vom Schmelzschupper *Rhadolepis* und des »molchartigen« *Archegosaurus* weisen darauf hin, daß sie Jungfische jagten und sich von ihnen ernährten. Der Süßwasserhai *Acanthodes* war wahrscheinlich ein langsamer Schwimmer und lebte von einer planktonartigen Nahrung, die er, wie schon erwähnt, mit Hilfe seiner Kiemenfortsätze aus dem Wasser filterte. Relativ träge Schwimmer waren die Schmelzschuppenfische *Paramblypterus* und *Amblypterus*, die von kleineren Tieren und Pflanzen lebten.

Viele neue Erkenntnisse haben die Wissenschaftler befähigt, diesen Lebensraum vor 280 Millionen Jahren zu rekonstruieren. Wir stehen staunend vor dieser Epoche der Schöpfung.

#### Literarnachweis

Ernst Probst: Deutschland in der Urzeit, München 1986, bes. S. 75-79 (Perm)

Vereinigung der Freunde der Mineralogie und Geologie e.V. (Hrsg.): Tagungsheft zur Sommertagung 1982, Göttingen 1982, darin: Gerhard Müller: Einführung in die Geologie des Saarlandes, S. 41-67; Jürgen A. Boy: Der Fossil-Inhalt der Lebacher Toneisenstein-Geoden, S. 147-174.

Mündliche Informationen von Prof. Dr. Jürgen A. Boy, Mainz.



## Tier- und Pflanzennamen in St. Wendeler Mundart

Von Uwe Krämer

Die deutschen Dialekte sind keine primitiven Abarten des Hochdeutschen; sie sind vielmehr mit ihm engverwandte Sprachen mit eigener Entwicklung. Auch der St. Wendeler Dialekt ist eine solche eigenständige Sprache. Sprachgeographisch ist unsere Mundart jedoch nicht genau einzuordnen, denn sie liegt genau im Grenzgebiet zwischen dem Rhein- und dem Moselfränkischen. Unsere Sprache ist also ein Mischdialekt, der Züge beider Dialektgruppen in sich trägt und daneben eigene Besonderheiten entwickelt hat. Innerhalb der saarländischen Dialekte (und auch darüber hinaus) ist der unsrige einer der kompliziertesten und schwierigsten (»St. Wendelerisch« hat z. B. 32 betonte Selbstlaute, das Hochdeutsche lediglich 18 und Saarbrückerisch nur 15). Wie jede eigenständige Sprache, so besitzt auch unsere, hier entstandene für viele Sachbereiche eine eigene Terminologie, was ich am Beispiel der Tier- und Pflanzenwelt zeigen will. Angaben zur Aussprache: e-immer wie e in bekannt (auch betont); é-wie in See, nur kurz; è-wie ein Kessel oder ä in härter; o-wie in Sohn, nur kurz; ò-wie in Kopf; ä-überoffenes ä; ei-wie e in Kessel mit i; ou-wie o in Kopf mit u.

Betrachten wir zunächst die Mundartbezeichnungen für Tiere auf dem Bauernhof. So sagt man Èwwerd für den Eber und Beer für einen besonderen Zuchteber. In Marth und in Saal nennt man einen kastrierten Eber e Barch. Das Mutterschwein heißt Färgelssou oder Loos; Ferkel, die älter als fünf Monate sind, heißen Milchfärgel.

Farre oder selten der Fasel sind die mundartlichen Bezeichnungen für den Stieren, in Hoob (Hoof) sagt man auch Bfarre und in Steinberg Monjes. De Reibling (so in Remmesweiler), de Bòòds (woher sich de Faasebòòds herleitet), ed Bèèdsje und de Bouds (so in Bliesen und Winterbach) sind die hiesigen Bezeichnungen für das Kalb. Eine Kuh oder auch eine Ziege, die nicht trächtig wird, ist e Iwwergènger. Wenn man sich dessen aber nicht sicher ist, nennt man sie Hassadd. Die Ziege wird wie im ganzen süddeutschen Raum Gais oder Gääs genannt. Wenn sie keine Hörner hat, nennt man sie Bladdgääs oder Blaggääs. Das Pferd, e Päärd, hat keinen besonderen Namen im Stadtgebiet, lediglich in der Gemeinde Tholey ist eine Stute e Fillepäärd und eine Mähre e Mahrfille.

In der Tierwelt der freien Natur kennen wir in St. Wendel de Èldes für den Iltis, ed Wissel oder ed Aaiwissel für das Wiesel und de Aicherd (neben Aichèrnche) für das Eichhörnchen. Weit verbreitet im nördlichen Saarland ist die Bezeichnung de Mouerwolf für den Maulwurf. Dabei ist unser Wort keine falsche Weiterentwicklung aus dem hochdeutschen Begriffe. Beide stammen vom althochdeutschen Müwerf (= Haufenwerfer) und wurden, als man Mü- nicht mehr verstand, je nach Ort verschieden gedeutet (im Hochdeutschen als Maul, bei uns als Mouer = Mauer). Interessant ist im St. Wendeler Raum die Terminologie für Motte und Fledermaus. Die Fledermaus wird fast im gesamten Stadtgebiet Schbèggmous genannt. Die Motte heißt in Remmesweiler, Winterbach, Ober- und Niederlinxweiler Fliggermous (von fliggere = flattern; zwinkern); dasselbe Wort bedeutet aber in Dörrenbach, Werschweiler und Leitersweiler (dort auch Flèggermous) Fledermaus.

Der Grund für diesen Bedeutungsunterschied liegt darin, daß in den letztgenannten Dörfern, die alle ziemlich östlich liegen, durch das von Osten her vordringende Wort Fledermaus Schbèggmous verlorenging; gleichzeitig wurde aufgrund der lautlichen Ähnlichkeit

Fligger-/Flèggermous (das damals auch dort noch Motte bedeutete) mit Fledermaus gleichgesetzt und übernahm schließlich diese Bedeutung, während die westlichen Dörfer bei der ursprünglichen Bedeutung blieben. Die Motte bringt uns nun zu den Insekten und ihren mundartlichen Namen. Die Bremse wird bei uns Broms oder in Winterbach Baaiel genannt, die Libelle Bachschneider bzw. ...schneirer und die Biene Bei. Während die Hummel im Ostertal Hammelsbien heißt, wird sie im übrigen Stadtgebiet die digg oder die well Bei (dicke/wilde Biene) genannt. Neben der Bezeichnung die Wèschbel für die Wespe gibt es auch noch den Ausdruck der Neinangel (nein = neun; Angel = Stachel), der aber seltener ist. Die Ameise wird Äämèdds genannt; mit unserem Wort ist der englische Ausdruck the emmet (Ameise) verwandt. In Remmesweiler sagt man auch Schdäämèdds zu ihr.

Die Grille heißt Hammermous in Bliesen und Hèmmermous in Winterbach, ansonsten wird sie Grichel- oder Griggelmous genannt, die Maulwurfsgrille jedoch besitzt einen ganz eigenen Namen — die Wèrr. Den Käfer nennt man Kèwwer (d) oder Kibbs, die Bliesemer sagen auch Kèmmerd zu ihm und die Alsfasser Kèwwes. Mundartbezeichnungen für einzelne Käferarten sind ed Goldschmiggelje für den Rosenkäfer, es Gehansbebbche (so in Leitersweiler, Urweiler und Remmesweiler), ed Gehanspidderche (so in Bliesen und Winterbach) und es Gehansweibche (so in Dörrenbach und Werschweiler) für den Johanniskäfer.

Der am häufigsten vorkommende Name für den Hirschkäfer ist de Hierds; im Ostertal nennt man ihn jedoch Baamschlieder bzw. ...schlierer und in Dörrenbach de Pèddserd. Der Junikäfer wird als Bròèchkèwwerd bezeichnet und nach dem alten Namen für den Monat Juni — Bròèchmònd, wobei Mònd Monat und bròèch brach bedeutet). Die Zecke wird Buddsègg und die Heckenwanze Gèè genannt. Der Marienkäfer hat nur in Hasborn einen eigenen Namen, er heißt dort ed Millepäärdche (Mühlenpferdchen).

Unter den verschiedenen Mundartbezeichnungen für die Vögel (die Veel oder die Voole) sind die Addsel (Elster), die Amschel (Amsel) und ed Hinggel (Huhn; entstanden aus Hinklin = Hühnchenklein) noch gut bekannt. Weniger bekannt sein dürfte, daß man in St. Wendel zum Dompfaff de Bluddfing sagt, zur Grasmücke ed Graashèddschelje, zum Zaunkönig de Hègggeschleffer, zur Bachstelze ed Panneschdèrdselje, zur Singdrossel die Dsibb und zur Goldammer ed Gèlbbrenschdche oder ed Gèlbmènnje. Den Neuntöter nennt man Neimèrder (= Neunmörder); heute wird dieses Wort und seine Ableitung neimèrderisch als Schimpfwort auf sehr lästige Personen angewendet.

Aus einer alten germanischen Wurzel 'sprehe' leitet sich unsere mundartliche Bezeichnung für den Staren her; ebenso wie aus ehe und Zehe mundartlich eeb/eew bzw. Dseeb/Dseew geworden ist, hat sich 'sprehe' bei uns zu Schbrèèw entwickelt; in Dörrenbach nennt man ihn die Schbrèè, in Urexweiler die Schbraaw und in der Gemeinde Nohfelden die Schbrèèf. Auch hier sieht man, wie unterschiedlich sich Wörter in den verschiedenen Orten weiterentwickelt haben.

Den Habicht nennen wir größtenteils Hawwich(d), in Urweiler ist er der Haabch, in Alsfassen-Breiten de Hääwich(d) und in Saal de Habbch. Für den Hühnerhabicht, der heute allgemein als Hinggelshawwichd bezeichnet wird, gibt noch den heute fast ausgestorbenen Namen Hinggelaar oder Hinggelhaar, wobei der Bestandteil - (h)aar wohl wie das alte deutsche Wort 'der Aar' Adler bedeutet.

Der Eichelhäher wird meist Hehr oder Hiehr genannt, in Winterbach heißt er Hehrschaag, in Saal Hèscherd und in Urweiler schließlich Markòòw, wobei -kòòw vom mittelhochdeutschen kope stammt, das Rabe bedeutete. Heute kaum noch bekannt ist der Name de Pòò oder de Pòòhahn für den Pfau; beide Wörter gehen zurück auf ein lateinisches pavo (=

Pfau). Für die Schwalbe sagt man gemeinerhand Schwaawel oder Schwèèlje, in Wolfersweiler sagt man auch Schdòowel zu ihr.

Hiermit möchte ich es bei den heimischen Tiernamen belassen und zu den Pflanzen und ihren Dialektbezeichnungen übergehen. An Blumennamen gibt es Fèdderreesje oder ed Fèrrerreesje für die Federnelke; die Feierroos (Feuerrose) für den Klatschmohn, ed Bachbimmelche für die Bachbunge und ed Baggreesje für die Phlox. Der Löwenzahn wird Bèdd-saaier (Bett-seicher) genannt, die Fräasemer (Freisener) kennen ihn auch unter dem Namen Kuhscheis. Das Maßliebchen oder Gänseblümchen heißt nur in der St. Wendeler Kernstadt Maddsliemche, auch Maddsliebche heißt es hier wie auch in Werschweiler und Dörrenbach. Die Bartnelke ist die Puddschebluum, der Eisenhut heißt in Winterbach die Scheesjer (Mehrzahl!), die Anemone ist ed Waldmaairesje (Wald-mai-röschen) und der Wegerich schließlich ist de Weirich; von diesem Pflanzennamen hat sich der in unserer Gegend bekannte gleichlautende Familiennamen hergeleitet.

Auf die gelbe Farbe der Malve weisen die hiesigen Ausdrücke hin: sie wird ed Handkèèsje genannt oder einfach die Kèèsjer, in der Stadt selbst kennt man sie auch unter dem Namen Kèèsbawwelche. Das Stiefmütterchen heißt ed Veilje, während man in Dörrenbach auch es Judde-/Jurrengelche zu ihm sagt.

De Guggugsweëg (Kuckucksweck), de Naggsfrösch und ed Friehoffschdeherche (Frühaufliegerchen) sind die Bezeichnungen für die Herbstzeitlose, deren Samenkapseln man als Kuhpèndsjer bezeichnet.

Als Hèggedidsje wird der Ahornstab bezeichnet, als Haasedebbe (Hasentöpfchen) die Hainsimse und als Kuhfladrich der Huflattich. Wegen seiner haarigen Samen heißt das Weidenröschen ed Liebfrauehòdör (Liebfrau = heilige Maria).

Die gelbe Narzisse wird Mèrdsblum genannt. Neben Blumen haben auch zahlreiche Früchte eigene Mundartbezeichnungen. Die Birne wird die Bier genannt, wobei eine spezielle Dörrenbacher Sorte Neljebier heißt (Nelje ist das Dörrenbacher Wort für Lilie). Die Pflaume ist die Broum (vergleiche französisch la prune = Pflaume), die Heidelbeere die Wèèl.

Die Stachelbeere wird in unserem Raume die Drooschel genannt, die Winterbacher sagen auch Drooschdel zu ihr, die Heemer (Hooper) und die Brèggemer (Osterbrückener) nennen sie die Dronschel und die Dörrenbacher und Sälmer (Saaler) die Druuschel, wobei alle Ausdrücke letztendlich vom französischen grosseille (=Stachelbeere) abstammen.

Unreife Kirschen sind Gwaage oder Gwaagerde. Die Brombeeren heißen Hèggebeere oder auch Schwadtsbeere (Schwarzbeeren); im Ostertal, in Dörrenbach und zum Teil auch noch in St. Wendel kann man auch noch den Ausdruck Brèèmbeer hören, in der Kernstadt existiert daneben auch das Wort Bròdmbeer.

Die Himbeeren, die so meist auch mundartlich heißen, werden ebenso Émbeere oder Eembeere genannt; in Winterbach sagt man Hiberde. Viele ältere Leute in Bliessen, Winterbach und zum Teil in St. Wendel (also Orte, wo Himbeeren Himbeere oder Hiberde sind) meinen mit Émbeere Erdbeeren, die sonst Éérbeere oder Ärbiere heißen.

Die Johannisbeeren sind die Gehansdrouwe, im Ostertal werden sie Hansdrauwe oder Hansgedrauwe genannt.

Die Früchte der Eberesche, auf hochdeutsch Vogelskirchen, heißen Deiwelskérsche (Teufelskirschen), und die Koorborjer (St. Wendeler) sagen auch Voolsbeere (Vogelsbirne) zu ihnen.

Beim Gemüse finden wir die Ärwes für die Erbse und de Dsèlleri für den Sellerie. Die Zwiebel heißt bei uns Dswiwel oder noch mundartlicher Dsiwwel, das sich vom lateini-

schen Wort cebula = Zwiebel herleiten läßt. (Wie wir auf das 'w' in Zwiebel verzichten, so lassen wir es gerne fallen im Wort zwischen; man sagt dswesche oder dsesche dazu). Die Möhren heißen bei uns Gèllerie (Gelbe Rüben) oder Mohrde; weniger bekannt ist es, daß es in der Kernstadt auch ein eigenes Wort gibt: Möhren sind hier die Mohrge. Ein weiteres Wort, wo die Kernstädter ein 'g' statt eines 'd' setzen, ist de Määrg (Markt), der sonstwo Maard heißt.

Aus dem französischen Wort für die Gurke concombre leitet sich unser mundartliches Wort die Gommer (Gurke) her.

Der Sauerampfer wird im Stadtgebiet Souer-ramber genannt, auch Souer-rambel oder Souer-rambes kann man gelegentlich hören. Auffällig hier ist das Hinüberziehen des 'r' in die nächste Silbe. In Dörrenbach heißt er daneben auch Sauer-rombel(e) oder einfach sogar de Rombel.

De Kabbes für den Kohl ist weiträumig bekannt; kaum aber bekannt ist die Bildung ed Kab-beshääd für Kohlkopf. Mit diesem Wort Hääd ist das englische the head = Kopf verwandt. Ein Kohlkopf, der nicht ganz geschlossen ist, wird übrigens de Bousch genannt. Dieses Wort kommt heute meist nur noch vor in dieser Wendung 'nònnedd e Bousche greschè (überhaupt nichts bekommst du).

Bekannte Kräuternamen unseres Gebietes sind Èèrdgreidche (Erdkräutchen) für die Reseda, es Eiswiddeche in Dörrenbach für eine bestimmte Rosmarinsorte, Érrgroud (Irrkraut) für das Farnkraut (weil man nach altem Glauben sich verirrt, wenn man drauftritt), ed Bogsgroud oder de Haardenou für das Johannisbrotkraut und Gènssegroud für die Vogelmiere.

Die Quecke wird Graaswòrdsel genannt, der Bärenklau Päärdskemmel (Pferdekümmel), die Schafgarbe Schdòðfwagge, der Baldrian ed Kaddsegroud und die Wasserminze Gròddbalsam (Krötenbalsam).

Moddergòdtschniggeljer sind die Früchte des Hornklees und Häärgòdtschniggeljer die des Besenginster. Als Baum- und Strauchbezeichnungen gibt es bei uns die Hèssel für die Hasel, ed Hèngegroud (so aber nur in der Kernstadt) für den Goldregen und die Bremm für Ginster. Eine besondere Ginsterart heißt Rahmhaid. Die Hauhechel nennt man Bum-meldòore, den Weißdorn Gääselaab (Geißenlaub) und Lòdrjesschdrouch den Loorbeerstrauch.

Die Erle nennt man bei uns Èller und die Pappeln Bèlle. Ein fast ausgestorbenes Wort ist die Biech für die Buche, wobei das gleichbedeutende englische Wort the beach damit verwandt ist, und de Ihre für den Ahorn. Interessant ist auch die Mehrzahlbildung des Wortes Abbelbaam: während man im Hochdeutschen Apfelbäume sagt, hört man bei uns meist Èbbelbääm (Apfelbäume).

Pilze heißen wie im ganzen süddeutschen Raum Schwèmm (Schwämme), wobei Champignons Drieschlinge sind und Pfifferlinge Rehlèbbcher.

Beim Getreide findet man die Wääs oder die Wääds für den Weizen, ed Kòore für den Roggen und die Hawwer für den Hafer.

Damit möchte ich die Aufzählung mundartlicher Tier- und Pflanzennamen zum Ende bringen. Ich hoffe, dieser Artikel hat den mundartlichen Reichtum an eigenen Begriffen herausgestellt und daneben auch dazu beigetragen, das mundartliche Interesse zu vertiefen oder gar erst anzuregen. Alle aufgeführten Ausdrücke und noch viele andere mehr sind keine toten, früher gebrauchten Formen, sie alle sind auch heute noch in Gebrauch, und vielleicht wird manch ein Leser dadurch ermutigt werden, diese Wörter selbst (wieder) aktiv zu verwenden.



## Peterkapelle und Grindborn

Von Viktor Heck

Wohl kaum ein Berg im Kreis St. Wendel, außer dem Schaumberg, wird von so vielen Menschen besucht wie der Peterberg. In der kurzen Wintersaison kommen die Sportler, um am Nordhang des Berges eine Abfahrt zu machen oder über die Höhenloipe eine Langlauftour zu unternehmen. Im Sommer fahren jung und alt auf der 800 m langen Schalenrutschbahn zu Tal und mit dem Sessellift wieder auf den Berg. Wanderer genießen zu allen Jahreszeiten auf schönen Wegen die abwechslungsreiche Landschaft und die herrliche Sicht in den Hochwald oder nach Süden weit in das Saarland. Das langgestreckte Bergmassiv des Peterberges ist in seiner vielfältigen Schönheit ein begehrtes Naherholungsgebiet geworden. Seit 1983 ist der Berg um einen Anziehungspunkt reicher.



Die Peterkapelle auf der Höhe des Peterberges (im Hintergrund der Schaumberg)

Am 26. Juni 1983 wurde nämlich an historischer Stätte die neu errichtete Kapelle zu Ehren des Apostels Petrus eingeweiht. Damit wurde eine bedeutende historische Tradition fortgesetzt, die für die Menschen der Umgebung und weit darüber hinaus bedeutungsvoll war. An der Stelle, wo die Kapelle jetzt steht, stand schon mehrere Jahrhunderte hindurch ein Heiligtum, welches dem Wetterheiligen Petrus geweiht war, von dem der Berg ja auch seinen Namen erhalten hat. Die älteste bis jetzt gefundene Urkunde von der Kapelle stammt aus dem Jahre 1539, und darin ist zu lesen:

Elisabet von Elter, Witwe des Mohr von Sötern, bittet den Ludwig von Sötern, Amtmann von Tannstein, um seinen Beistand zur Erhaltung der Kapelle auf dem Berge Phede / S. Petoriberg welche zur Pastorei Sötern gehört und von den Herren von Sötern mit einer Meßstiftung begabt worden ist, nachdem die Unterthanen des Ludwig von Sötern zu Schwarzenbach ihre Bauhilfe versagt haben.

Sambstag nach Ostertag 1539

Wenn also die besagte Elisabet von Elter 1539 um Hilfe zur Erhaltung der Kapelle nachsucht, dann hatte das Kirchlein erhebliche bauliche Schäden, und es stand demnach schon viele Jahrzehnte, wenn nicht schon ein bis zwei Jahrhunderte oder gar mehr auf der Höhe des Peterberges als Stätte des Gebetes um gute Witterung.



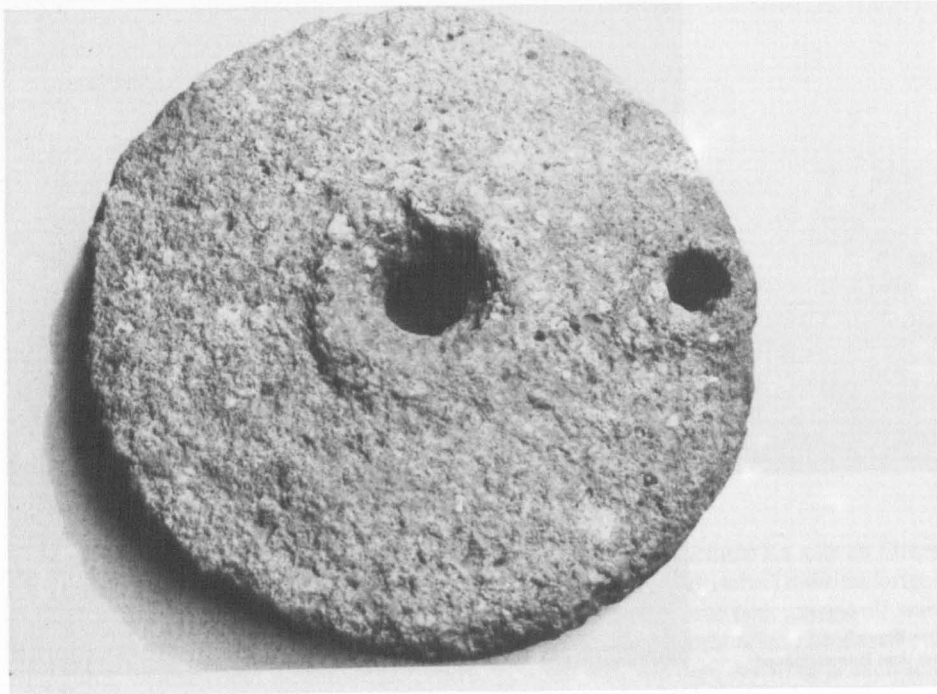
Das Kreuz  
mit dem Petruschlüssel

Eine weitere Urkunde aus dem Staatsarchiv Koblenz, Abt. 56 Nr. 2739, hat Walter Petto im Heimatbuch des Kreises St. Wendel, XIII. Ausgabe 1969/70, veröffentlicht. Es ist eine Karte aus dem Jahre 1550, die einer Prozeßakte, in der es um Streitigkeiten im Besitz der Jagdgerechtigkeit auf dem Peterberg und Umgebung geht, beigelegt war.

Auf dieser Karte ist die Kapelle als »Kirch« bezeichnet, und auf der Skizze erkennt man sogar, daß der Bau, wahrscheinlich im Turm, ein zweites Geschoß aufwies, ähnlich wie bei der Kathreinenkapelle zu Selbach. Vielleicht war das Obergeschoß ein Turmstübchen eines Eremiten. Besonders hervorzuheben ist noch die Lage der Kapelle, wie sie aus der Skizze

zu ersehen ist. Sie ist nämlich an der »Fernstraß« eingezeichnet, welche über den Rücken des Berges verlief und heute noch verläuft. Nach Johann Engel in »Aus verklungenen Tagen«, Ausgabe III 1963, ist das die alte Eisenstraße, die, von St. Wendel kommend, über den Peterberg weiter nach Trier führte.

Die historischen Reste aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit rund um den Peterberg beweisen, daß das Land hier schon in frühester Zeit besiedelt war. Wenige km im Norden entfernt ist auf dem Dollberg der keltische Ringwall. In der Nähe davon, in Schwarzenbach, wurden im vorigen Jahrhundert zwei bedeutende keltische Fürstengräber entdeckt und vor zwei Jahren in der Schwarzenbacher Gemarkung »Spätzrech« eine gallo-römische Kultstätte freigelegt. Etwa 2 km östlich von der Kapelle entfernt sind auf dem Priesberg noch ca. 70 flache Hügelgräber aus der Zeit um 500 v. Chr. zu sehen, und im Süden liegt an der Straße zwischen Selbach und Theley der sogenannte Fuchshübel, auch ein keltisches Fürstengrab. 1983 wurde in Eiweiler auf dem Eulenkopf bei der Verlegung einer Wasserleitung vier keltische Gräber freigelegt, die, nach den Grabbeigaben zu urteilen, aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. stammen.



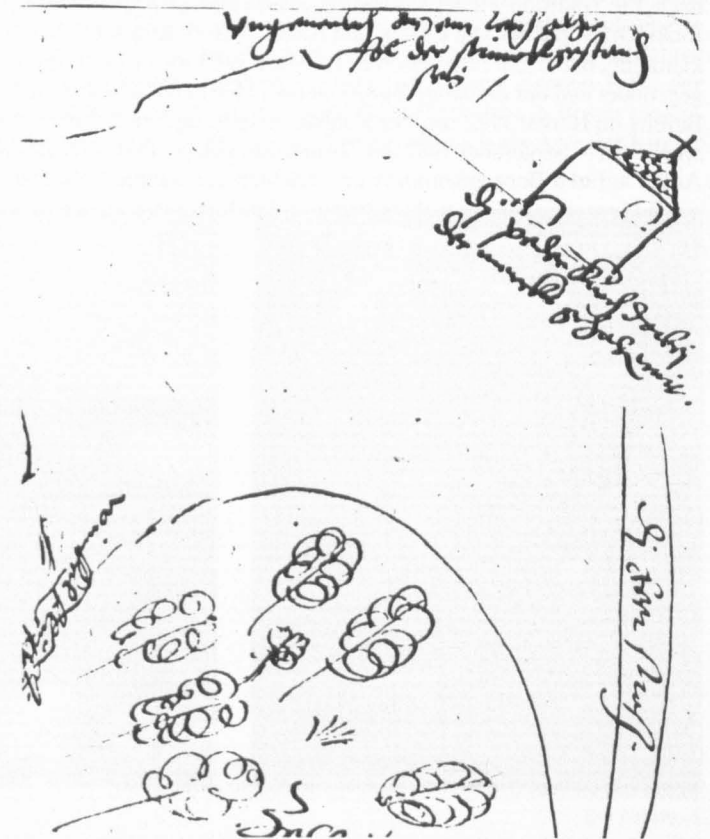
Mahlstein, gefunden in unmittelbarer Nähe der Kapelle

Auch in unmittelbarer Nähe der Kapelle sind einige Funde gemacht worden. Ich habe beim Absuchen der Felder ringsum viele Scherben gefunden, wovon auch einige, nach Dr. Kolling, römisch sind. Der frühere Pastor von Kastel, Dr. Spang, fand 1975 einen Mahlstein aus frühfränkischer Zeit, nur wenige Meter von der Kapelle entfernt. Dieser »Läufer« einer Handmühle ist im Heimatmuseum zu Wadern ausgestellt. Aus diesen Funden kann man schließen, daß schon in fränkischer Zeit, und wohl auch schon früher, ein Gebäude auf der Höhe des Peterberges stand. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß eine vor-

christliche Kultstätte bei der Christianisierung unserer Heimat durch die iro-schottischen Glaubensboten in eine christliche »überführt« wurde. Einen Wetterheiligen zu haben und ihn zu verehren, war für die Menschen der damaligen Zeit sehr wichtig. Sie waren in ihrem Leben abhängig vom Ertrag ihrer Felder, und dabei spielte das Getreide eine besonders wichtige Rolle. So nimmt es nicht wunder, daß das Patrozinium des Wetterheiligen Petrus im Sommer gefeiert wird, wenn das Korn hoch auf dem Halme steht. Wie sagt doch der Volksmund: »Peter und Paul machen dem Korn die Wurzeln faul«. Von der Zeit ab geht das Korn der Reife entgegen und brauchte den besonderen Schutz vor der Vernichtung durch Unwetter.

»Heiliger Petrus! — Bitte für uns!« oder  
»Vor Blitz und Ungewitter. — Verschone uns, o Herr!«

So haben die Leute über Jahrhunderte hindurch bei ihren Wallfahrten auf dem Peterberg gebetet und gesungen.



Ausschnitt aus der Karte von 1550 mit der Skizze der Peterbergkapelle

Und da ist noch eine interessante Tatsache festzuhalten. Auf der bereits erwähnten Kartenskizze von 1550 sind unter der Zeichnung von der Kapelle folgende Zeilen zu lesen:

die peder Kirch dabei  
der markt gehalten wird

Das beweist, daß der Markt auf dem Peterberg, der im Jahre 1575 von Joh. VI. Vogt von Hunolstein beantragt und am 29. April 1578 von Kaiser Rudolf II. als Jahrmarkt genehmigt wurde, schon vorher bei der Kapelle gehalten wurde. Der Ort war eine viel besuchte Wallfahrtsstätte, und der Markt bedeutend für die Menschen der näheren und weiteren Umgebung.

Um 1800 ist die Kapelle verfallen, und der Markt, der noch bis 1826 an Pfingstmontag und -dienstag auf der Höhe des Berges gehalten wurde, wurde in diesem Jahr wegen zunehmender Streitereien und Trunk und Spiel nach Sötern verlegt und 1838 ganz aufgehoben. Eine nachgewiesene fast 300jährige Markttradition hatte damit aufgehört zu bestehen. (Im Heimatbuch des Kreises St. Wendel von 1948 hat Hans-Klaus Schmitt ausführlich über den »Freien Petermarkt« berichtet.)

Oben auf der Höhe war es still geworden, und Kapelle und Markt gerieten fast in Vergessenheit. Einige Heimatfreunde aus Dörfern um den Peterberg dachten schon länger darüber nach, die Tradition wieder aufleben zu lassen und die Kapelle neu zu errichten. Hans-Georg Raab, Ortsvorsteher von Bosen, und Axel C. Groß, Kunsterzieher an der Hauptschule Türkismühle, hatten die Idee geboren. Im März 1980 wurde der Förderverein Peterbergkapelle gegründet und der damalige Bürgermeister Hermann Scheid zum 1. Vorsitzenden gewählt. Bereits im Herbst 1982 war der Rohbau erstellt, und im Rahmen des ersten Kapellenfestes wurde am 5. September 1982 der Grundstein gelegt. Fast 1000 Besucher waren aus diesem Anlaß auf den Berg gekommen und erlebten ein wahres Volksfest. Hier konnte man sich ein Bild machen, wie es wohl in früheren Jahrhunderten an den Markt- und Wallfahrtstagen zuing.



St. Petrus, der Patron der Kapelle, mit Modell des Kirchleins.  
(Dieses Bild von Axel C. Groß ist im Innenraum der Kapelle als Wandbild)

Bereits am 26. Juni 1983, dem Sonntag vor dem Fest Peter und Paul, wurde die wiedererstandene Kapelle feierlich eingeweiht. Hunderte waren wieder, wie vor langer Zeit die Vorfahren, auf den Peterberg gekommen, um das denkwürdige Ereignis mitzuerleben. Material- und Geldspenden für viele freiwillige Arbeitsstunden wurden in das Werk eingebracht. Das Petrusbild im Innenraum malte Axel C. Groß, der auch die Entwürfe für das schmiedeeiserne Gitter und die Eingangstür lieferte. Die Künstlerin Frau Krewer-Bordbach aus

St. Wendel-Dörrenbach hat die Buntfenster mit den Petrusymbolen Schlüssel, Hahn, Hirtenstab und Fisch gestaltet. Das auf dem Kapellenvorplatz stehende große Sandsteinkreuz läßt in seiner Gestaltung die Verbindung zu der 17-jährigen Missionierung und zu dem früheren Freien Petermarkt erkennen. Es wurde von dem Steinbildhauer Siegfried Ruckszio aus Wiesbaden gearbeitet und sieht dem alten Trierer Marktkreuz ähnlich. Jedes Jahr am Sonntag nach Peter und Paul kommen viele Gläubige zur Feier des Patroziniums an den traditionsreichen Ort. Die Wiedererrichtung der Kapelle hat dazu beigetragen, der Bevölkerung die kulturhistorische Bedeutung dieser Stätte wieder bewußt zu machen. Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht Besucher stille Einkehr halten und für einige Minuten der Hast des Alltags entfliehen. Die vielen Kerzenopfer beweisen das.

Wo in der Vergangenheit an Markttagen und bei Wallfahrten so viele Menschen zusammenkamen, mußte auch eine Quelle sein, damit Mensch und Tier mit Wasser versorgt werden konnten. Und diese Quelle sprudelt mit Quellgrund des Eifelbaches, etwa 200 m von der Kapelle entfernt. Das klare Wasser fließt heute noch reichlich. Kapelle, Markt und Grindborn, wie die Eiweiler Leute diese Quelle nennen, waren in der Vergangenheit aufs engste miteinander verbunden. Sie lieferte nicht nur das lebensnotwendige Wasser für Wallfahrer und Marktbesucher samt ihren Tieren, sondern sie hatte auch ihren eigenen Kult, der sicherlich mit der Kapelle, aber vor allem mit der alten Willibrordkirche in Bosen zusammenhing. Willibrord wurde sowohl als Nothelfer der Bauern als auch als Arzt der Kinder angerufen.



Der Grindborn

Der Name Grindborn sagt etwas darüber aus, daß in früheren Zeiten gläubige Menschen bei einer bestimmten Krankheit von diesem Wasser Heilung erhofften. Wenn nämlich ein Kind an Kopfkrätze, auch Grind genannt, litt, dann ging ein Familienangehöriger mit einem Häubchen des Kindes zu diesem Grindborn. Das Häubchen war mit Getreidekörnern gefüllt und wurde einige Male in das Wasser des Grindborns getaucht. Damit war aber der Bittgang noch nicht zu Ende. Vielmehr ging der Wallfahrer dann weiter nach Bosen in die



alte evangelische Kirche und legte das Getreide als ein »Opfer« dort ab. In dieser Kirche stand nämlich eine Statue des heiligen Willibrord, und diese Figur nannten die Leute das »Freisemännchen« oder das »Grindmännchen«. (»Freisem« ist eine volkstümliche Bezeichnung der Krätze.) Seit Ende des vorigen Jahrhunderts ist die Statue des heiligen Willibrord nicht mehr da. Die Leute machten jedoch weiterhin diese Bittgänge zu ihrem »Freisemännchen« und vertrauten fest auf die Hilfe des Heiligen und des heilkräftigen Wassers aus dem Grindborn. Mein Großvater hat noch berichtet, daß er 1923 in diesem Anliegen einen Gang zum Grindborn und weiter nach Bosen gemacht habe, um Hilfe für einen erkrankten Enkel zu erbitten. Die Genesung des Kindes ging danach sichtlich voran, und nach wenigen Wochen war es geheilt. Unsern gläubigen und frommen Vorfahren war so ein Bittgang zum Grindborn und zum heiligen Willibrord eine echte Hilfe in ihrem oft so schweren Dasein.

Im Rahmen des Flurbereinungsverfahrens in Eiweiler wurde angeregt, diese Quelle zu reaktivieren und ihre Bedeutung der Bevölkerung bewußt zu machen. Im Sommer 1985 wurden diese Arbeiten durchgeführt. Dabei kamen auch einige behauene Steine zutage, die wahrscheinlich von einer früheren Einfassung der Wasserquelle stammen. Von einer Benutzung der Quelle über einen langen Zeitraum hinweg kann man also ausgehen. Horst von Ehr aus Urexweiler hat im Herbst 1986 einen schönen Brunnenstein geschaffen, welcher der Bedeutung der Quelle gerecht wird. Jetzt fließt wieder ergiebig gutes, wohlschmeckendes Wasser aus dem Brunnen. Wanderer können sich daran laben und in Gedanken frühere Zeiten und Geschehnisse lebendig werden lassen.



Karte um 1550

#### Literarnachweis

- Johann Engel: Karte der alten Straßen und Wege im Kreis St. Wendel, Aus verklungenen Tagen, 1963  
 Der Bosener Markt, in: 1000 Jahre Bosen, Bosen 1978, S. 119  
 Gerd Jung: Auch der Peterberg hat seine Geschichte, aus: Im St. Wendeler Land, Ausgabe XII, S. 15–18,  
 Kapellen und Wallfahrtsorte (unveröffentlichtes Manuskript),  
 Walter Petto: Eine Kartenskizze des Peterberges aus dem 16. Jahrhundert, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 13, 1969/70, S. 56,  
 Hans-Klaus Schmitt: Der Peterberg und der Freie Petersmarkt, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 1, 1948, S. 138 ff.

## Die ersten Herren von Nohfelden

Von Roland Schüler

Im 13. Jahrhundert besaßen die Herren vom Stein — heute Oberstein — unter anderen verstreut liegende Besitzungen in unserem Gebiet die Orte Freisen, Oberkirchen, Hoppstädten, Weiersbach und Bleiderdingen. Illegal besetzt hatten sie Nohfelden und Wolfersweiler, die eigentlich zur Grafschaft Veldenz gehörten. Streitigkeiten in der Familie veranlaßten höchstwahrscheinlich Wilhelm Bossel vom Stein, mit den Besitzern der Stammburg zu brechen. Sie ließen in ihm den Plan aufkommen, für sich selbst eine eigene Burg zu errichten. Ein entsprechender Hinweis ist auf einer Tafel am alten Schloß zu Oberstein zu finden. Als Standort wählte er Nohfelden. Wie Prof. Dr. Walter Hermann, Saarbrücken, in seinen Ausführungen über Nohfelden erwähnt, muß angenommen werden, daß W. Bossel die Reste der Burg Nohfels in der Nähe des heutigen Ortes Neubrücke zum Bau verwandte. Der ehemalige Standort dieser Burg ist auf den topographischen Karten als »Schloßberg« gekennzeichnet, ein Name, der bis heute im Volksmund als »Owels« zu vernehmen ist. Bezüglich dieses Schlosses weiß man nur, daß es zuletzt von drei Schwestern bewohnt war, die aber von fremden Rittern vertrieben wurden. Je eine flüchtete nach Wolfersweiler, Gimbeiler und Weierbach. Alle drei blieben unverheiratet und vermachten den betreffenden Orten je ein Drittel ihres gemeinsamen Besitzes. Sehr gut kann man dies heute noch bei Wolfersweiler erkennen, dessen Bann sich vom ursprünglichen Besitz her in einem langen schmalen Streifen bis hinunter zur Nahe erstreckt. Der neu hinzugekommene Wald heißt heute noch der »Nauwald« (der neue Wald). Unter Rudolf von Habsburg, der »die kaiserlose, die schreckliche Zeit« beendete, schlug auch die Stunde für die Ritter von Nohfels; das Schloß wurde zerstört. In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts nahm mein Vater zusammen mit anderen Herren dort Ausgrabungen vor, es kamen aber keine Mauerreste mehr zutage. Ein bei der Freilegung der Burg gefundener Sandstein mit den Buchstaben NOVEL könnte also noch von der alten Burg No(h)fels stammen.

Wilhelm Bossel begann vermutlich um 1280 mit dem Bau der Burg in Nohfelden, was natürlich nach gewisser Zeit dem Grafen zu Veldenz zu Ohren kam. Dieser stellte nun dem Bauherrn anheim, entweder den Bau wieder abzureißen oder Lehensmann der Veldenzener zu werden. Wilhelm Bossel wählte die letztere Möglichkeit. Er erbaute wahrscheinlich zunächst den nördlichen viereckigen Wohnturm. In späteren Jahren müssen der in einem stumpfen Winkel sich anschließende Keller mit darüberliegendem Pallas und der südliche Eckturm dazugekommen sein. Experten der Burgenkunde erkennen dies ohne weiteres an der Bauart des Gemäuers. Der Öffnungsbrief Wilhelm Bossels für den Veldenzener Grafen aus dem Jahre 1286 ist noch im Original vorhanden und befindet sich im Historischen Museum der Pfalz in Speyer.

Wilhelm Bossel war verheiratet mit Susann von Lützelstein — heute Petite Pierre —, einer Tochter Hugos von Lützelstein. Dieser Ort spielt später bei den nachfolgenden Herren von Pfalz-Zweibrücken nochmals eine Rolle als Wohnsitz einer Nebenlinie Pfalz-Veldenz. Grabmonumente dieser bald wieder ausgestorbenen Veldenzener sind am Eingang der Kirche von Lützelstein zu ersehen. — Das Ehepaar hatte zwei Söhne, Eberhard und Bertram. Ersterer heiratet mit Margarete von ?, beider Sohn hieß wieder Wilhelm, von welchem allerdings nichts weiter bekannt ist. Sein Vater starb um 1331/32. Der zweite Sohn Bertram heiratete die Adelheis von Fischbach und hatte mit ihr drei Kinder: Wilhelm, Susel und Hugo. Es waren die letzten dieses Geschlechts. Der Älteste als Nachfolger starb schon jung — 1345

— nur elf Jahre nach seinem früh verstorbenen Vater. Die Schwester Susel blieb unverheiratet, und beider Bruder Hugo war — wie bei den Adelsgeschlechtern üblich — in den geistlichen Stand getreten. Beim Tode seines Bruders Wilhelm hatte er schon die Weihen empfangen und trat nicht mehr in den weltlichen Stand zurück. Ab 1381 war er über zwanzig Jahre lang Abt von Weißenburg im Elsaß, er starb 1402. (Als Abt dieses bedeutenden Benediktinerklosters muß er sehr rührig gewesen sein, vier Befestigungen rings um die Stadt sollen auf ihn zurückgehen.) Sein Grabstein ist neben mehreren anderen — unter ihnen der seines Großonkels von Veldenz — im Rest des Kreuzganges erhalten. Die Inschrift lautet: ANNO DM MCCCC / SECUDO IN DIE SCI BNDCT (obiit) VENERABI / LIS DNS HUGO DE / NAVELDEN ABBASHVIVS MONASTERII. SPLEDOR VIRTIS ABBAS HUGO FLOS Q SALVTIS / ET SERVUS XPILAPIDI JAM SVBDITUR EST QUI REGNANS ANNOS COMPLEVIT. NEMPE VIGENOS / NVNC VIVAR LETE PER SEC VLA NESCIA METE. Übersetzt heißt dieser Text in etwa:

Im Jahre des Herrn 1402 am Tag des Benedict (starb) der ehrwürdige Herr Hugo von Navelden, Abt dieses Klosters. Glanz der Tugend, Abt Hugo, Blüte des Heils und Christi Diener liegt nun bereits unter diesem Stein. Er, der zwanzig Jahre nämlich herrschend vollendete, nun lebe er in Freuden durch die Jahrhunderte, die keine Grenzen kennen.

Ich fand auch eine weitere Übersetzung:

Eh ihn dieser Stein bedeckte  
 Blickte Hugo, Christi Diener  
 Gleich der Blume tugendglanzumflossen.  
 Vier der Lustren hatte Gott ihm zugewiesen  
 Hier als Abt — nun in den Himmeln  
 Lebt er seligen Äonen zugewiesen.

Zu bemerken ist, daß eine Lustre einen Zeitraum von fünf Jahren bedeutet, abgeleitet von lat. lustralis = fünfjährig.

Mit Abt Hugo erlischt also das Geschlecht der Erbauer von Burg Nohfelden. Die Mutter Adelheid heiratete nach dem frühen Tode ihres Mannes Bertram einen Wilhelm den Jüngeren — später Wilhelm I. genannt — von Manderscheid und bekam mit diesem noch sieben Kinder. Das Geschlecht nannte sich zwei Generationen hindurch »von Manderscheid-Nohfelden«. Die Tochter Wilhelms II. von Manderscheid-Nohfelden, Kunigunde, (gestorben 1389) heiratete einen Herrn von Ruppertsberg, und hatte mit ihm einen Sohn mit Namen Wilhelm von Ruppertsberg. Der Enkel hieß Johann von Ruppertsberg und dessen Sohn Wilhelm der Jüngere verkaufte den Besitz Nohfelden an Pfalz-Zweibrücken, die als Erben der Veldenzer bis zur Französischen Revolution Nohfelden in Besitz hatten.

## Die Oberthaler Rötelkrämer

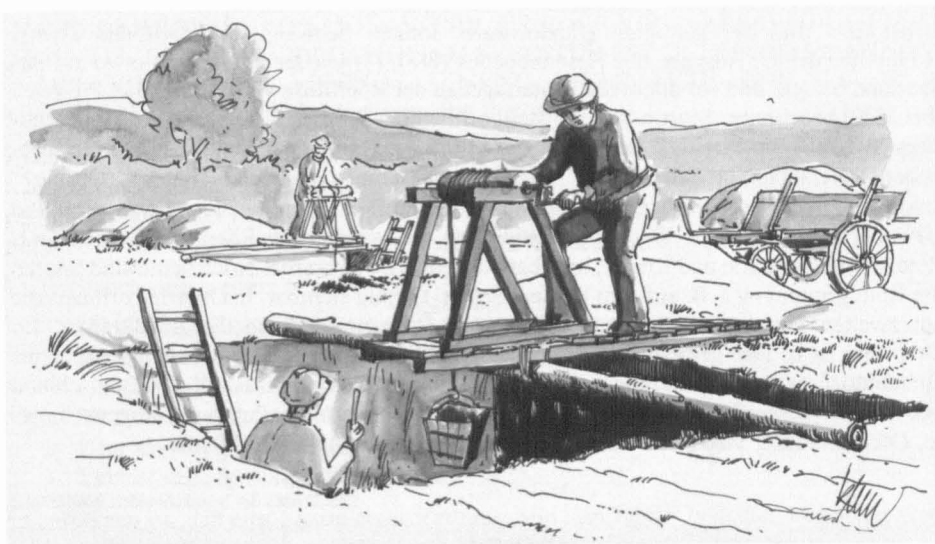
Von Karl Heinz Klein

In seiner vierzigjährigen Geschichte veröffentlichte das »Heimatbuch des Landkreises St. Wendel« bereits drei Beiträge über die heimischen Rötelvorkommen sowie deren jahrhundertelange Nutzung, stellenweise bis zum Ersten Weltkrieg. Leo Gottesleben<sup>1)</sup> lieferte für die 4. Ausgabe des Heimatbuches (1951/52) eine geologisch-mineralogische Beschreibung des Rötels sowie eine Übersicht über die vielseitige Verwendung des »roten Mineralfarbstoffes« und der gefragten Handelsware. Johann Schwendler<sup>2)</sup> greift das Thema »Rötel« für die 17. Ausgabe des Heimatbuches (1977/78) wieder auf, indem er es auf das Saarland bezieht und vor allem den Untertagebau der Rötelflöze von Buprich bei Piesbach (bis 1879) beschreibt. Martin Weiler<sup>3)</sup> stellt schließlich für die 18. Ausgabe des Heimatbuches (1979/80) die Streitigkeiten von 1842/43 um die Konzessionserteilung zum gewerblichen Rötelabbau in Selbach dar. Die Autoren nennen Selbach, Theley<sup>4)</sup>, Gronig<sup>5)</sup>, Güdesweiler, Bliesen, Oberthal, Namborn, Gehweiler, Furschweiler, Roschberg und Urweiler als im Kreis St. Wendel gelegene Orte, wo vormalig der Rötel, ein Gemisch aus Roteisenstein mit Ton und Kreide, abgebaut und vertrieben wurde. Noch heute sind Spuren der Rötelgewinnung z. B. auf dem Kahlenberg bei Gronig sichtbar. In Oberthal erinnert die am zweiten Sonntag im September gefeierte »Eselskirmes«<sup>6)</sup> an die Rötelkrämer. Im Ursprung ist es ihre gemeinsame Feier der glücklichen und erfolgreichen Heimkehr ins Heimatdorf, nachdem man monatelang als ambulante Händler mit Familie in Deutschland und seinen Nachbarländern unterwegs war und Rötel, Bimssteine, Putzsand, Wagenschmie-re, Ofenschwärze, Wetzsteine, Sensen, Reisisbesen u. a. m. verkauft hatte.

Eselskirmes der heimkehrenden Rötelkrämer



Die Tradition dieser Rötelhändler, die durchweg arme, aber ehrliche Leute waren, die dann im Zuge der Industrialisierung einen festen Arbeitsplatz in Berg- und Hüttenwerken fanden, führten die einheimischen ambulanten Händler und Händlerinnen wie z. B. Träaje Greet fort, die mit Bauchladen oder vom Hund gezogenen Wägelchen auf Dorffesten und Kirmesplätzen Süßigkeiten, Spielwaren und Kurzwaren feilboten. Sie waren die Nachfahren jener Oberthaler Rötelkrämer, die mit ihrem Eselskarren im Frühjahr aufbrachen, um als fahrende Händler ihren Lebensunterhalt zu verdienen, weil die Heimat weder Arbeit noch Brot für sie hatte.



Arbeiten an der Rötelkaul

Es brauchte einige Zeit, bis sich die Oberthaler der Tradition ihrer Rötelkrämer bewußt wurden, sich mit ihr beschäftigten und anfreundeten. Allein die Tatsache, daß bei den Begüterten, vor allem aber auch bei den Bauern im oberen Bliestal, der Rötelhandel lange als Armutszeugnis galt und die Rötelhändler und Rötelkrämer oft — wie man heute weiß, zu unrecht — als Bettler und Hungerleider bezeichnet wurden, mag erklären, warum die Oberthaler erst jetzt damit beginnen, sich die Tradition ihrer Vorfahren zu vergegenwärtigen und dies dann auch mit Stolz und Überzeugung nach außen dokumentieren. Immerhin ist seit Schließung der letzten Rötelkaulen weit über ein halbes Jahrhundert vergangen.

Die Nicht-Rötelkrämer hatten begreiflicherweise kein Interesse daran, das Loblied der freien, fahrenden Handelsleute des oberen Bliestals zu singen und die Nachfahren derselben waren sicher aus der sozialen Problematik heraus nicht selbstbewußt genug, um das Wissen und die Erinnerung zu dieser für die Entwicklung des oberen Bliestals so wichtigen geschichtlichen Epoche gebührend zu pflegen und auch weiterzugeben. Erst heute, nachdem man aufgrund der entsprechenden wissenschaftlichen Untersuchungen das Besondere, das Einmalige der Rötelvorkommen im nördlichen Saarland zu würdigen weiß und vor allen Dingen auch die persönlichen Leistungen derjenigen, die ihn unter sehr schwierigen Bedingungen in ganz Europa verkauften, zeigt sich eine wachsende Bereitschaft, all diese Dinge mit Bewunderung und Respekt zur Kenntnis zu nehmen, vor allem aber auch, sich mit der Art und Weise des Broterwerbs der Vorfahren zu identifizieren.



Rötelzeichnung von Ursula Krewer-Bordbach

So erlebt man, wie sich beispielsweise beim alle drei Jahre stattfindenden Oberthaler Brückbachfest immer mehr Oberthaler in der schmucken, den ostfranzösischen Trachten nachempfundenen Kombination aus blauem Kittel, rotem Schal und schwarzem Schlapphut bzw. weißem Kopftuch bei den Frauen zeigen, so wie sie die Rötelkrämer bei ihren Handelsfahrten trugen. Sogar einen Stand gibt es, der von den im Rötelkrämergewand gekleideten Anliegern des Brückenbachbereichs betrieben wird und wo die Besucher des Festes all das kaufen können, was die Rötelkrämer damals feilzubieten hatten: Rötel, Wetzsteine, Hufeisen, Maulkörbe usw.

In diesem Jahr zeigte erstmals die Dörrenbacher Malerin Ursula Krewer-Bordbach den Festbesuchern, wie man mit Oberthaler Rötel zeichnet. Wie berühmte Höhlenzeichnungen aus der Steinzeit beweisen, ist Rötel einer der ältesten Farbstoffe.

Auch sieht man mittlerweile anlässlich der Oberthaler Kirmes, die ja wegen der Rückkehr der Rötelkrämer-Familien ins geliebte Heimatdorf seit jeher das große Rötelkrämerfest gewesen ist, immer häufiger die Straßenbuben in der Tracht ihrer Vorfahren.

Eine sehr schöne Gelegenheit, sich der Öffentlichkeit darzustellen, bot sich den Oberthaler Rötelkrämern beim ersten Saarland-Tag in St. Ingbert, die dann auch gerne mit Erfolg genutzt wurde.

Mit anderen Worten, es wurde in Oberthal zum Thema »Rötelkrämer« selten soviel geredet, geschrieben und auch gezeigt wie im Jahre 1988. Dabei wird der 22. Oktober mit Sicherheit den diesbezügliche Höhepunkt darstellen. An diesem denkwürdigen Tag wird in der bisherigen Bauernstube des Café Klein-Mörsdorf die 43. saarländische und damit vierte Hei-





Brückbachfest 1988 mit Rötelkrämern, Weinkönigin, Bürgermeister und Ortsvorsteher

matstube des Kreises St. Wendel der Öffentlichkeit übergeben. Der im Frühjahr des Jahres neugegründete Verein für Geschichte und Heimatkunde (VFGH) hatte sich die Aufgabe der Errichtung dieser Heimatstube zum Ziel gesetzt. Sie sollte ausschließlich der Dokumentation der Gewinnung und des Handels mit Rötel gewidmet sein und darüberhinaus künftig als Begegnungsstätte für alle an der Heimatstube interessierten Oberthaler gelten. Der vom Nohfelder Altbürgermeister Hermann Scheid geleitete Arbeitskreis innerhalb des VFGH hatte entsprechendes Unterlagenmaterial zusammengetragen, das nun jedem, der sich künftig über die Rötelkrämer informieren möchte, zur Verfügung steht.

Es sieht also wirklich alles in allem danach aus, daß die Oberthaler Freude daran gefunden haben, sich mit ihrer Vergangenheit bzw. mit der Vergangenheit ihrer Vorfahren zu befassen.

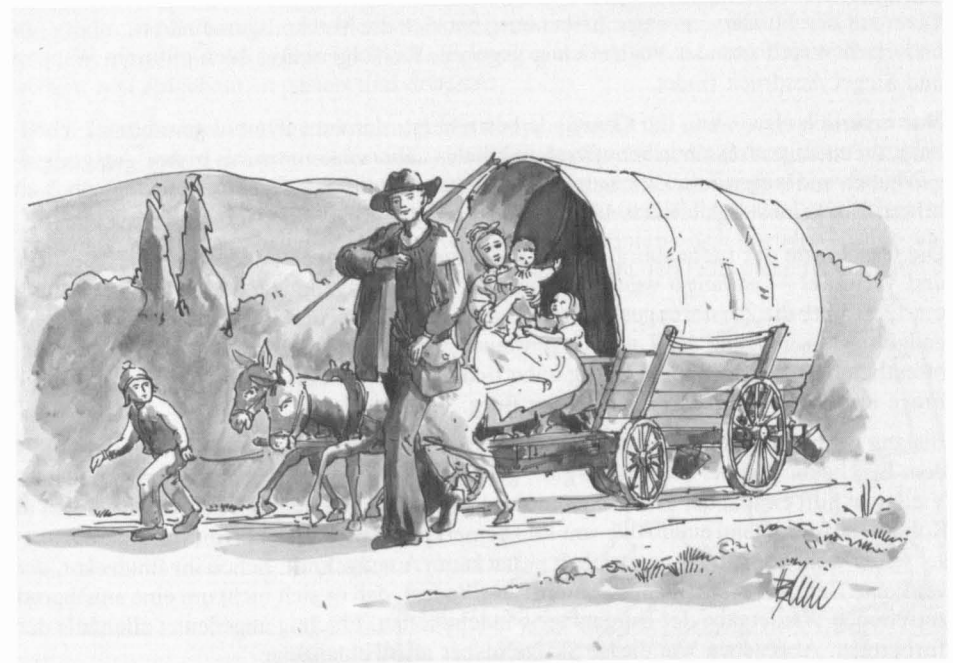
So weit zu dem mittlerweile doch sehr beeindruckend gepflegten äußeren Bild des Rötelkrämers.

Was nun die Identifikation des Oberthalers mit den sonstigen Merkmalen ihrer mit Rötel handelnden Vorfahren anbetrifft, nämlich Wesensart, Grundeinstellung, Weltanschauung und typische Charaktereigenschaften, so gibt es da sicher die geringeren Probleme.

Das wäre einmal die ausgesprochen individualistische, freiheitsliebende Grundeinstellung, ein wichtiger Wesenszug des freien, ungebundenen, unternehmerisch tätigen fahrenden Händlers; da wäre weiterhin die kluge, tolerante Weltoffenheit, die notwendig war, um in der damaligen Zeit sicher und zielstrebig durch fremde Länder zu kommen; da wäre

schließlich und letztlich die gewinnende, sympathische Art, auf andere Menschen einzugehen, die immer schon den Handelstreibenden am ehesten erfolgreich machte.

Alles Eigenschaften, die dem Oberthaler heute noch eigen sind und erklären, warum man sich zum Beispiel als Fremder in Oberthal so schnell heimisch fühlt, warum man gerne feiert und fröhlich zusammensitzt und warum in Oberthal jeder noch ein klein wenig auf seine ganz eigene Art selig werden kann.



Rötelkrämerfamilie mit Eselskarren unterwegs

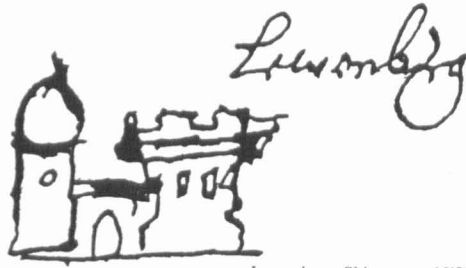
#### Anmerkungen:

- 1) Leo Gottesleben, Geologische Beschreibung des Rötels und seine Verwendung im St. Wendeler Land, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 4, 1951/52, S. 26–32.
- 2) Johann Schwendler, Rötelfunde an der Saar, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 17, 1977/78, S. 67–70.
- 3) Martin Weiler, Streit um Rötelabbau in Selbach, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 18, 1979/80, S. 130–133.
- 4) Theley einst und jetzt. Ein Heimatbuch. St. Wendel 1966, S. 201 f. (Die Rötelhändler).
- 5) Die Geschichte der Gemeinde Gronig. St. Wendel 1973, S. 208–210 (Die Rötelhändler).
- 6) Gerhard Bungert/Klaus-Michael Mallmann, Die Oberthaler Eselskirmes, in: Geschichte und Landschaft Nr. 166, 1977, S. 2 (SZ-Beilage).

# Die Liebenburg bei Hofeld

Rekonstruktionsversuch  
nach Baurechnungen von 1600–1605

Von Alfred Schwan



Lewenburg-Skizze von 1613

Rund eineinhalb Jahrzehnte ist es her, daß von der Höhe des Schloßbergs zwischen Hofeld und Eisweiler wieder ein markanter Turm weit hinaus ins Land grüßt. Mit dem restaurierten Turm auf den Fundamenten der Liebenburg hat sich die Verbandsgemeinde Namborn ein historisch verpflichtendes Wahrzeichen gegeben, das folgerichtig auch in ihrem Wappen und Siegel Ausdruck findet.

Nur natürlich also, wenn die Gemeinde bestrebt ist, der zum Symbol gewählten Liebenburg, ihr einstiges Aussehen betreffend, möglichst näher zu kommen als bisher. Ausgrabungen haben und hatten zum Ziel, seit Jahrhunderten verschüttete Geheimnisse doch noch zu lüften. Ein keineswegs leichtes Unterfangen.

Die Geschichte der Liebenburg — ihre Entstehung, die Generationenfolge ihrer Besitzer und Verwalter — ist längst weitgehend erhellt. Ihr Werdegang von der ersten Erwähnung um 1220, über die Zerstörungen während der Kriegswirren von 1430 und 1635 bis zu ihrem endgültigen Untergang 1677 war Gegenstand einer ganzen Reihe bemerkenswerter Veröffentlichungen. Ganz anders, völlig unbefriedigend, war — bisher — die Antwort auf die Frage nach dem einstigen Aussehen der Burg.

Bislang kennen wir keine Darstellung aus damaliger Zeit, wie sich die Liebenburg einst dem Beschauer darbot. Falls es sie gibt, gelang es bisher nicht, sie ausfindig zu machen. Vielleicht hilft einmal der Zufall weiter. Auch eine vor einigen Jahren bei Archivstudien in Koblenz auf dem Rand einer Akte von 1613 bemerkten Skizze — seinerzeit von einem Amtschreiber wohl beiläufig hingestrichnet — hat kaum Aussagekraft. Schon ihr Entdecker, der verdiente Heimatforscher Klaus Schmitt<sup>1</sup>, stellte fest, daß es sich nicht um eine annähernd zutreffende Wiedergabe der Burganlage handeln könne. Flüchtig angedeutet allenfalls der Torbereich. Abgesehen von dieser Skizze bisher also Fehlanzeige.

Nun aber kamen wir auf der Suche nach dem Gewesenen entscheidend voran. Das Rätsel ist weitgehend gelöst: wir können uns jetzt vorstellen, wie die Liebenburg zu ihrer Glanzzeit ausgesehen hat!

## Penible Buchführung von einst macht's möglich!

Archivmaterial, das die Gemeinde Namborn in Kopien beschafft hat, umfaßt unter anderem eine Fülle von Baurechnungen über 1600/05 an der Burg durchgeführte Arbeiten. Sie gestatten, wenn man sich das dort beschriebene Stück für Stück vor Augen führt, eine umfassende Übersicht des damaligen Gebäudebestands auf dem Schloßberg. Zusätzliche Bestätigung brachte auch der Vergleich mit von Walter Hannig<sup>2</sup> zusammengetragenem Material.

1) Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 10, 1963/64, S. 154–156

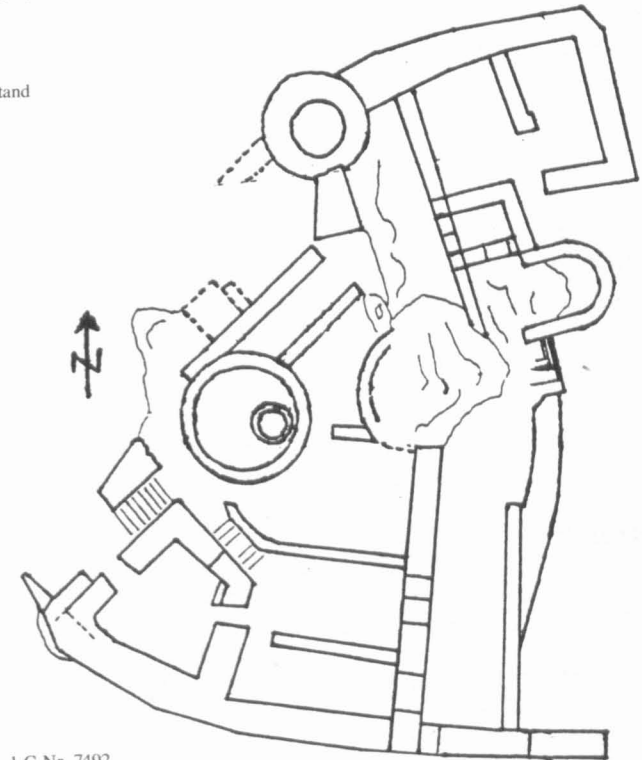
2) Von der Familie H. freundlicherweise ermöglicht

Ergänzt werden diese Bauabrechnungen durch einen parallel geführten Briefwechsel. Es handelt sich um Korrespondenz des damaligen St. Wendeler Kellners Johann Dhame mit dem Trierer Kurfürsten und Erzbischof Lothar von Metternich (1599–1623). Darin geht es um die zahlreichen Instandsetzungen und Verbesserungen, die der »Inhaber« der Burg, Junker Ludwig Alexander von Sötern, als erforderlich bezeichnet hatte, um deren Wehrhaftigkeit zu steigern. Dhame hatte vom Kurfürsten als Landesherrn und Eigentümer des »Hauses Lemberg« den Auftrag, vor Ort die Pläne des Junkers zu begutachten und entsprechend nach Trier zu berichten.

Schriftwechsel<sup>3</sup> und Rechnungen<sup>4</sup> umfassen den Zeitraum von 1600 bis 1606. Daraus erhellt auch, daß schon drei Jahre früher des amtierenden Erzbischofs Vorgänger, Johann VII. (1581–1599), gewisse Reparaturen an der Burg genehmigt hatte. Diese muß damals in einem ziemlich heruntergekommenen Zustand gewesen sein. Mehrere Anlagen und Gebäude sind als auffällig bezeichnet. Vor allem noch einige strohgedeckte Dächer seien überaus schadhafte. Mit einer für die Zeit gewaltigen Geldsumme wurde daraufhin abgerissen, neu aufgebaut, repariert und erweitert.

Die entsprechenden Aufzeichnungen gehen überaus ins Detail und sind, da nicht immer logisch gegliedert, manchmal nur mit Schwierigkeit den einzelnen Bauobjekten zuzuordnen. Dabei wird deutlich, daß vor allem der Hauptwohntrakt der Burg infolge der vielen An- und Umbauten durch die Jahrhunderte wohl ziemlich verschachtelt und verwinkelt war. Darauf weisen auch die jetzt sichtbaren, vielfach unkoordiniert erscheinenden Mauer- und Fundamentreste hin. Klarer gegliedert zeigt sich der im »unteren Hof« plazierte Ökonomiebereich.

Grundrisse derzeitiger Ausgrabungsstand



3) Landeshauptarchiv Koblenz Best. 1 C Nr. 7492

4) Landeshauptarchiv Koblenz Best. 1 C Nr. 7493

Bereits die Ausgrabungen der letzten Jahre ließen auf eine recht kompakte Burganlage<sup>5</sup> auf dem Schloßberg schließen. Erst die Durchsicht der Rechnungsbelege aber erlaubt eine viel weitergehende Bestandsaufnahme dessen, was es kurz vor dem Dreißigjährigen Krieg an Einrichtungen und Gebäuden gab. Kopfzerbrechen bereitete weiterhin jeweils das Wo.

Da nun setzte die Fein- und Feinstarbeit ein. Im Teamwork mit Mitarbeitern der Gemeindeverwaltung Namborn<sup>6</sup> galt es, wie bei einem Puzzle zu kombinieren. Präzise gestützt auf die Details der Baurechnungen waren — von den noch vorhandenen Fundamentresten abgesehen — Stockwerk für Stockwerk, erst in der Theorie und dann zeichnerisch, die einzelnen Gebäude und ihre jeweilige Anordnung zueinander zu rekonstruieren. Und das geriet in überzeugender Weise.

Um völlig sicherzugehen, erfolgten auch nochmalige Befragungen der seinerzeit bei den Ausgrabungen eingesetzten Arbeiter, wo diese Kachel, jener Quaderstein gefunden wurde sowie eine erneute Ortsbesichtigung mit dem ehemaligen Landeskonservator Dr. Martin Klewitz, unter dessen Aufsicht man damals die ersten Suchgräben zog, gefolgt dann von der Freilegung der angeschnittenen Mauerreste.

Hier zunächst die Bestandteile der Liebenburg, die in den Baurechnungen sowie anderen Akten aus früherer und späterer Zeit nicht näher beschrieben sind:

Wallgraben:	Genannt ohne weitere Angaben
Ringmauer:	Auf dem freigelegten Abschnitt 1.50 m dick, das waren nach damaligem Maßstab ca. 5 Schuh
Pforte:	War um 1600 nur einfach ausgeführt (»Lemberg hat eine bloße pforte«). Erwogen wurde indes »zu mehr sicherheit wegen der gefährlichen zeiten eine verstärkung«. Junker Ludwig Alexander von Sötern meinte, man solle »vor die Pforte ein Mauerwerk mit noch zwei Portals und uff ziehender brücke errichten lassen, damit man nicht so gestracks vor die rechte Pfort anlangen möge«. Ob diese projektierte Zugbrücke so ausgeführt wurde, ist nicht ersichtlich. Sie wird jedenfalls in den Abrechnungen und späteren Urkunden nicht erwähnt. — Genaue Position der Hauptpforte noch ungeklärt.
Großer Turm:	Keine nähere Beschreibung
Zisterne:	Schon 1281 urkundlich erwähnt. Sammelbehälter für Regenwasser von benachbarten Dächern. Einen richtigen Brunnen hat es dagegen im Burgbering wohl nie gegeben. Allenfalls zusätzlich zur Zisterne einen brunnenähnlichen Schacht, in dem ebenfalls Oberflächenwasser (etwa zur Viehversorgung und für Löschzwecke) bevorratet wurde. Ein Brunnenbau wurde indes erwogen und auch in Angriff genommen, aber nicht fertiggestellt. Dieses Thema wird uns weiter unten noch näher beschäftigen.
Rondell:	Mehrfach erwähnt als »Rondiell«. Gewöhnlich wird hierunter eine mittelalterliche Befestigungsanlage nach Art eines (kanonen-bestückten) Bollwerks zur zusätzlichen Sicherung des Torbereichs verstanden. In unserem Fall aber kann das Rondell kaum der Verteidigung gedient haben, denn es lag im Burginnern und wurde vom Zimmermann über einem Steingesims mit einem Fachwerk-»Gemach mit sieben Glasfenstern« versehen. Somit dürfte das Rondell auf rundem steinernem

5) Krüger: Die deutschen Burgen und Schlösser, 1987, S. 838

6) Harald Wilhelm, Heinz Sikorski

Unterbau in Form dieses Gemachs den oberen Abschluß der vorgenannten Zisterne gebildet haben. Dann hätte der große Turm von damals der Bergfried, nicht — wie der jetzt wiedererrichtete — über der ja noch komplett erhaltenen Zisterne gestanden, sondern mehrere Meter östlich daneben . . . Da Türme auf Höhenburgen — bei felsigem Untergrund — überwiegend ohne Unterbau waren, erklärt sich auch, warum die Liebenburg kein Gefangenenverließ hatte.

»Oberschloß« als Sammelbegriff für die Gebäude des höher gelegenen Wohnbereichs im Unterschied zum »unteren Hof« bzw. »Viehhof«

Söller: Nur einmal als (gleichbedeutend) »Altan« genannt.

### Untertanen mußten 865 Fronfuhren leisten

Nun zu den Einzelheiten der 1600 bis 1605 tatsächlich durchgeführten Bauarbeiten, die uns so vielsagende Aufschlüsse über das Aussehen der Liebenburg gegeben haben.

Es beginnt mit der Erneuerung von Ringmauer, Pforte, großem Turm und Rondell. Die Arbeiten wurden fortgesetzt mit den Wohnbauten, um zum Schluß auch Scheuer und Ställe zu erfassen.

Die Wohngebäude liegen um ein »kleines gepflastertes Höfchen«, die Wirtschaftsgebäude um den Viehhof. Ferner wird ein Garten genannt, wohl vor der Burg. Weil oben auf dem Berg Wassermangel herrscht, errichtet man unten am Bach ein Waschhaus.

Die Gesamtkosten werden schließlich vom Burginhaber, dem Junker von Sötern, mit 3.799 Gulden 7 Albus angegeben. Vom Erzbischof Lothar werden allerdings nur 3.727 Gulden 5 Albus verrechnet, weil er für die insgesamt 865 Fronfuhren der Untertanen (Essen für die Fröner) statt der angesetzten 8 nur je 6 Albus zugesteht. Ein Gulden gleich 24 Albus. . . . »Geschehen zu Coblenz den 9. Junius Anno 1606«

Aufzählung der Arbeiten in dem ca. 75 x 30 m großen Burgareal:

#### Anno 1600:

Die Ringmauer,	weil ganz verfallen, wird teilweise bis aufs Fundament abgetragen und neu aufgeführt, frisch bestochen und beworfen — ohne das verfallene Stockwerk.
Eine neue Pforte	wird gesetzt und darüber »damit sie ins Trockene komme«, durch den Zimmermann ein Pforthaus aus Fachwerk errichtet. An der Pforte 2 Schließlöcher und 1 Wurfloch (zum Bewerfen bzw. Begießen des Feindes von oben).
Der große Turm,	der an vielen Stellen ausgefallen, wird ringsum unterfangen, ausgebessert und beworfen. (Schon 1552 hatte der Vater des Ludwig Alexander von Sötern — Johann Ludwig, gest. 1564 — den damaligen Erzbischof Johann V. von Isenburg bedrängt, daß es, damit kein Schaden geschehe, unerläßlich sei, den hohen Turm zu Lemberg abzubrechen und neu wieder aufzuführen, ihn zumindest zu reparieren. <sup>7</sup> )
In die große Stube	werden ein doppeltes und ein einfaches Fenster mit Haustein-Umrahmung eingebrochen.
Auf das Rondell	oberhalb der zwei Stiegen wird, damit es ins Trockene komme, vom Zimmermann — wir haben es oben schon angesprochen — ein Gemach aus Holzwerk mit sieben Glasfenstern gesetzt.

7) Archives départementales Metz, 1 E 150, ehem. E 15



## Anno 1601: Bau über der großen Küche

Das Gebäude wird von Grund auf neu errichtet, das Fundament um 4 Schuh verbreitert. Darauf die Hauptmauer (zugleich Ringmauer) bis an den Küchenboden 4 Schuh dick, weiter aufwärts bis an das nächste Stockwerk 3,5 Schuh dick, von da bis zum Dach 3 Schuh dick und insgesamt 4 Schuh höher als vorher. Der bisherige kleine Keller unter der Küche wird erweitert. Im Detail:

Das Haus erhält einen Schornstein mit 2 Kaminen.

Keller: gen. »Küchenkeller«, wird also vergrößert und nach vorne hin angewölbt. 2 Türen, 2 Fenster.

Erdgeschoß: Kapelle (»Küchenkapelle«) mit 1 beschlagenen Tür, 1 Fenster über dem Altar, ferner 2 kleine Fenster.

Küche mit Gießtein (und somit Wasserabfluß nach außen), 2 beschlagene Türen, 2 Doppelfenster und wahrscheinlich 5 einfache Fenster.

Speisekammer (auch Brot- oder Käsekammer genannt) mit 1 Tür; 1 Doppel- und wahrscheinlich 2 Einfachfenster.

In diesem Erdgeschoß zwei Scheidewände. Sämtliche Böden der Etage mit Sandsteinen geplättelt.

1. Stock: Saal mit 1 beschlagenen Tür, darin etwas Einlegearbeit, 6 Fenster (= evtl. 2 Doppelfenster), Steinkamin, 2 Bogen und 3 Säulen zum Schornstein.

Stube; 2 beschlagene Türen, beide mit etwas Einlegearbeit; 4 Fenster (= evtl. 2 Doppelfenster); eiserner Ofen mit Kacheln; Schränklein

Gang vor der Stube mit 1 Doppelfenster

Auf dieser Etage ebenfalls zwei Scheidewände.

2. Stock: Drei Kammern; je 1 Tür, zusammen 4 Fenster (Dachfenster?)

Oberster Speicher: 3 Dachläden; seitwärts Eichendielen an der Seite zum »alten Stockwerk«.

Innenwände des Hauses aus Fachwerk. Vom Tüncher »über Sticks Holz bekleibt und geweißt«.

Gehauenes Dachgesims »vorn zum Hof und Garten«. Schieferdach, First aus Ziegeln, Dachfenster, Dachknopf.

Kandel: 2 Tafeln (2 Zentner) Blei »zu einem Kanal und die Ecken zu belegen«.

Maurer: Meister Martin von Meilandt.

Zimmermann: Meister Caspar von Einweiler (Eisweiler?).

Leyendecker: Meister Niclas zu St. Wendalin.

Ferner Schreiner, Tüncher, Glaser.

Bei diesem »Bau über der großen Küche« bedarf es wiederholt genannte »Küchenkapelle« einer Erläuterung. Der Fachliteratur ist zu entnehmen: 'Nicht selten war im Hauptgebäude (= Palas, und darauf deutet der Saal in diesem Trakt ja hin) ein Raum zugleich zur Kapelle bestimmt und dann durch ein Chörlein, eine nach außen wohl als Erker vortretende Altarni-

sche, ausgezeichnet. Mitunter konnte diese Altarnische für gewöhnlich durch eine Tür gegen den übrigen Raum abgeschlossen werden'.<sup>8</sup>

## Anno 1602: Bau über dem großen gewölbten Keller

Hier wird die alte Mauer im kleinen Höfchen (d. h. Richtung Turm und Zisterne) bis auf's Fundament abgerissen, samt dem alten verfallenen Keller, und neu errichtet. Die Hauptmauer (Ringmauer) wird auch an diesem Gebäude um 4 Schuh erhöht.

Hier entstehen dann drei Geschosse in Fachwerkbauweise, dazu sind notwendig 4 Fuhren Bauholz. An Einzelheiten erfahren wir:

Keller und Schornsteine erfordern 1.300 Backsteine. 1 Kellerfenster; eine Kellertür im kleinen Höfchen.

Erdgeschoß: Große Stube mit 4 Türen, 1 Doppelfenster, 4 einfache Fenster, großer Kachelofen; Schrank mit etwas eingelegter Arbeit

1. Stock: Kammer und eine kleine Stube daneben; 8 Fenster, 5 Türen

2. Stock: 6 Fenster, 3 Türen, Raumaufteilung nicht genannt

Dachspeicher: Türen, 3 Dachladen; Aufteilung nicht genannt

Schieferdach mit Firstziegeln.

Maurermeister: Wirich von Metz

Zimmermann: Caspar

Schreiner: Hans von St. Wendel

Tüncher: Jacob von St. Wendel

Glaser: Jörg von St. Wendel

Schlosser: ein weiterer Hans von St. Wendel

Leyendecker: Caspar von Oberstein

## Anno 1603: Weiteres Stockwerk (Gebäude) vorn im kleinen Höfchen

Die Hauptmauer außen (Ringmauer) wird ebenfalls 4 Schuh erhöht; inklusive Schornstein.

Dieser Fachwerkbau erhält in drei Geschossen übereinander jeweils nur einen Raum. In den Rechnungen werden sie bezeichnet:

— Kleines Stübchen; 1 Doppelfenster, 1 Tür auf die Wendelstiege

— Kleines Kämmerchen; 1 Fenster, 1 Tür auf die Wendelstiege

— Das oberste Gemach mit angebautem Erker, 1 Tür auf die Wendelstiege (Erker-Gemach hat insgesamt 8 Fenster, davon 5 im Erker selbst)

— Speicher: 2 Türen, 4 Dachladen

Das mit 40 Reis<sup>9</sup> Leyen, 100 Firstziegeln, 2 kl. Dachknöpfen, 2 großen Dachknöpfen (auf Erker und Wendelstiege), 1 Tafel Blei (1 Zentner).

Gebäude stößt (nordöstlich) an neue 44-stufige Wendeltreppe, die auch dem alten Bau auf der anderen Seite als Zugang dient.

Erker und Wendeltreppe erhalten eigene Dächer mit je einem großen Dachknopf; 2 Dachfenster.

Die Wendeltreppe hat 3 Fenster als Lichteintritte.

8) Otto Pieper; Burgenkunde, Bauwesen und Geschichte der Burgen. Verlag Weidlich/Frankfurt, S. 534

9) 1 Reis = 2,40 m stehende Schieferplatten

(Freckmann/Wierschem; Schiefer — Schutz und Ornament, Rheinland-Verlag)

Altes Stockwerk, »alter Bau, so stehen blieb«

In diesem Gebäude auf der anderen — nordöstlichen — Seite des neuen Treppenturms mit den 44 Stufen werden nur Reparaturen in den fünf Räumen über dem unberührt bleibenden Keller vorgenommen. Aufgezählt werden:

Erdgeschoß: 1 Küche und 1 Stube; für beide sind nur genannt 1 Tür, Doppelfenster und ein Kachelofen.

An dieser Stelle erwähnt ein »gehauener Kanal«.

1. Stock: Kammer über der Küche, 1 Tür, Doppelfenster Kammer gegenüber; 1 Tür, 3 Fenster, Gang vor der Kammer; 1 Tür, 2 Fenster

Den Abschluß der Bauarbeiten im Wohnbereich bildet dann, ebenfalls noch 1603 die alte Wendeltreppe vor der großen Küche.

Sie wird abgerissen und wieder aufgebaut. An Details erfahren wir nur: In der Wendelstiege: 3 gehauene Türen; 2 Holztüren, beschlagen; 2 neue Glasfenster.

Im folgenden Jahr kommen nun die Bauten im Hof- und Wirtschaftsbereich an die Reihe. Den Anfang macht

#### Anno 1604: Ein neuer doppelter Pferdestall im Viehhof

Über diesem neuen doppelten Pferdestall entstehen »für hinzukommendes fremdes Gesinde« zwei mit Kamin ausgestattete Räume. Angeführt werden: 2 gehauene Eingänge, insgesamt 5 Holztüren. Der Bau steht an der Ringmauer, die dabei etliche Schuh hoch neu aufgeführt und mit Fenstern und Schießlöchern versehen wird. Insgesamt 6 Glasfenster. Schieferdach, 100 Firstziegel, obenauf 4 Dachknöpfe.

Anschließend werden am Kuhstall im Viehhof zwei Giebelwände und die vordere Mauer neu errichtet; 1 gehauene Tür und 2 kleine Glasfenster; zwei Abflußkanäle; Schieferdach.

Vor dem Umbau hatte der St. Wendeler Kellner Johann Dhame nach Trier gemeldet, Gebälk mit Dach sei so schadhaf und der Kuhstall so feuergefährdet, daß vor dem nächsten Winter Abhilfe geschehen müsse.

Bei der Gelegenheit wird »die Ringmauer vom neuen Stockwerk an bis zum Kuhstall um 8 Schuh erhöht, damit sie kann gedeckt werden«, zugleich erhält sie ebenfalls etliche Fenster und Schießlöcher.

Mit Schmunzeln nehmen wir zur Kenntnis, daß der erst wenige Monate zuvor errichtete neue Küchenschornstein »wegen angelegenheit des Rauchens« abgebrochen und vor die Hauptmauer versetzt werden muß. Nicht mitgeteilt wird, ob er am bisherigen Standort schlecht bzw. gar nicht zog oder fürchterlich qualmte . . .

Vorletzte Baustelle dann

#### Anno 1605: Die Scheuer im Hof

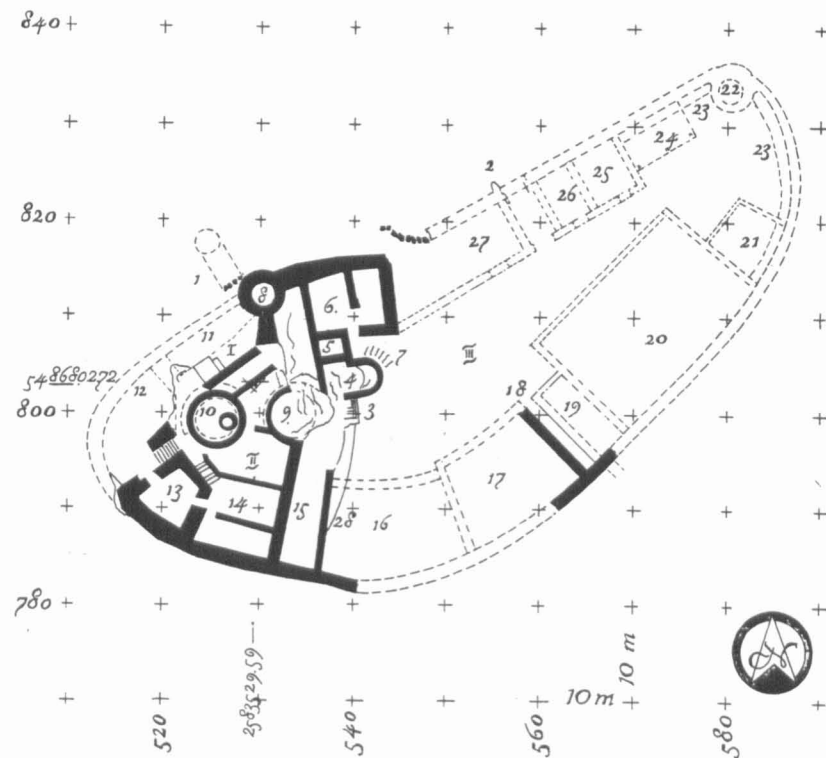
Sie wird neu gebaut, erhält eine große Pforte aus Hausteine, eine kleine Tür und 6 gehauene Fenster. Die Ringmauer wird dort, wo auf ihr die Scheuergiebel zu stehen kommen, um 8 Schuh erhöht und ebenso mit Schießlöchern versehen.

An die Scheune werden auf einer Seite ein Schuppen, auf der anderen Seite ein Schweinestall — beide gleichfalls schiefergedeckt — angebaut.

Schließlich wird — neben dem Kuhstall gelegen — noch der alte Pferdestall (Reisigenstall) »weil für fremde Pferde zu gebrauchen«, den anderen Ställen gleich aufgeführt und mit einem Schieferdach versehen.

Von Scheune, Kuhstall und altem Pferdestall werden uns sogar die genauen Länge/Breite-Abmessungen genannt: Scheune 72 auf 49 Schuh (ca. 22 x 15 m), Kuhstall 60 auf 35 Schuh (ca. 18 x 10.5 m) und alter Pferdestall 45 auf 35 Schuh (ca. 13.50 auf 10.50 m).

Tragen wir alle diese Gebäude in unseren um den Hofbereich erweiterten Grundriß ein, so erhalten wir in etwa dieses Bild:



0 5 10 20

Liebenburg

Grundriß

Zeichn. H.R. 88 G 2

28.03.1988

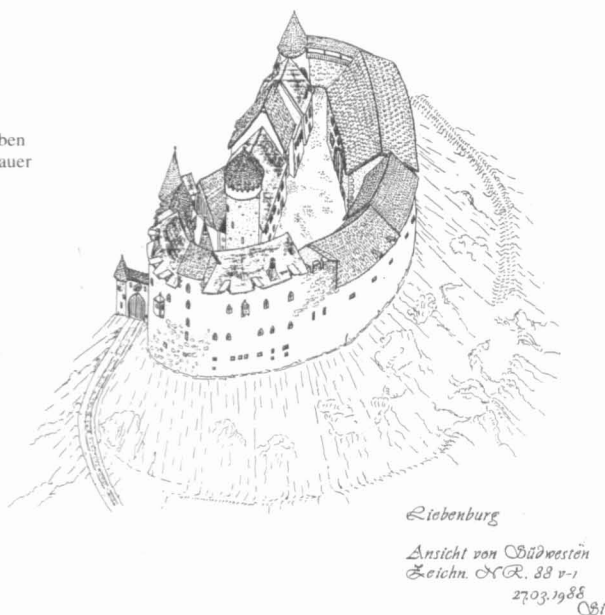
Obi

Burgbereich insgesamt

#### Legende zu umseitigem Grundriß:

- 1 Vortor
  - 2 Vermutete Hauptpforte
  - 3 Portal zum »Oberschloß«
  - 4 Altan
  - 5 Treppenaufgang (vermutet)
  - 6 »Alter Bau«, Gebäude mit Küche und Stube, darüber drei weitere Räume, im Keller Vorratsräume
  - 7 Vermutete Treppe vom Hof zu den Vorratsräumen
  - 8 Treppenturm mit 44-stufiger Wendelstiege
- I Oben im kleinen Höfchen
- 9 Bergfried/Großer Turm
  - 10 Zisterne/Rondell
  - 11 3-stöckiger Fachwerkbau mit Erker
  - 12 Bau über dem großen Gewölbekeller, ebenfalls 3-stöckig
  - 13 Bau über der großen Küche (Küchenkeller, Küche, Speisekammer, »Küchenkapelle«, darüber Saal, Stube, mehrere Kammern, Speicher etc.)
- II Im oberen Hof
- 15 Rampe zum oberen Hof (verm.)
- III Unterer Hof/Viehhof
- 16 Alter Pferdestall
  - 17 Kuhstall
  - 18 Evtl. Durchgang mit Entsatztor (verm.)
  - 19 Schuppen
  - 20 Scheune
  - 21 Schweinestall
  - 22 Rund- oder Schalenturm (verm.)
  - 23 Überdachter Wehrgang (verm.)
  - 24 Remise (verm.)
  - 25 Schmiede (verm.)
  - 26 Wach-/Wehrhaus (verm.)
  - 27 Neuer Pferdestall, darüber Gesindestuben
  - 28 Fundamentrest der ältesten Festungsmauer

Liebenburg 1606 — Vogelperspektive aus Südwest



Ist der Wohnbereich durch die Beschreibungen ziemlich gesichert, so sind wir in Bezug auf Torbereich und genaue Lokalisierung der Gebäude im Viehhof noch auf weitere Grabungen angewiesen.

Und dies war nun, nach dem mehrjährigen Großeinsatz auf der Bergkuppe über Hofeld und Eisweiler das doch recht imposante Ergebnis.

Zur Lage des Burgtores — das Ergebnis weiterer Untersuchungen bleibt abzuwarten — bieten sich zwei Möglichkeiten an. Das in der Zeichnung dargestellte Tor könnte alleinige Pforte, aber auch Vortor vor dem eigentlichen Hauptportal gewesen sein.

Beim abweisenden Erscheinungsbild der Burg nach außen ist zu berücksichtigen, daß es sich um einen Wehrbau handelt. Was bedeutet, daß die wohllicheren und attraktiveren Seiten der Anlage — dekorative Doppelfenster, kunstvoll behauene Frieße etc. — zum Burginneren zeigten.

#### Harter Felsen — wenig Wasser

In der Folge — endlich — durften die nach Liebenburg fronpflichtigen Untertanen etwas aufatmen. Rund fünf Jahre hatten sie neben der Bestellung ihrer eigenen Äcker unentgeltlich Gespanndienste leisten müssen. Nun konnten sie sich wieder mehr dem eigenen Vorankommen widmen.

Aber doch nicht ganz. Denn aus unseren Unterlagen erfahren wir, daß »um das Haus Lemberg — wegen gefährlichkeit — hecken, stauden und felsen auszuräumen und abzufahren« waren.

Hinzu kam, daß in Zeiten der Knappheit die Untertanen für Mensch und Tier auf der Burg Wasser beschaffen mußten. Daß das kostbare Naß öfter mangelte, bestätigte Ludwig Alexander von Sötern, wenn es in seinen Rechnungen heißt, »dieweil auch das haus mit keinem wasser versehen, hab ich an die bach ein haus zu notturft als zum vieh zu schlachten und zu behuff der wasch und anderes zu machen verdingt . . .«

Zum Thema Brunnen erfahren wir, da die Burg nicht über einen solchen verfüge, verursachte er große Kosten und Mühen zur Beischaffung des notwendigen Wassers für Küche, Viehversorgung und so weiter. Auch gebe es keine Hilfe, wenn Feuer entstände. Deshalb erachte es der Junker für nützlich und notwendig, »einen ziehenden bronnen oder pfüz eingraben zu lassen«. Dazu sei auch bereits ein Anfang von ungefähr 6 Klaftern (ein Klafter = etwa 1.50 bis 1.80 Meter) gemacht worden. Bis zum Grundwasser habe man aber 36 Klafter »in hartem werkfelsen« zu graben.

Bisher kennen wir nur aus dem Vorausgutachten des Kellners Dhame ein so ausführliches Eingehen auf die Brunnennöte der Liebenburg. In den Abrechnungen der dann wirklich erfolgten Arbeiten ist davon keine Rede.

Der Zweibrücker Heimathistoriker Carl Pöhlmann merkte in seinen unserer Burg gewidmeten Veröffentlichungen von 1922 kurz an, daß 1630 nochmals »Ausgaben für Instandsetzung . . . des Brunnens« entstanden seien.<sup>10</sup>

In dem dazu angeführten Quellenmaterial<sup>11</sup> ist allerdings nur nachzulesen, »zweien steinmetzen von Tolay, so 9 Tag im bronnen auff Lehmburg gearbeitet«, seien 2 Gulden 14 Albus gezahlt worden. Ähnlich minimal war auch eine Zahlung an den Schmied zu Furschweiler (»Vorsswlr.«) für das Beschlagen von zwei Eimern »um den grundt aussem bronnen auss zu ziehen«.

Diese niedrigen Ausgaben können für geringfügige Arbeiten oder Reparaturen sowohl in der Zisterne als auch in dem angefangenen »bronnen oder pfüz« angefallen sein.

10) Carl Pöhlmann, Ruine Liebenburg, Zweibrücken 1922 und Westfälische Geschichtsblätter. Jg. XXII, 1922

11) Dagstuhl'sche Rechnungen, jetzt im Landesarchiv Saarbrücken, Best. 38/622



Ein bis zur Grundwasserschicht abgeteufter Brunnenschacht hätte auch sicher auf der Kostenseite entsprechend niedergeschlagen. Auf Burg Dagstuhl beispielsweise, auf der 1626 lediglich ein Suchschacht bis in eine Tiefe von 109 Schuh niedergebracht wurde, waren dafür rund 274 Gulden zu bezahlen. Allein das Brunnenseil, das aus Trier beschafft werden mußte, kostete in Herstellung und Abtransport über 90 Gulden. Eine verbreitete Faustregel besagte, daß ein Schachtbrunnen in Fels oft ebenso viel kostete, wie der ganze übrige Burgbau . . .

Aber kehren wir zurück zur Liebenburg und ihrem anschließenden Niedergang.

Zunächst bleibt anzumerken, daß schon 1633 erneut Reparaturen notwendig waren. Der damalige Burginhaber Johann Reinhardt von Sötern erhielt vom amtierenden Erzbischof Philipp Christoph von Sötern (1623 – 1652), dem Bruder seines Vaters Ludwig Alexander und somit seinem Oheim, per Schreiben aus Speyer vom 8. August 1633<sup>12</sup> die Erlaubnis, »die niedergefallene und sonsten bawfällige Ring Mawren und Stallungen ohnverzüglich wieder uffführen« zu lassen, was sich »bey diesen gefährlichen kriegsläufften« nicht länger hinausschieben lasse.

Doch schon zwei Jahre später wurde die Liebenburg von schwedischen Landsknechten heimgesucht. Immerhin scheinen die Schäden von 1635 nicht allzu groß gewesen zu sein, denn die Gebäude konnten erneut Wohnzwecken zugeführt werden. Interessant allerdings, daß sich die Ursache der Zerstörungen bei Erzbischof Philipp Christoph völlig anders liest. Er lastet diese nämlich nicht einfach den schwedischen Kriegsvölkern an, sondern den Wortführern des mit ihm seit langem im Streit liegenden Trierer Domkapitels, den »Metternichern«, den Verwandten seines — bei der Nachfolgerwahl unterlegenen — Amtsvorgängers Lothar von Metternich (1599 – 1623).

Nachdem Philipp Christoph sich auch mit seinem Neffen, eben dem damaligen Burginhaber Johann Reinhardt von Sötern überworfen hatte, verfügte er am 28. Januar 1646 von Trier aus<sup>13</sup> eine Teilung der Liebenburg zwischen jenem und dem vom Erzbischof geschaffenen Sötern'schen Fidei Commiss. In der Urkunde lesen wir einleitend, daß »das Schloß Lemberg bey St. Wendel durch anstiftung der Metternicher und ihres anhangs in grund verdorben und ruiniert, auch die Unterthanen und leibeigene ermordet worden . . .«. Das Schreiben zählt dann in groben Zügen auf, welche Teile der Burg künftig dem Fidei Commiss und welche weiterhin dem Neffen Johann Reinhardt gehören sollen. Dabei werden dann auch aus unseren Baurechnungen von 1600 – 1605 bekannte Gebäude wieder erwähnt, wenn auch mit z. T. anderer Bezeichnung.

Nach den 1635er Verwüstungen wurde die Liebenburg dann 42 Jahre später endgültig demoliert. Ab 1677 war sie dem Verfall preisgegeben.

In den Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg leisteten die Wiederbesiedler von Hofeld, Mausbach, Eisweiler, Hirstein, Furschweiler und Baltersweiler wahrlich gründliche Arbeit. Was einst von Frönern in Mühsal auf den steilen Berg hinaufgekartt werden mußte, diente ihren Nachfahren als willkommener Steinbruch zum Aufbau ihrer Häuser und Beitrag zur Sicherung einer eigenen, immer noch ärmlichen Existenz. Auf dem Schloßberg blieb praktisch nichts über. Eine Burg mit jahrhundertealter Geschichte wurde bis auf die wenigen fundamentalen Reste »abgeräumt«.

12) Archives départementales Metz, 1 E 151, ehem. E 16

13) Fürstl. Öttingen-Wallerstein'sches Archiv, Wallerstein, Urk. III. 1048

## Johann Christian Ludwig Hauth, Zweibrücker Baudirektor aus Nohfelden

Bemerkungen zu einem vergessenen Kapitel der Barockbaukunst im Südwesten

Von Meinrad Maria Grewenig

»Ich überließ meinen Freund einem glücklichen Schläfe und suchte das höher gelegene Jagdschloß. Es blickte weit über Berg und Wälder hin, deren Umrisse nur aus dem heiteren Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einsam stand das wohlgestaltete Gebäude: kein Kastellan, kein Jäger war zu finden. Ich saß vor den großen Glastüren, auf den Stufen, die um die ganze Terrasse hergehen. Hier mitten im Gebirge, über einer waldbewachsenen finsternen Erde, die gegen den heiteren Horizont einer Sommernacht nur noch finsterner erschien; das brennende Sterngewölbe über mir, saß ich an der verlassenem Stätte lange mit mir selbst und glaubte, niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben.«

Diese Eindrücke legte Johann Wolfgang von Goethe im zweiten Teil des zehnten Buches von »Dichtung und Wahrheit« nieder. Das Ambiente, das 1770 bei Goethe diesen tiefen und nachhaltigen Eindruck auslöste, war das zweibrückische Jagdschloß Jägersburg (Abb. 2) bei Neunkirchen, das 1794 samt dem ausgedehnten Garten dem Erdboden gleichgemacht wurde. Goethe besuchte diesen Flecken auf seiner Reise von Straßburg an die Saar mit seinen Freunden Engelbach und Weyland. Das historisierende Wandbild von Miedrich im Sitzungssaal des Kreisständehauses in Ottweiler veranschaulicht diese nächtliche »Begebenheit« im Gemälde.

Die Erinnerung an dieses Jagdschloß Jägersburg ist gleichzeitig auch die Erinnerung an dessen leitenden Baumeister und Architekten, Johann Christian Ludwig Hauth aus Nohfelden. Karl Lohmeyer, dem großen Erforscher der Barockkunst im Südwesten Deutschlands, kommt das nicht hoch genug einzuschätzende Verdienst zu, in seinem Aufsatz von 1957 der Person des bedeutenden Zweibrücker Landesbaudirektors, Hofkünstlers und Kammerrats Hauth wieder eine Kontur und ein Profil verliehen und ihn der Vergessenheit entrisen zu haben<sup>1)</sup>. Finden sich doch in der Sterbeakte von 1806 in Zweibrücken merkwürdige Ungeheimheiten, die nur sehr wenig von dem Glanz erahnen lassen, der die Leistungen Johann Hauths zu Lebzeiten umgab. So heißt es in der Sterbeurkunde etwa, daß »Vater und Mutter unbekannt sind«. Auch wurden der Name und die Altersangabe des Architekten aus Nohfelden fehlerhaft wiedergegeben. Offensichtlich starb der hochberühmte Barockarchitekt Johann Christian Ludwig Hauth nach der Französischen Revolution vergessen, völlig verarmt und verlassen in hohem Alter in Zweibrücken.

Um so erstaunlicher mutet heute die Tatsache an, daß Johann Christian Ludwig Hauth — nach und trotz der Untersuchungen von Karl Lohmeyer — auch in den jüngsten Darstellungen der Barockbaukunst Südwestdeutschlands immer noch von einem ähnlichen Schleier der Vergessenheit umgeben wird, wie das für die letzte Zeit seines Lebens gegolten hat<sup>2)</sup>. Steht doch Johann Christian Ludwig Hauth — nicht nur in der Einschätzung Karl Lohmeyers<sup>3)</sup> — als Architekt der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Südwesten Deutschlands ebenbürtig neben dem Nassau-Saarbrücker Hofarchitekten Friedrich Joachim Stengel und gehört er mit Johannes Seiz, dem Balthasar-Neumann-Schüler aus der Kurstadt Trier, und Christian Kretzschmar, der seine Hauptwerke in Mettlach und Merzig errichtet hat, zu den besten Meistern seines Faches.

Sicherlich spielt für das Abhandenkommen der Vorstellung von den Leistungen Johann Christian Ludwig Hautts auch die Tatsache eine große Rolle, daß einige seiner bedeutenden Bauwerke bald nach ihrer Entstehung, fast vor 200 Jahren, zerstört wurden, so wie auch das Jagdschloß Jägersburg. Immer noch stehen aber eine beachtliche Zahl von Bauwerken unversehrt in unseren Städten, die die Erinnerung an den letzten herzoglich-zweibrückischen Landesbaudirektor vor den großen Umbrüchen am Ende des 18. Jahrhunderts wachhalten.

Neben diesen Bauwerken, die im Folgenden zu nennen sind, ist es besonders das Porträtbild (Abb. 1) des 31jährigen Architekten Hautt aus Nohfelden, das heute im Mittelmoselmuseum,



**Abb. 1**  
Johann Georg Ziesenis (1716–1777), Johann Christian Ludwig Hautt, zweibrückischer Baudirektor und Kammerrat, 1757, Öl auf Leinwand, Mittelmoselmuseum Traben-Trarbach

dem Böcking'schen Familienhaus, in Traben-Trarbach aufbewahrt wird, das uns einen lebendigen Eindruck der Person des Architekten gibt. Dieses Porträtbild von der Hand des Zweibrücker Hofmalers Johann Georg Ziesenis (1716–1777), der Datierung auf der Rückseite nach 1757 zur Zeit der Bauausführungen am Jägersburger Landschloß gemalt, gehört zu einer Reihe meisterlicher Porträtarbeiten, die nach der Mitte des 18. Jahrhunderts in den südwestdeutschen Hofschulen entstanden sind<sup>4)</sup>. Johann Ziesenis wurde kurze Zeit vorher von dem kunstsinnigen Herzog Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken vom Kurpfälzer Hof in Mannheim nach Zweibrücken berufen. Es war gerade dieser in Kopenhagen geborene Hofmaler Ziesenis, der Johann Christian Ludwig Hautt durch seine Berichte beim Herzog von Pfalz-Zweibrücken besonders förderte. Das Halbfigurenporträt gibt Johann Hautt im Dreiviertelprofil. In seinen Händen hält er einen Zirkel und einen Grundrißplan des Pantheons in Rom. Diese Attribute weisen den jugendlichen Mann als Architekten mit »klassisch-römischer Schulung« aus. Das Porträtbild in seiner nüchternen Klarheit macht deutlich, daß sich bei Hautt klassische Neigungen und jugendliche Schaffenskraft paaren und gegenseitig beflügeln.

Karl Lohmeyer charakterisierte nach einer langen Zeit des Vergessens in seinem Aufsatz von 1957 den größten Sohn Nohfeldens mit folgenden Worten: »Und mit ihm schied immerhin eine der künstlerisch wichtigsten Erscheinungen im ganzen pfälzischen Bauwesen des 18. Jahrhunderts, ja auch bedeutungsvoll im Ausgang des rheinisch-fränkischen Barocks schlechthin, eine ehrenvolle Feststellung, die schon etwas bedeuten will!«<sup>5)</sup> Mit seiner Untersuchung führte Lohmeyer den Barockarchitekten Johann Christian Ludwig Hautt erst in die Kunstgeschichtsschreibung ein.

### Johann Christian Ludwig Hautts (1726–1806) familiäre Wurzeln

Anlaß und in gewisser Weise Auslöser für die reiche Kenntnis von Karl Lohmeyer über den Nohfelder Architekten und seine Familie waren Feldforschungen, die Lohmeyer zu Beginn des 20. Jahrhunderts während seiner Bearbeitung der Birkenfelder Kirchenbücher anstellte<sup>6)</sup>. So konnte Lohmeyer nicht nur die im Sterbeakt in Zweibrücken falsch aufgenommenen Lebensdaten präzisieren und richtigstellen, Lohmeyer hat auch wertvolle Arbeit für die Aufdeckung des familiären Umfelds und der familiären Wurzeln von Johann Hautt geleistet.

Der Stammvater aller Hautts an Nahe und Mosel ist Bartholomäus Hauth (noch mit »th« geschrieben), der in dem zwischen Birkenfeld und Oberstein gelegenen Brombach nach 1600 als Pfarrherr tätig war. 1647 wird seine Frau Anna Maria als Wittib (Witwe), bezeichnet. Bartholomäus Hauth muß also vorher gestorben sein. Lohmeyer konnte deutlich machen, daß die Hautts eine »Dynastie« waren, die aus den lutherisch-protestantischen Pfarrhäusern entlang der Nahe und Mosel entstammten und wichtige Positionen im öffentlichen Leben innehatten. 1643 wird ein Nikolaus Hauth als Pfarrherr von Herrstein erwähnt. 1648 C.W. Hauth als Pfarrer in Niederhosenbach, 1650 Hans Melchior Hauth als Gerichts- und Kanzleischreiber in der Stadt Birkenfeld, die damals pfalzgräfliche Residenz war. 1709 findet sich dort ein Franz Friedrich Hauth als Chirurgus, Kammerdiener und »vornehmer Handelsmann«, der sich sogar einen Theologen als Hauslehrer halten konnte. 1713 ist ein Johann Bernhard Hauth als »vornehmer Chirurgus und Postmeister« in Kirn erwähnt und 1793 Franz Ludwig Hautt als Landchirurgus in Birkenfeld tätig.

Johann Christian Ludwig Hautt wird am 15. März 1726 in Nohfelden auf der Burg geboren, wo sein Vater Ernst Franz Hautt (1692–1762) als zweibrückischer Amtmann und Burgvogt residierte. Ernst Franz hat dieses Amt des herrschaftlichen Amtskellers und höchsten Verwaltungsbeamten im Amt Nohfelden, von seinem Vater, Georg Wilhelm Hauth (Hautt) (1654–1722), übernommen. Georg Wilhelm, der Gasthalter und Rotgerber aus Kirn, wurde 1688 als erster Hautt Amtskeller in Nohfelden. Diese Hautt'sche Linie läßt sich auf lutherische Pfarrherren bis zu dem Stammvater Bartholomäus Hauth in Brombach und darüber hinaus zurückverfolgen. Der Urgroßvater unseres zweibrückischen Architekten Hautt, der ebenso wie sein Sohn den Namen Georg Wilhelm trug und ein Patenkind des gleichnamigen Birkenfelder Herzogs und Pfalzgrafen Georg Wilhelm war, lebt von 1641 bis 1667 als Pfarrherr in Niederhosenbach und Herrstein. Bartholomäus Hauth, sein Vater, den wir schon als Stammvater der Hautts und als Pfarrherr in Brombach erwähnt haben, war gleichzeitig als pfalzgräflicher Hofprediger auf Burg Birkenfeld tätig und stammte seinerseits wieder von dem Jakob Hauth ab, der 1566 als »Jacobus Achnesius, Licentis« in der Universität Wittenberg immatrikuliert war. Dieser Jakob Hauth war nach seinem Studium als Geistlicher bis 1617 in Irmenach und Wolf an der Mosel tätig. Er stammte aus Litzig, wo sein Vater, der erste bisher bekannte Hauth, 1542 starb.

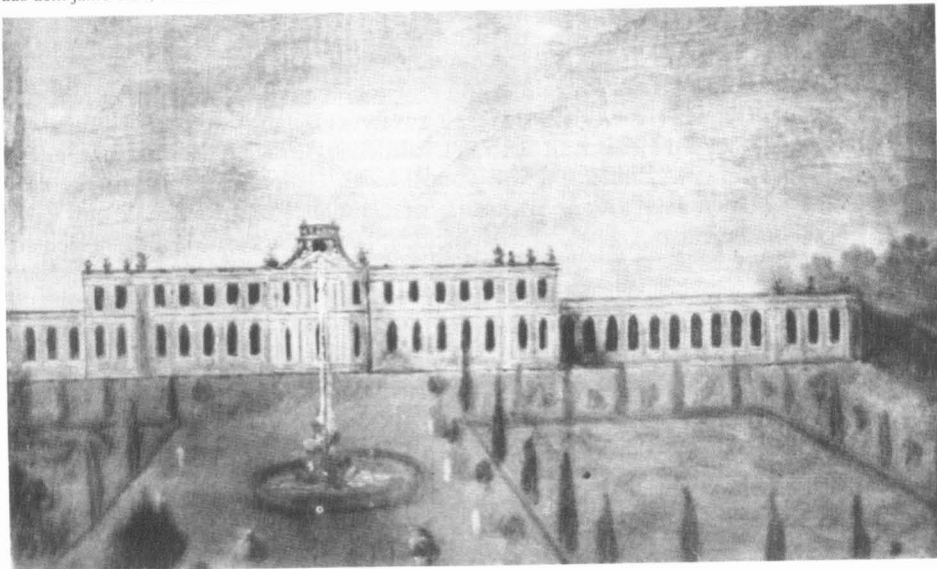
Die Mutter des Architekten und späteren Baudirektors Johann Christian Ludwig Hautts, Christine Maria (1697–1763), die der Vater Ernst 1720 geheiratet hat, hieß mit Mädchennamen Caspari und stammte aus Dusement an der Mosel. So mischte sich in den Adern Johann Christian Ludwig Hautts mosel- und naheländisches Blut.

Auch die Verbindungen der Geschwister Johann Hautts sind familiengeschichtlich sehr interessant. Von den beiden älteren Schwestern heiratet die jüngere den Johann Friedrich Rumpel, der als Pfarrer in Traben tätig war; die älteste den leiningen-heidenheimischen Amtmann Johann Ludwig Wild in Falkenburg. Die jüngere Schwester des Architekten Hautt, Christiane Elisabeth Eleonore, das »schöne Lorchen«, ehelichte den sponheimischen Landkassierer, Handelsmann und Bankier Johann Richard Böcking in Trarbach, für dessen Eltern, Johann Adolf Böcking und Frau Margarete Barbara geb. Döerberg aus Ems, Johann Hautt ein großes Haus in Trarbach — das Böcking'sche Familienhaus — geplant und erbaut hat. Der Enkel dieses »schönen Lorchens«, Heinrich Böcking von Scheibler (1785 Trarbach — 1862 Bonn), war der in der Geschichte der Stadt Saarbrücken so bedeutende Oberbergrat, Oberbürgermeister (1814) und dann in den dreißiger Jahren zur Zeit der Preußen Bürgermeister von Saarbrücken<sup>7)</sup>. Der jüngste Bruder Johann Hautts, geboren 1739, ist offensichtlich ebenfalls als Ingenieur tätig gewesen, von ihm sind aber alle Nachrichten verloren.

### Lebensstationen und Werke des Johann Christian Ludwig Hautt

Der 1726 in Nohfelden geborene Johann Christian Ludwig Hautt verließ als Zwanzigjähriger das Zweibrücker Gymnasium (1746), um an der Universität Jena zu studieren. Offensichtlich geschah dies schon mit der Absicht, um für die 1748/50 reifenden Pläne zum Jagdschloß Jägersburg (Abb. 2) einen einheimischen Bauleiter zur Verfügung zu haben. Für die-

Abb. 2  
Gartenseite des Jagdschlusses Jägersburg von 1752–59 mit Teilen des Gartens. Ausschnitt aus einem Gemälde von Ziesenis aus dem Jahre 1757, Hessisches Landesmuseum Darmstadt



ses Unternehmen war von Anfang an eine eigene Baudirektion vorgesehen, die nicht der Landesbaudirektion des damals noch tätigen Jonas Erikson Sundahl unterstehen sollte. Sicher ist, daß Johann Ludwig Christian Hautt bereits als 26jähriger seit 1752 im persönlichen Dienst von Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken stand und aus der Kabinettskasse bezahlt wurde. Frühere Zuwendungen an Hautt sind anzunehmen. Auch reiste Hautt in Begleitung des Herzogs zu Studienzwecken nach Paris, um Verbindung mit den dortigen französischen Architekten, etwa dem Hofarchitekten Pierre Patte, aufzunehmen und eine Auseinandersetzung mit dem neuen klassizistischen französischen Bauen zu führen. 1755 ist der 29jährige Hautt bereits Baudirektor und Leiter des Jägersburger Bauwesens. Nach und nach löst er in dieser Funktion den allmählich alternden Jonas Erikson Sundahl als Landesbaudirektor des Herzogtums Pfalz-Zweibrücken ab.

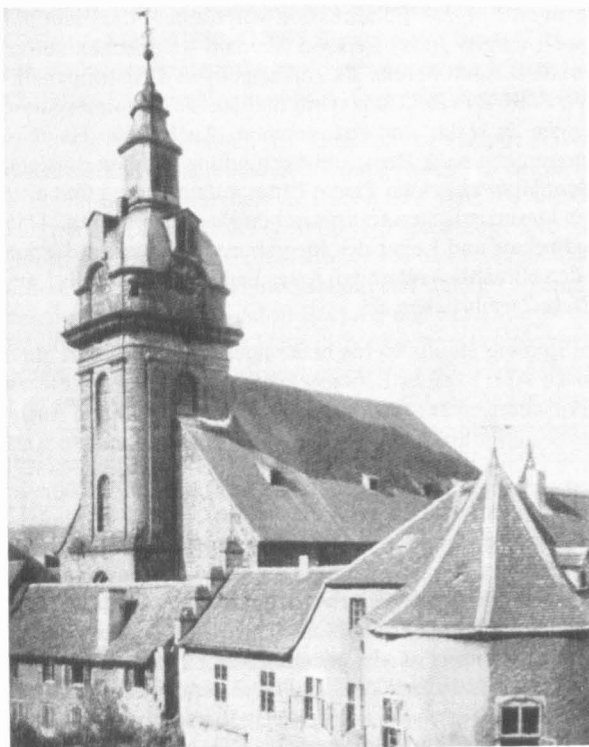
Das Gesamtwerk Johann Christian Ludwig Hautts ist bis heute noch nicht so tiefgreifend erforscht, daß man einen lückenlosen Abriss seines Lebenswerkes geben kann. In diesen Bereichen müssen noch intensive Forschungen angestellt werden. Eine skizzenhafte Auflistung der bisher bekannten Werke bestätigt aber unzweifelhaft die Einschätzungen Karl Lohmeyers.

Die Bauarbeiten an dem frühesten Bauwerk Hautts, Schloß Jägersburg, dauerten von 1752 bis 1759. Das Schloßgebäude diente Herzog Christian IV. von Zweibrücken bis zu seinem Tode im Jahre 1775 als Jagdschloß. Johann Ludwig Petri schuf eine große Gartenanlage, die das Jagdschloß umgab. 1794 wurde die Anlage während der Französischen Revolution völlig zerstört. Da der Name des planenden Architekten der Schloßanlage nicht ausdrücklich in den Quellen genannt wird, spekulierte man immer wieder über den Namen des Architekten. Wilhelm Weber vermutet als Ergebnis einer Indizienkette, daß Pierre Patte, der unter anderem für die französischen Enzyklopädisten Diderot und d'Alembert Kupferstiche von Bauwerken angefertigt hat, der Architekt der Anlage in Jägersburg sei. Aber auch Weber mußte einräumen: »Das diesbezügliche Archivmaterial hat die ständige Anwesenheit des Zweibrücker Baudirektors Christian Ludwig Hautt an der Jägersburger Baustelle während der Bauzeit belegt.«<sup>8)</sup> Entsprechend seiner These vermutet er aber trotz fehlender Belege eine Planungstätigkeit Pattes. Weber ergänzt dann aber: »Johann Christian Ludwig Hautt figurierte in diesen Ensembles (Arbeitsstab) als maßgeblicher Mann.« Das Detail aus dem Gemälde von Ziesenis (Abb. 2) gibt uns heute noch einen Eindruck dieser Anlage vor ihrer Zerstörung.

Das Hauptwerk des jungen Hautt ist der Plan und die Ausführung des 1755/56 entstandenen Turms der Alexanderkirche in Zweibrücken, der ähnlich wie Schloß Jägersburg vom Geist des französischen Barockklassizismus geprägt ist. Der Neubau war notwendig geworden, weil kurz vor 1677 beim Rückzug der Franzosen aus Zweibrücken der nahe an der Stadtmauer stehende Westturm gesprengt wurde. Die herabstürzenden Mauern des Turmes zerstörten große Teile der Langhausgewölbe. Der Hautt'sche Turm von 1756 und sein barockes Dach (Abb. 3) prägten einmal das Stadtbild Zweibrückens, bis die Anlage im Zuge der Instandsetzung der Kirche und der Wiederherstellung der Langhausgewölbe durch Karl Dorflein 1904/11 verändert und schließlich endgültig im Zweiten Weltkrieg mit dem ganzen Kirchenbau weitgehend zerstört wurde. In den Jahren 1953–55 baute man die Kirche vereinfacht wieder auf.

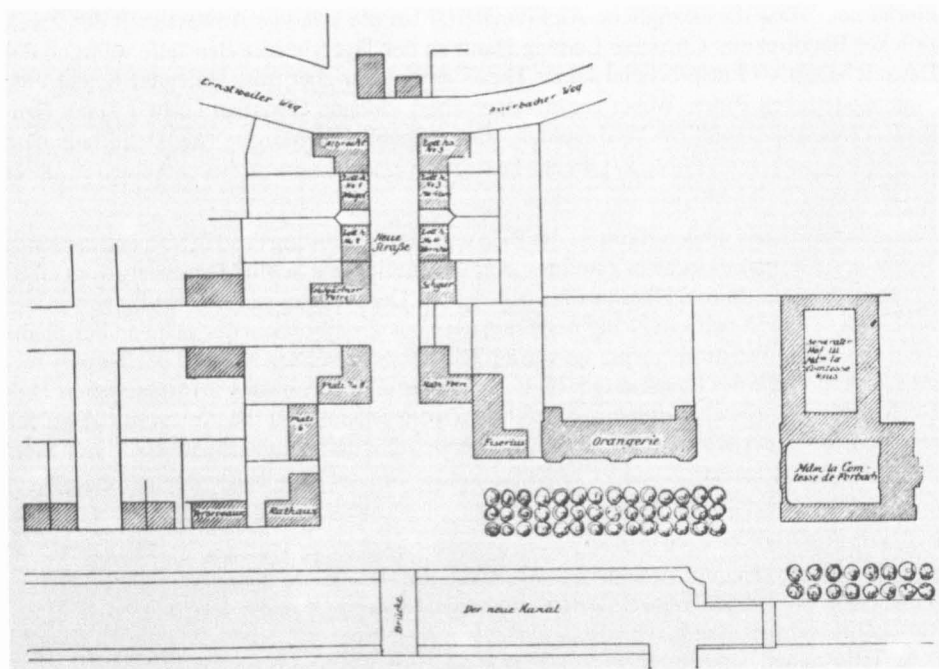
Seit 1756 plante Johann Christian Ludwig Hautt die Anlage der neuen Vorstadt (Herzogsvorstadt) (Abb. 4) in Zweibrücken. Die Bauarbeiten an dieser Anlage dauerten bis 1770 an. Karl Lohmeyer bringt diese Herzogsvorstadt von Zweibrücken, von der heute noch wesentliche Teile stehen, mit den Barockplätzen in Saarbrücken und Nancy zusammen<sup>9)</sup>.





**Abb. 3**  
J.C.L. Hault, Turm der Alexanderkirche in Zweibrücken von 1755/56, Zustand vor der Regotisierung um 1900

**Abb 4**  
Plan J.C.L. Hault zur »Herzogsvorstadt« (1756–1770 angelegt) in Zweibrücken mit der neuen Orangerie und dem Schöföchen der Gräfin von Forbach, moderne Umzeichnung eines Planes von 1773



In das Jahr 1757 fällt wohl der durch Hault geleitete Umbau des Schlosses der Gräfin von Forbach (heute »Château Barabino«) in Forbach, das Henning von Strahlenheim am Anfang des 18. Jahrhunderts erbaut hatte. Herzog Christian IV. hatte 1756 das Bauwerk für seinemorganatische Ehefrau Anne Marie Camase de Fontevieux erworben, die später vom französischen König zur Gräfin von Forbach nobilitiert wurde.



**Abb 5**  
J.C.L. Hault, Böcking'sches Familienhaus in Traben-Trarbach von 1760 (Zustand 1988)

Im Jahre 1760 plante Johann Hault das große neunachsige Haus Böcking (Abb. 5) in Traben-Trarbach für den »hochedlen, hochachtbaren und vornehmen« Handelsmann und sponheimischen Landeskassierer Johann Adolf Böcking und dessen Frau Margarete Barbara geb. Dörbeck aus Ems. In diesem Böcking'sche Stammhaus mit seinem mächtigen Mansardendach und den ausgewogenen Maßverhältnissen ist heute das Mittelmoselmuseum untergebracht.

1764 heiratete Johann Christian Ludwig Hault die Philippine Christiane Juliane Reichsfreiein Schorr von Schorrenberg (1747–1788), die dem Geschlechte des 1566 in der Alexanderkirche von Zweibrücken beigesetzten Reformators Schorr von Hassel als Ahnherr entstammte. Aus dieser Ehe ging die Tochter Karoline Friederike hervor<sup>10)</sup>.

Um etwa 1770 entstand nach einer längeren Bauzeit das Rathaus in Rappoltsweiler im Elsaß wohl auch nach Plänen von Johann Hault unter dem pfalzgräflichen Stadthalter Kaers in dessen Amtszeit in Rappoltsheim.

Für diese Jahre nach 1773 ist ein großer Aufschwung und eine rege Bauaktivität in Blieskastel nach Verlegung der gräflich von der leyenschen Residenz von Koblenz in diese Stadt zu verzeichnen. Johann Christian Ludwig Hault ist daran offensichtlich maßgeblich beteiligt. 1774/75 plant Hault das gräfliche Oberamts- (dann auch Waisenhaus und Kaufhalle, heute Rathaus) in Blieskastel (Abb. 6). 1782 wird der ursprüngliche Bau erweitert. Auch an der Planung der Häuserreihe am Schloßberg (Abb. 7) in Blieskastel ist Hault maßgeblich beteiligt.



Abb. 6  
J.C.L. Hault, Ehemaliges Waisenhaus in Blieskastel 1774/75 (heute Rathaus), 1782 erweitert

Abb. 7  
Barocke Häuserreihe am Schloßberg von Blieskastel, mit Einflüssen von J.C.L. Hault, um 1775



Die größte Aufgabe Johann Christian Ludwig Haults beginnt mit einer bitteren Enttäuschung. Der Nachfolger Herzog Christians IV., Herzog Karl August II. (1775–95), entläßt Hault zeitweise, um den Weg frei zu machen für den Hofmaler Mannlich. Konrad von Mannlich wird zum Direktor der schönen Künste und Baudirektor für Schloß Karlsberg ernannt. Johann Christian Ludwig Hault hält sich in dieser Zeit überwiegend auf seinem Landgut in Gonesweiler (heute ein Ortsteil von Nohfelden) auf. Erst 1788 überträgt Herzog Karl August II. dem zweibrückischen Landesbaudirektor Hault wieder das gesamte Bauwesen auf dem Karlsberg, nachdem Mannlich von Anfang an eingestanden hatte, »daß er in der Architektur nur solche geringe Erfahrung habe, wie sie ein Maler für seine Kunst nebenbei gerade bedürfe«<sup>11)</sup>.

Die skizzenhafte Auflistung der bekannten und vermuteten Bauwerke Johann Christian Ludwig Haults zeigt etwas von der Bedeutung dieses Zweibrücker Baudirektors aus Nohfelden. Forschungen zum Wesen seiner Architektur und den Verflechtungen seines Bauens mit der rheinischen und französischen Baukunst werden in absehbarer Zeit sicherlich seinem bekannten Werk weitere Bauten hinzufügen und Johann Christian Ludwig Hault den Rang in der Barockbaukunst Südwestdeutschland zuweisen, der ihm gebührt.

#### Anmerkungen:

- 1) Karl Lohmeyer, Der Zweibrücker Baudirektor Johann Christian Ludwig Hault und seine Familie, in: Julius Dahl und Karl Lohmeyer (Hrsg.), Das barocke Zweibrücken und seine Meister, Wald Fischbach (2. Auflage) 1957, Seite 187–217; und Karl Lohmeyer, Schlußwort zur 1. Auflage, Bekenntnis zum Hault'schen Turm der Alexanderkirche, ebda, Seite 733–738; zu Hault siehe auch: E. Drumm, Johann Christian Ludwig Hault, Über die Baumeister des Karlsberges, in: Pfälzische Heimatblätter, Jahrgang 1, September 1953.
- 2) So findet man im Saarlandbuch (Dieter Staerk [Hrsg.], Das Saarlandbuch, Saarbrücken 1985) auch in den ausführlichen Untersuchungen zur Barockbaukunst den Namen Hault nur ganz am Rande erwähnt.
- 3) Lohmeyer, wie Anm. 1, Seite 212.
- 4) Die Alte Sammlung des Saarland-Museums in Saarbrücken bewahrt eine ganze Reihe dieser Meisterporträts südwestdeutscher Hofmaler.
- 5) Lohmeyer, wie Anm. 1, Seite 215.
- 6) Die Kirchenbücher, die Lohmeyer bearbeitete, erschienen 1908.
- 7) Ein steinernes Bildnismedaillon dieses Böckings an der Bergwerksdirektion in Saarbrücken erinnert noch heute an diesen Hault'schen Nachfahren. Die Verwandtschaftsverbindungen sind noch tiefer in der saarländischen Geschichte verankert. Heinrich Böcking heiratet in die Familie der Stumm aus Neunkirchen ein. Und die Mutter, ebenso wie die Ehefrau des Freiherrn Stumm-Halberg, des Hüttenherrn von Neunkirchen, waren Böckings.
- 8) Wilhelm Weber, Pierre Patte — Architekt zweier Herzöge von Zweibrücken (1723–1814), in: Julius Dahl und Karl Lohmeyer (Hrsg.), Das barocke Zweibrücken und seine Meister, Wald Fischbach (2. Auflage) 1957, Seite 123–171, Zitat Seite 142.
- 9) Lohmeyer, wie Anm. 1, Seite 214.
- 10) Die Tochter heiratet den herzoglich-nassauischen Rat und späteren preußischen Amtmann, Justiz- und Appellationsgerichtsrat in Koblenz, Christoph Ludwig Hetel. Die beiden Töchter aus dieser Verbindung heirateten den fürstlich wiedischen Regierungsrat Bausch in Neuwied und den preußischen Regierungsrat Pietzsch in Erfurt, von denen Karl Lohmeyer annimmt, daß in deren Nachlässen noch Zeugnisse der Bautätigkeit Haults zu finden sind.
- 11) Lohmeyer, wie Anm. 1, Seite 214.

## Französische Besetzung St. Wendels im Dezember 1918

Aus den Lebenserinnerungen des damaligen Landrats<sup>1)</sup>

Von Hermann Sommer †

Am 1. Dezember sehen wir, daß französische Autos in sausender Fahrt die Tholeyer Straße herunterkommen. Bald stellt sich mir ein capitaine Dupont als administrateur du cercle St. Wendel vor. Sein Ton war die Arroganz, man kann sagen die Unverschämtheit selber.

Am 4. Dezember 1918 zog unter den aufreizenden Klängen der clairons eine ganze Division in St. Wendel ein. Eine auch nur annähernd so starke Einquartierung hatte die Stadt noch niemals gehabt. Rücksichtslos wurden die Einwohner aus ihren Schlafzimmern und guten Stuben herausgewiesen und mochten selbst sehen, wo sie blieben. Ihre Verpflegung brachte die Truppe sich selbst restlos mit. Lastautos mit Kühlvorrichtung waren z. B. angefüllt mit gefrorenen Rindervierteln, Schweinehälften, ganzen Hämmeln. Stauend sah der Deutsche dies.

Daß der Rotwein noch für jeden Soldaten hinzukam, gab der Sache eine besondere fremde Note.

Im Quartier empfangen die Soldaten das Essen nicht fertig aus der Feldküche, sondern kochen und brieten es sich zu dritt in der Küche ihrer Quartiergeber. Gutmütig gab der einfache Soldat dabei gelegentlich von diesem Überfluß ab.

Die gesamte Ausrüstung von Mann und Pferd war krachend neu, ungeheuer zahlreich der Automobilpark, die Unmenge der Lastautos fabrikneu. Eindrucksvoll zeigte sich die Hilfe der amerikanischen Industrie. Im Entscheidungskampf wurde so der Infanterist ausgeruht an den Brennpunkt der Schlacht herangeführt. Welch immenser Vorteil vor den deutschen Soldaten, für den keine Lastautos genug für den Transport von Munition und Proviant vorhanden waren, die vor allem aber wegen des dauernden Brennstoffmangels nur mit äußerster Sparsamkeit verwendet werden durften. Wehmütig schweiften meine Gedanken beim Anblick der französischen Truppe immer wieder zurück zu der deutschen Armee, die vor zehn Tagen hier durchmarschierte.

Der einfache französische Soldat gibt der Kreisbevölkerung zu Klagen nur ganz selten Anlaß, anders der Offizier, besonders der jüngere. Mit der Reitpeitsche in der Hand geht er durch die Straße, jeder Zoll ein vainqueur. Dieses Wort wiederholt er dem Deutschen gegenüber nur gar zu gern immer wieder.

Der französische Offizier wittert überall Verschwörung, Widerstand, Haß; er sieht nicht, wie müde, fast gleichgültig das ausgehungerte deutsche Volk nach viereinhalb Kriegsjahren jetzt ist; er hat immer noch die wundervolle Volkskraft der deutschen Armee vor Augen, die so lange als nicht zurückzuwerfender Sieger ihm im eigenen Land gegenüberstand.

Der Sadismus der französischen Militärgerichtsbarkeit, besonders in Verstößen gegen die Grußpflicht gegenüber der müden, absolut nicht aufsässigen deutschen Zivilbevölkerung, hat vom ersten Tag an die bald einsetzenden Versuche der hohen französischen Politik, das Rheinland und noch mehr das Saargebiet von Deutschland abzusplittern und französischen Einfluß politisch dauernd gefügig zu machen, bei der großen Masse der Bevölkerung absolut aussichtslos gemacht. Törichter kann ein Offizierskorps im fremden Land gar nicht auftreten, wenn es dort politische Absichten hat. Die sinnlosen Strafen der französischen Militärgerichte haben schneller, als zu erwarten war, geholfen, einen neuen deutschen Nationa-

lismus im Rheinland erwachsen zu lassen, dem gegenüber das bißchen bezahltes Gesindel, das dann später die Separatistenputsche versuchte, sich schnell als vollkommen machtlos erwies.

Hier ein paar Beispiele:

Der evangelische Pfarrer in Niederlinxweiler wird beschuldigt, einen Dorfjungen von einem Franzosen fortgerufen zu haben. Beleidigung der französischen Armee. Wird sofort verhaftet, über Nacht in eine Scheune eingesperrt. 500 frs Geldstrafe (ein Franken = zwei Mark). Ein Bahnarbeiter in St. Wendel wird zu 25 Mark Geldstrafe verurteilt, weil er — ganz in Zivilkleidung — an einem französischen Offizier »mit arrogantem Gesicht« vorbeigegangen und, als dieser ihn zur Rede stellte, die »Zigarre im Mund« behalten habe.

Das kleine Söhnchen des Notars Kustodis in St. Wendel hatte beim Spielen vor dem Einrücken der Franzosen ein winziges deutsches Fähnchen am Balkon der Hinterfront befestigt; man hatte nicht daran gedacht, es zu entfernen. Resultat: der Vater wird wegen Beleidigung der Armee vor das Militärgericht geschleppt.

Und so ging es tagein, tagaus endlos weiter!

Als wären wir noch mitten im Krieg, wird befohlen, daß niemand ohne Passierschein von einem Ort zum andern gehen darf.

Einen so impertinenten Ton die französischen Offiziere auch mir gegenüber anschlugen, immer wieder mußte ich bei ihnen vorsprechen, um im Interesse der Kreisbewohner zu intervenieren. Dauern arbeitete ich darauf hin, Milderungen in Sachen Grußpflicht, Passierscheine, Einquartierungslasten oder dergleichen im allgemeinen oder wenigstens für Einzelfälle zu erreichen. Die Antwort war meist: »Wir sind die Sieger, wir sind im Kriege, Ihre Landsleute haben in Frankreich ganz andere Sachen gemacht!«

Eine undankbare Aufgabe war es, solcher Stimmung gegenüber immer wieder bescheiden und in Ruhe von neuem als Bittender aufzutreten. Am Ende erzielte ich natürlich doch Erfolg dabei. Die pure Unvernunft konnten die Franzosen z. B. wirtschaftlichen Notwendigkeiten gegenüber auf die Dauer nicht aufrechterhalten.

Von Deutschland sind wir jetzt ganz abgeschlossen, deutsche Zeitungen gibt es schon lange nicht mehr. Wir sind auf die Lektüre der eitel geschwellenen französischen Presse angewiesen.

Am 3. Dezember erschien ein ungewöhnlich grobschnäuziger Kommandant des Hauptquartiers des General Mangin, des Befehlshabers der alliierten Besatzungstruppen im Rheinland und der Pfalz. Von oben herab erfuhr ich: »Sie haben die Ehre, in ihrem Haus einen großen Mann zu logieren!« Nicht nur sein Stabschef und die Adjutanten waren in meiner großen Dienstwohnung unterzubringen, sondern in Dachkammern auch ein Neger und ein weiterer Diener, sein Masseur, zwei Köche und Wachpersonal.

Überall wurden Telefonleitungen gelegt, im Amt waren natürlich viele guten Räume in Anspruch genommen.

Bei meiner Frau meldete sich am frühen Morgen vor Mangins Eintreffen ein sehr gewandter, höflicher Unteroffizier als Oberordonanz des Generals. Er teilte zu ihrer Freude mit, daß der General für sich und seinen Stab alles, was man beim Essen braucht, selbst mitbringt, also Teller, Tassen, Gläser, Tischtücher und Bestecke; selbstverständlich auch alle Küchengerätschaften. Wenn Madame aber so freundlich sein wollte, ihm ausnahmsweise für das erste Frühstück der bald eintreffenden Offiziere mit ein paar Sachen wie Tischuch,



Gläsern usw. auszuhelfen, so wäre er sehr dankbar, denn die eigenen Sachen des Generals träfen zu spät dafür ein. Er lehnte, als man ihn aussuchen ließ, stets die guten Dinge ab und bat nur um die ältesten und schlechtesten Stücke, besonders als es sich um Tischtücher handelte: »Vous savez, Madame, le général lui même il mange proprement mais les autres officiers, c'est une honte de le dire, il y en a, qui mangent comme les cochons!«

Mangin empfing mich bald nach seinem Eintreffen mit der größten Liebenswürdigkeit. Sooft ich ein Anliegen an ihn hätte, sollte ich mich doch ja an ihn wenden. Ich wies im Interesse der Kreisbevölkerung darauf hin, daß die jüngeren französischen Offiziere, mit denen ich bisher in Berührung gekommen wäre, oft mir gegenüber einen ganz unertäglichen Ton anschlügen. Offenbar fürchteten diese Herren dauernd, bei uns deutschen Beamten auf Widerstand zu stoßen, und glaubten dadurch z. B. auch mich, um mich einzuschüchtern, wie einen Straßenjungen behandeln zu sollen. Zweifellos liege ein solcher Verkehrston ebensowenig im deutschen wie im französischen Interesse.

Der General nahm diese meine ernstesten Worte, aus denen zwar all die Erbitterung über die mir von den Franzosen schon zugefügte Unbill natürlich herausklang, die ich aber in eine der vollendeten Höflichkeit Mangins entsprechende Form kleidete, mit durchaus freundlichem Ernst auf. Er bat mich, aus der ganzen Situation zu begreifen, daß seine jüngeren Offiziere beim ersten Betreten von Feindesland mitunter das Gefühl hätten, erst mal tüchtig auftrumpfen zu müssen. Selbstverständlich mißbilligte er aber energisch jede Entgleisung seiner Offiziere.

Am Abend vor seiner Abreise nach sechs Tagen bat Mangin durch seinen Adjutanten noch einmal um meinen Besuch. Er begann mit mir eine der reizvollsten Unterhaltungen, die ich in meinem Leben zu führen bisher Gelegenheit hatte. Mangin erwies sich als hochgebildeter Mann. Als junger Offizier hatte er den Oberst Marchand auf seinem berühmten Zug vom Atlantischen Ozean quer durch das unbekanntes Zentralafrika an den Oberlauf des Nils begleitet, wo sie 1898 auf die englische Armee unter Kitchener stießen, die soeben das Sudanreich des Mahdi nach dessen Vernichtung wieder für den angloägyptischen Staat zurückgewonnen hatte. Mangin mußte mit ansehen, wie auf telegraphische Weisung aus Paris Marchand die Trikolore vor der englischen Übermacht streichen und den Sudan gedenktüchtig verlassen mußte. Die »Schmach von Fashoda!«\*) Und heute? »Triumph der französischen Staatskunst«, die damals den von den Boulevards geforderten Krieg gegen das verhaßte England verminderte und es zwei Jahrzehnte später erreichte, daß dasselbe England und der Angelsachse von jenseits des Atlantiks ihm halfen, nach vierjährigem Ringen den deutschen Erbfeind niederzuwerfen!

Auf meinem Schreibtisch hatte Mangin Moltkes deutsches Generalstabswerk liegen. Es war sein Eigentum. Er deutete darauf und zitierte Moltkes Worte: »Wer Mainz hat, besitzt den Schlüssel zu Deutschland!« Wenn er morgen aus meinem Hause nach Mainz weiterziehe, so wolle er nicht verschweigen, daß bis vor garnicht langer Zeit niemand in Frankreich einen solchen militärischen Erfolg auch nur für möglich gehalten habe. Er sei Lothringer, er kenne Deutschland gut und verehere es. Er liebe besonders seine Literatur und seine Musik. Eine kleine Goetheausgabe habe er im Felde immer bei sich gehabt; Bayreuth zu besuchen sei ihm vor dem Krieg immer ein Höhepunkt seines Lebens gewesen. Er sei viel in Deutschland gereist, auch durch andere Länder. Er habe stets bedauert, daß draußen in der großen

#### Anmerkung:

\*) Wegen des unvermeidlich erscheinenden Revanchekriegs gegen Deutschland nach 1870 nahm Frankreich die »Schmach von Fashoda«, d. h. den Verzicht auf weitere Kolonien in Afrika, auf sich. Man konnte nicht auch noch England zum Feind haben! (H. H.)

Welt der Deutsche trotz seiner bewundernswerten kulturellen Leistungen so viele Feinde habe. Viel habe dazu wohl der geschäftig nie ruhende deutsche Fleiß beigetragen, der andere Länder oft lästig in ihrer Ruhe störe. Offenbar sei aber noch ein anderes Moment dazu gekommen. Mangin kleidete seine Worte in diesem Augenblick in so vollendete Diplomatie, daß die wundervolle Form den an sich für einen deutschen Hörer ganz unmöglichen Inhalt jeder verletzenden Note entkleidete: Dem Deutschen fehle anscheinend etwas in dem Reichtum seiner anderen Gaben, die der Staatspolitik. Es gelinge ihm offenbar nicht, wie den meisten anderen seiner Nachbarn einen in Ruhe in sich gefügten großen Nationalstaat zu schaffen und in friedlichem Wettstreit mit den Nachbarstaaten zu erhalten. Das Deutsche Reich, seine wundervolle Armee und sein Kaiser, — ja zuletzt betrachtete leider die ganze Welt sie als Störenfriede und fiel über sie her. Ob nicht auch ich glaube — er selbst neige dieser Auffassung zu — daß, da die Geschichte nun einmal die Vielgestaltigkeit der deutschen Stämme nicht beseitigt sondern erhalten habe, es für Europa und vor allem auch für die Deutschen selbst viel glücklicher sei, wenn die deutschen Bundesstaaten wieder selbstständig und dadurch zum besten Garanten des künftigen europäischen Friedens würden! —

Das also war des Pudels Kern. In dieser Stunde und mit mir als Versuchsobjekt begann Mangins in Mainz bald darauf in ganz großem Stil durchgeführtes Spiel mit der hohen Politik. Das Ziel war also, Deutschlands Reichseinheit durch separatistische Bewegungen — dies Wort »Separatisten« entstand natürlich erheblich später — aufzulösen. Dahinter schwebten dann wohl Erinnerungen an etwas mehr als hundert Jahren früher, als ein Napoleon nach Preußens militärischem Zusammenbruch in den Rheinbundstaaten gefügige Vasallen Frankreichs schuf.

Ich wiederhole, nur ein Franzose und ein Mann der ganz großen Welt kann solche Ungeheuerlichkeiten sagen und dabei den Zuhörer nicht verletzen. Ich bemühte mich, es ihm einigermaßen gleichzutun und freute mich außerordentlich, dabei festzustellen, daß die dauernde Übung der letzten zehn Tage mir das französisch schon wieder leicht flüssig und glatt von den Lippen kommen ließ:

Schon während Mangin noch sprach, fiel mir die beschwörende Ermahnung des Gewerkschaftssekretärs aus der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenversammlung ein. Ich antwortete, ich hätte den Eindruck, daß er zwar deutsche Literatur und Kunst, aber nicht das deutsche Volk und seine Eigenart kenne. Die Zeiten vergangener Jahrhunderte seien vorbei. Später als andere, geographisch mehr begünstigte Völker habe Deutschland seine Stämme zu einer Reichseinheit zusammenschließen können, nachdem neben anderen Umständen seine zentraleuropäische Lage es in früheren Zeiten zum mehr oder weniger wehrlosen Kriegsschauplatz seiner Nachbarn gemacht hätten. Die Reichseinheit, die staatliche Einheit des größten Teils des deutschen Sprachgebiets, die Zauberkraft des einigenden Bandes der gemeinsamen Muttersprache, sei nicht mehr aus der Welt zu schaffen, nachdem in Abkehr von der Art der Staatenbildung, die z. Z. des Wiener Kongresses und seiner Folgezeit jetzt allenthalben in Europa der Nationalismus eine früher nie gekannte Stoßkraft gewonnen habe. Ob er, Mangin, als Lothringer wirklich glaube, daß, wenn jetzt Frankreich Elsaß-Lothringen dem Deutschen Reich abnehme, dies die letzte Grenzlösung der Weltgeschichte zwischen Deutschland und Frankreich sein werde? Wenn er Lothringer sei, so kenne ich das Elsaß ganz genau. Daß Deutschland 1870 den Franzosen mit Metz auch rein französische Sprachgebiete nahm, möge als Rückfall in die Staatenbildungsideen des Wiener Kongresses eine Torheit gewesen sein. Das kerndeutsche Elsaß aber mit seinem Straßburger Münster und all den altdeutschen Städtchen am Fuß der Vogesen jetzt von Deutschland abzutrennen, sei genau dieselbe Torheit. Niemals werde es den Franzosen gelingen, dieses kerndeutsche Elsässervolk zu französisieren. Ich hätte den Eindruck, für Entnationalisierung ganzer Lan-

desteile und ihre Gewinnung für ein fremdes Volkstum gebe es nur den einen radikalen Weg, den z. B. der Osmane dem ihm verhaßten Armenier gegenüber beschreite. Da dieser Weg an der deutsch-französischen Grenze aber nicht offen stehe, so werde das Elsaß deutsch bleiben und mit absoluter Sicherheit einmal wieder den Weg zum Deutschen Reich zurückfinden. Eine französische Politik, die darüber hinaus heute etwa gar ein Jahrhundert zurück an Rheinbundzeiten dächte, würde aus diesem Traum am Rhein schnell und enttäuscht aufwachen.

Wenige Tage seien es erst her, da tagten hinter dieser Tür — ich wies auf den Kreistagssaal — die Vertreter von Arbeitern, Bauern und Soldaten aus meinem ganzen Kreis. Das letzte Wort hatte ein einfacher Arbeiter aus einer armen Nahegemeinde: «Vergeßt nicht, daß wir Deutschen vier Jahre lang als Sieger im Kampf gegen die ganze Welt etwa ein Drittel von Frankreich besetzt gehalten haben. Daß, wenn jetzt im Aushungerungskrieg uns die Waffen aus der müden Siegerhand gleiten, wenn jetzt Frankreich einmarschiert und das benachbarte Elsaß-Lothringen uns nimmt, das vier Jahre lang geschlagene Frankreich dies Grenzland nicht etwa aus eigener Kraft als Sieger von sich reißt, nein daß es dies nur als milde Gabe von der Hand seiner reichen Verbündeten erhält, die uns durch ihre Geld- und Materialmacht langsam erdrückt haben. Hieran denkt in deutschem Stolz, wenn in den nächsten Tagen der Franzose in den Kreis einmarschiert!»

Herr General, die Rheinprovinz hat 7 Millionen Einwohner, glauben Sie mir, letzten Endes denken im Rheinland wir alle so über die Situation wie dieser deutsche Arbeiter. Die Rheinbundzeiten, die Zeit Napoleons ist vorbei. Die deutsche Reichseinheit besteht; ein etwaiger französischer Versuch, aus der Schlüsselstellung von Mainz heraus diese Reichseinheit zu sprengen, Deutschlands Westen Landesteile politisch abzusplittern, mißlingt ganz bestimmt.

Mangins Haltung zeigte, daß er über meine Antwort verblüfft war. Er atmete ein paar mal tief und erwiderte mir dann: Aber um Gottes Willen, Herr Landrat, hat ihre Regierung (!) Sie und das deutsche Volk derart in vollkommener Unkenntnis der Geschehnisse dieses Krieges gelassen, daß Sie andeuten, die deutsche Armee gehe gewissermaßen unbesiegt nach Deutschland zurück? Und was sprechen Sie von der Leistung unserer Alliierten? Diese sind doch weiß Gott nicht die Sieger! Ahnt man in Deutschland denn gar nicht, welche ungeheure militärische Kraftanstrengung, welche militärische Leistung, welche entsetzliche Opfer an Menschenleben die französische Armee hat bringen müssen, um bis hierher zu kommen? Daß es Franzosen, und noch einmal Franzosen und immer wieder Franzosen waren, die in Angriffs- und Abwehrschlachten gegen Deutschland bluteten. Gewiß, im Laufe der langen Jahre haben wir (!) aus den Engländern, die bei Kriegsbeginn militärisch ja nicht existierten, Soldaten, Armeen gemacht, die jetzt mitzählen; gewiß, im Laufe weiterer Kriegsjahre hätten wir das auch mit den amerikanischen Menschenmassen fertig gebracht, die über den Ozean herüberkommen. Aber inzwischen waren es immer doch die Franzosen gewesen, die dies alles leisten mußten. Und jetzt zuletzt die entscheidenden Offensiven, die endlich den deutschen Fronten auflösten, bei Château-Thierry und im Norden von Amiens, haben doch nur Franzosen vorwärts getragen.

»C'était alors moi, le général Mangin, Monsieur le Landrat!«. Ja wissen Sie das alles garnicht?

Es ist wirklich ein großes Unglück für Frankreich, für die Welt und auch für die Deutschen, daß mit Wirkung vom 11. November der Waffenstillstand von Foch abgeschlossen worden ist. Ein paar Tage länger hätte man noch warten sollen, dann wäre die deutsche Armee gezwungen gewesen, sich als in offener Feldschlacht vollkommen geschlagen zu bekennen.

Seine, Mangins, bei Château-Thierry siegreich gewesene Armee sei inzwischen neu aufgefüllt, ausgeruht, ausgerüstet gewesen und hätte zu neuem entscheidenden Angriff bereit gestanden. Für den 12. November habe er den Angriffsbefehl bereits ausgearbeitet gehabt. Ludendorff habe genau gewußt, daß er diesen gegen Lothringen drohenden Angriff nichts mehr entgegenzusetzen habe, da der Stand seiner deutschen Gefechtsdivisionen an diesem Tage schon auf einige hundert Mann zusammengeschmolzen war. Foch habe die Waffenstillstandsbedingungen so rücksichtslos scharf formuliert, um die Deutschen zu verleiten, sie noch nicht zu unterschreiben. Daß Ludendorff sie gleichwohl unterschrieben habe, sei die Ursache zu der größten Fälschung der Weltgeschichte, die nunmehr mit der These geschehe, die deutsche Armee gehe von Frankreich unbesiegt in die Heimat zurück.

»C'était de nouveau moi, le général Mangin, qui quelques jours plus tard aurait vaincu Ludendorff en Lorraine et après cette victoire l'armée allemande n'aurait plus existé!«

Dann wäre endlich das seit Jahrhunderten währende Ringen der Franzosen und Deutschen um das unglückliche Elsaß-Lothringen, um seine unglückliche lothringische Heimat, ein für allemal beendet, eine endgültige Waffenentscheidung geschaffen und der Friede an dieser Grenze für immer gesichert gewesen.

Es war psychologisch äußerst reizvoll, den für deutsche Ohren so überraschenden Argumentationen des lothringisch-französischen Generals zu folgen, dessen gallische Eitelkeit naiv und liebenswürdig dem deutschen Beamten gegenüber darüber klagte, daß die bösen Deutschen mit ihrer voreiligen Unterschrift unter den dummen Waffenstillstandsvertrag Frankreich, die Welt, Deutschland und vor allem den General Mangin um die Möglichkeit betrogen haben, durch einen entscheidenden Sieg in offener Feldschlacht in Mangins Heimat dauernden Völkerfrieden in Westeuropa für alle Ewigkeit zu sichern!

Ich möchte hier einschalten, daß Stegmann (Geschichte des Krieges, Band 4, Seite 659) zu dieser ungeschlagen gebliebenen Entscheidungsschlacht in Lothringen sagt, daß die Frage, ob die Franzosen wirklich auf Mainz hätten durchstoßen können, für immer in Ungewißheit gebunden liege. Die Franzosen wären sicherlich auf die Bajonette der zwischen Metz und Straßburg aufmarschierten Armee Bothmer gestoßen. Die Kriegsgeschichte werde dem deutschen Heer zu allen Zeiten und vor allen anderen Armeen den Loorbeer reichen.

Unsere Unterhaltung währte schon lange, zweimal versuchte vom Kreistagssaal sein Adjutant, Mangin daran zu erinnern, daß längst Zeit zum Diner sei. Der General hatte aber entweder noch keinen Hunger oder doch noch allherhand, sei es persönliches, sei es politisches Interesses an der Fortführung dieser »conversation«. Sein Stab mußte heute eineinhalb Stunden auf das mit ihm einzunehmende Diner warten.

Mangin nahm den Faden der Unterhaltung wieder bei den entscheidenden Schlachthandlungen des letzten Kriegsjahres auf: Am 28. März 1918 wären die Alliierten militärisch vollkommen am Ende ihrer Kraft gewesen. Es sei ihnen allen ein Rätsel gewesen, warum Ludendorff in diesem Augenblick nicht seine Truppen in das offene Loch in der französischen Front hineingeworfen habe. Hier sei Deutschlands ganz große Chance verspielt worden. Auf meine Frage, ob die Franzosen, selbst wenn wir Deutschen in diesen Tagen die Kraft gefunden hätten, tief durchzustößen, die Front aufzurollen und sogar Paris zu besetzen, dann einen uns Deutschen erwünschten Frieden geschlossen hätten, antwortete er prompt: «Jamais!»

Dann sprachen wir über militärische Disziplin und den deutschen Umsturz. Mangin erwähnte den Münchner Räte-Diktator Kurt Eisner und fragte verächtlich: «Ce juif galicien, que veut-il? Est-il fou?»

Deutsche und französische Disziplin seien stets ganz verschiedene Dinge gewesen. Zunächst sei die Stellung des deutschen Offiziers zum Soldaten immer eine ganz andere gewesen als in Frankreich. Den deutschen Offizier trennten starke gesellschaftliche Abstände vom Soldaten. Dies gäbe ihm, glaube er, einen guten Teil seiner wunderbaren Autorität; der französische Offizier entstamme nicht einer abgeschlossenen Gesellschaftsschicht, der größere Teil gehe aus dem Unteroffizierskorps hervor. Er stehe offenbar mehr als Kamerad dem Soldat gegenüber. Der französische Soldat müsse ganz anders behandelt werden wie der deutsche, oft wäre ein gut zureden viel besser als ein scharfer Befehl. Den französischen Soldaten müsse man auch ruhig einmal sich ausreden lassen.

»Ils parlent beaucoup, je les connais!«

Auch wenn sie über Befehle schimpfen, hinterher tun sie doch ihre Pflicht. Ganz ausgeschlossen sei, so schloß er auf eine entsprechende Bemerkung von mir, daß jetzt nach dem Waffenstillstand etwa der französische Soldat dem Beispiel seines deutschen Kameraden folge und dem Vorgesetzten irgendwie den Gehorsam verweigern werde.

«Je les connais«.

Ja, mitten im Kriege habe es an einer Frontstelle einmal bedenkliche Erscheinungen gegeben. Da hätten die Befehlshaber aber sehr schnell mit strengen Maßregeln durchgegriffen.

Tatsache ist offenbar, daß viele französische Soldaten jetzt ihren deutschen Quartiergebern erzählen, sie selbst hätten den Krieg übersatt gehabt; hätten die Deutschen jetzt nicht Schluß gemacht, dann hätten sie selbst es sehr bald getan. Mir schien Mangins Darstellung glaubhafter.

Mangin kam auch auf den zurückgetretenen deutschen Kaiser zu sprechen. Ich erwiderte, daß ich glaube, daß Wilhelm II. seine Fähigkeiten überschätzt habe und besonders während des Krieges die ihm von der Weltgeschichte gestellten hohen Aufgabe nicht gewachsen gewesen sei. Aber nur das deutsche Volk und wahrlich nicht dessen Gegner hätten Anlaß, mit ihm unzufrieden zu sein. Man halte Mangin vor, wie Wilhelm II. vor dem Krieg mit aller Kraft und unter Einsetzung seiner Person um die Franzosen geworben habe, jede Gelegenheit gesucht, um durch Annäherung beider Völker den Frieden zu sichern. Den Titel Friedenskaiser habe er von der Geschichte erhofft; lächerlich sei es, daß die Alliierten ihn jetzt zum Kriegsschuldigen stempeln, unwürdig, daß sie ihm den Prozeß machen und ihn bestrafen wollen, unwürdig für das ganze deutsche Volk, unwürdig aus grundsätzlichen Erwägungen aber auch für die Alliierten. Die Geschichte zeige doch ein ewiges Auf und Ab, niemals werde ein ganzes Volk vergessen, wenn seine Gegner nach seiner Auffassung ganz zu Unrecht seinen Souverän, seinen Repräsentanten öffentlich entehren.

Mangin erwiderte, die ganze Anti-Kriegspropaganda gehe von England, nicht von Frankreich aus.

Was wir sonst noch alles von Fragen der hohen Politik besprochen haben, habe ich vergessen. Die ruhige Vornehmheit und lebenswürdige Sicherheit Mangins erlaubte mir, frei von der Leber weg offen meine Ansicht auszusprechen. Mit keinem anderen Franzosen war mir dies nach jenen acht Monaten in St. Wendel jemals auch nur annähernd möglich. Ihre eigene Unsicherheit den »besiegten Deutschen« gegenüber trieb sie, sich dauernd anmaßend, unduldsam zu zeigen, auf jedes Wort höflichen Widerspruchs, vorsichtiger Kritik grob und beleidigend zu antworten.

Ich suchte, Mangin auch über die gefährliche Lage der deutschen Lebensmittelversorgung im besetzten Gebiet aufzuklären, die jetzt im fünften Winter des Aushungerungskriegs infolge des Verlustes der Transportmittel schwieriger zu werden drohe denn je. Hielt ihm vor, daß es an der Zeit sei, daß die französische Armee begreife, daß das deutsche Volk jetzt derart müde sei, daß Frankreich im besetzten Gebiet wirklich keinerlei Widersetzlichkeiten, Beleidigungen oder gar Angriffe zu besorgen habe. Es läge weiß Gott kein Anlaß vor, aus Gründen der Vorsicht den Verkehr im besetzten Gebiet, wie geschehen, einzuschränken und mit Passierscheinpflicht usw. zu erschweren, und gegen die Zivilbevölkerung die französische Militärjustiz täglich wegen Beleidigung der französischen Armee an jedem Garnisonort ein paar Strafurteile verhängen zu lassen. Ich warnte vor allem, die deutschen Behörden in ihrer Arbeit zu stören. Die deutsche Verwaltung lahm zu legen sei für die Franzosen leicht, hinterher aber durch ihre Militärorgane wieder die Verwaltung und das Wirtschaftsleben in Gang zu bringen, dürfte schwerer sein, als heute mancher französische Leutnant ahne. Es sei doch Waffenstillstand geschlossen, also müsse doch wohl Ordnung und Friede und nicht Unordnung und weiterer Krieg vorbereitet werden.

Mangin versprach, sobald er in Mainz wäre, wolle er nach all diesen Richtungen Milderungen eintreten lassen. Ich solle mich, sobald ich künftig solch einen Wunsch habe, auch in Mainz immer direkt an ihn wenden.

Über zwei Stunden hatte diese für mich so interessante Unterhaltung gedauert, als der General mich verabschiedete.

Am 11. Dezember zog Mangin mit seinem ganzen Armee-Oberkommando weiter. Besonders Küche und Speisekammer sahen wie ein Schweinestall aus. Wir hielten sorgfältig überall Umschau, ob die Franzosen etwas gestohlen hatten, stellten befriedigt fest, daß offenbar nichts fehlte.

Ich telefonierte mit der Trierer Regierung, und wir tauschten unsere Beobachtungen über die Besatzungstruppen aus. Ich hörte, daß an der Mosel sich dort die Amerikaner sehr anständig benähmen. Sie geben die Parole aus, das Leben solle überall so weitergehen, als wären die Amerikaner gar nicht da, keine Pressezensur, keinerlei Einschränkung der Bewegungsfreiheit der Einwohner. Sie erlaubten und förderten die Einfuhr von Lebensmitteln, Seife, Stoffen, Stiefeln usw. aus alliiertem Gebiet, um der deutschen Bevölkerung voran zu helfen.

Nichts von allem taten die Franzosen; vor allem ermöglichten sie der deutschen Bevölkerung keine Möglichkeit zum Einkauf der uns fehlenden Lebensmittel. Wir sollten offenbar im Gegenteil zusehen müssen, in welchem Überfluß ihnen alles zur Verfügung stand. Der Amerikaner hatte ersichtlich ganz andere Ziele am Rhein als der Franzose.

Auf allerhand Umwegen erfährt man jetzt von dem Schicksal des benachbarten Elsaß-Lothringen. Nach französischen Zeitungen sind ihre Truppen dort von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt worden. Tatsache ist offenbar, daß alle nicht in Elsaß-Lothringen geborenen Beamten und Offiziere samt ihren Familien ausgewiesen worden sind. Von ihrem Hab und Gut haben sie, soweit nicht einige wenige etwas schon vor dem Einmarsch der Franzosen haben fortschaffen können, nichts, garnichts mitnehmen können.

Was wird am Ende unseres eigenen Schicksals sein?

Commandant Buat führt sich damit ein, daß er mir aufgibt, eine geradezu phantastisch hohe Heumenge für die französische Armee in kurzer Frist zu liefern. Ich halte ihm vor, daß dies unmöglich ist, er bleibt bei dem »Befehl aus Saarbrücken«. Ich verfüge wenigstens eine viel



kleinere Umlage bei den Bauern. Buat, der durch seine Spitzel erfährt, daß auch dies größten Unmut auslöst und offensichtlich starke Schwierigkeiten macht, erklärte nicht mir seinen Irrtum, sondern verbreitete bei den Bauern die Lüge: Euer Landrat hat uns noch viel mehr zugesagt. Euer Landrat, den Euch die Berliner Regierung hinterher an die Saar schickte, ist allein durch seine Rücksichtslosigkeit schuld an der Sache! Frankreich will gern und nobel auf das Heu verzichten, es hat ja genug davon! Bei diesem Einzelfall blieb es nicht. Bald merkte ich, daß System dahinter steckte. Die von außerhalb des Rheinlands kommenden preußischen Beamten, die zudem meist evangelisch waren, sollten vor der Bevölkerung unmöglich gemacht werden, um separatistische Ideen zu fördern.

Die Franzosen stellen das Programm auf, unabhängig von dem Schicksal der Rheinprovinz muß das Saargebiet bestimmt von Deutschland abgetrennt werden. Ihnen schwebt offenbar ein kleiner Sonderstaat, angelehnt an Frankreich, vor. Die Saargruben haben sie sofort in französische Verwaltung übernommen.

Mich fordern sie auf, ich solle ihnen angesehene und sehr wohlhabende Einwohner namhaft machen, die den Ehrgeiz haben, député eines kleinen Saarparlaments zu werden, und sich diese Sache auch etwas kosten lassen würden. Ich weiche natürlich aus. Sie lassen nicht nach, ich müsse doch solche Leute kennen, und solche Wahlen müßten sich doch arrangieren lassen! »Chez nous en France« kommt es für den Kandidaten nur darauf an, in der Nähe des Wahllokals die Restaurants sich zu verpflichten und allen Wählern »de donner beaucoup à boire!« Geld macht allein die Wahlen. Als ich, maliziös antwortete, bei uns in Deutschland wähle man nicht für ein bißchen Freibier, sondern der Wahlzettel sei für den Deutschen ein Ausdruck einer festverwurzelten, sehr ernst genommenen politischen Überzeugung, lächelte der capitaine Dupont ungläubig und fuhr verächtlich fort: Er glaube mir nicht; die sogenannte Demokratie werde in Deutschland letzten Endes nicht viel anders sein als in Frankreich, nämlich eine Fassade. Es komme nur darauf an, den dummen und eitlen Volksmassen den Glauben zu suggerieren und zu erhalten, daß sie, das Volk, wirklich selbst regierten und nicht etwa nur regiert würden.

Tatsächlich könne doch nur eine kleine Schar tüchtiger, entschlossener Menschen ein Volk, einen Staat leiten. Im Industriegebiet seiner nordfranzösischen Heimat sei der Wahlkreis dauernd in der Deputiertenkammer in Paris durch einen Sozialisten vertreten. Das sei eine sehr gute Fassade den Arbeiterwählern gegenüber. Der député sei allerdings ein schwerreicher Großaktionär und Leiter einer Brauerei, die stets hohe Dividenden und besonders niedrige Löhne zahle. Das Geheimnis seines Wahlerfolges liege einzig in dem laufend sehr hohen Beitrag, den er in die sozialistische Parteikasse zahle. Er wiederhole, in Deutschland — vielleicht sei ich bloß mit diesen Dingen nicht amtlich befaßt und daher nicht orientiert — in Deutschland würden die Dinge nicht wesentlich anders liegen. Ich konnte nur wiederholt versichern, daß das kaiserliche, seiner Autokratie wegen verschrieene Deutschland, zu derartiger »fortgeschrittener« Auffassung des demokratischen Systems noch nicht vorgezogen sei.

Sehr interessant blieb mir aber diese Unterhaltung für alle Zeiten. Mag manches auch schief und übertrieben von einem Mann dargestellt gewesen sein, der die Welt einseitig mit den Augen des industriellen Unternehmers und Offiziers sah: Eine ehrliche Demokratie, wie die gründlichen, zur Theorie neigenden Deutschen sie suchen, die sich jetzt in Massen vom monarchischen Gedanken abkehren, ist wohl zum großen Teil immer verurteilt, eine Utopie zu bleiben\*): Ein paar Menschen — nicht die Masse — leiten letzten Endes immer die Geschicke eines Staates. Eminent wichtig aber ist, daß die Massen diesen Staat als den ihren

\*) Dies schrieb mein Vater 1930, als noch niemand wissen konnte, wie in drei Jahren der Weimarer Staat zusammenbrechen wird (HH).

betrachten. Die französische Demokratie, von ein paar hundert Advokaten und Journalisten politisch geleitet, zog in den Weltkrieg, getragen von der zustimmenden Haltung der Massen des französischen Volkes. Geschickte Drahtzieher verstanden es, diese Zustimmung viereinhalb Jahre am Leben zu erhalten. Dieser französische capitaine Dupont sprach brutaler und darum wohl klarer aus, was auch mir vorschwebte, seitdem ich als politischer Beamter verantwortlich mitarbeitete an der Verwaltung des deutschen Reichs. Die Kunst der Verwaltung — das gilt genauso für das kleine bescheidene untergeordnete Amt wie für das des leitenden Staatsmanns, der für Völkergeschicke verantwortlich ist — besteht darin, die eigene aus Sachkenntnis, Verantwortungsgefühl und Tatwillen zusammengeballte Willenskraft dem dafür in Betracht kommenden Personenkreis aufzuzwingen. Dieser Zwang ist in der Hand eines Künstlers natürlich aber kein physisch brutaler, der nur Polizeimittel benutzt; dieser Zweig arbeitet auf ideellem, intellektuellem Gebiet: Er wirft eine Idee in die Massen; er packt sie auch, soweit sie vorhanden, bei der Vernunft. Er ist aber auch nicht zaghaft in der Wahl seiner Mittel, er weiß »mundus vult decipi«, er sieht nur das Ziel: Die Masse muß an ihn glauben, ihn tragen, muß sich führen lassen und dabei glauben, selbst zu führen. Die westlichen Demokratien gingen in dieser Gestalt nie in den Krieg, Deutschland nicht. Wird die deutsche Revolution, von der hier an der Saar die französische Bajonnette nichts sehen lassen, einen Wandel schaffen? Und welchen?

In Deutschland ringt, soweit man das an der Saar aus französischen und gelegentlich erwischten deutschen Zeitungen sehen kann, der demokratische Gedanke erbittert mit dem Sowjet-Gedanken. Demokratie oder Diktatur des Proletariats? ist jetzt die Schicksalsfrage. Die Tatsache, daß allgemeine Wahlen zu einer Verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung ausgeschrieben werden, beweist, daß noch der demokratische Gedanke die Oberhand behält. Die sozialdemokratischen Führer, die die Regierungsgewalt verantwortlich in Händen haben, wollen Demokratie bleiben. Die gegen sie ankämpfende »Räten-Bewegung hat sich noch nicht durchsetzen, die Ausschreibung der allgemeinen Wahlen auf den 19. Januar 1919 nicht verhindern können. Die Alliierten, die ja im »Namen der Demokratie« das böse kaiserliche Deutschland bekriegt hatten, lassen im ganzen besetzten Gebiet, selbst bei uns an der Saar, die Wahl und ihre Vorbereitungen zu. Sogar Wahlversammlungen dürfen abgehalten werden; der Franzose erschwert sie durch keine Schikanen, begnügt sich mit rechtzeitiger Anzeige und schickt dann einen seiner Offiziere als stille Aufpasser hin, die aber niemals erkennbar eingreifen.

Spät erst kommt in unserer jetzt von Deutschland so weltfernen Saarecke der Wahlkampf in Gang. Lange Zeit ahnte niemand, was aus den bürgerlichen politischen Parteien der deutschen Vorkriegszeit seit der Revolution überhaupt geworden war. Die nationalliberale Partei, die ich bisher gewählt hatte, verschwand; was da hinten in Deutschland an ihre Stelle trat, ob es eigentlich die Deutsche Volkspartei oder die Demokraten waren, erfuhr man nicht recht klar. So war es eine wahre Wohltat für mich und viele, daß Wahlvorstände in Saarbrücken beschlossen, daß an der Saar Deutsche Volkspartei und Demokraten gemeinsam Wahllisten aufstellten. Eingeschriebenes Mitglied einer Partei war ich noch nicht, hielt dies damals und noch mehrere Jahre später mit den Pflichten eines politischen Verwaltungsbeamten nicht für vereinbar.

Im Kreise St. Wendel war der aktivste Träger des Kampfes für Demokratie und gegen jeden Bolschewismus das Zentrum. Jetzt in dieser Notzeit lernte ich den Apparat dieser Partei kennen. Mit einem Mal war jeder katholische Dorfpfarrer im stärksten Sinne ein militans geworden. Unermüdlich von früh bis in die Nacht jetzt ausschließlich parteipolitisch tätig. Glaubte ich selbst durch mein Interesse an volkswirtschaftlichen Fragen einigermaßen auf wirtschaftspolitischem Gebiet beschlagen zu sein, so mußte ich jetzt bei der Beobachtung

des Auftretens z. B. des katholischen Stadtpfarrers Heibges in St. Wendel einsehen, daß ich im Endeffekt, im Vergleich mit ihm fast ein Waisenknabe war. Offenbar versorgte die Zentrumsparlei seit langer Zeit ihre Geistlichen außerordentlich geschickt mit politischem Material, das Gedankengänge, Ziele, Stärken und Schwächen auch der politischen Gegner umfaßte und in wirkungsvollster Form die zu ihrer Bekämpfung notwendigen Argumente lieferte. Der katholische Pfarrer wußte auf diese Weise in jeder Wahlversammlung im voraus, was sein im Saal anwesender scharfer Gegner — in meinem Kreise war dies nur der Sozialdemokrat — sagen werde und was er darauf zu antworten habe. Die wundervolle oratorische Schulung, die alle katholischen Geistlichen auf dem Priesterseminar genossen hatten, kam ihnen dabei natürlich ebenso zustatten, wie das große Ansehen, das sie im Kreise genossen.

Nie werde ich die erste große öffentliche Wahlversammlung in St. Wendel vergessen, die Anfang Januar von Sozialdemokraten veranstaltet wurde. Der größte Saal in der Stadt so dicht gedrängt voll, daß man sich tatsächlich nicht bewegen konnte. In allen Fensternischen hockten selbst hoch über der Erde auf den Fensterbänken Schulter an Schulter die Zuhörer. Auf dem Podium vier Franzosen. Der Hauptredner aus irgendeiner Großstadt hielt eine wüste Hetzrede, wie ich sie noch nicht annähernd so je gehört hatte. Der frühere Kaiser, Hindenburg, die Minister, die anderen Parteien, die Kirche, kurz alles was nicht Sozialdemokratie hieß, wurde in den Schmutz gezogen. Kein Mensch widersprach, jedermann hatte offenbar den Eindruck, daß er gegen den rabiaten Mann auf dem Podium, seine Redegewandtheit und gegen die aufgeputschte Stimmung, die er im Saal zu verbreiten verstanden hatte, doch nicht aufkommen werde.

Ich selbst stand, ziemlich spät gekommen, unweit des Saaleingangs, weit vom Podium. Ich hatte noch nie in einer solchen Versammlung gesprochen. Ich schämte mich vor den Franzosen, mitanhören zu müssen, wie alles, was in Deutschland bisher guten Klang hatte, in die Gosse gezogen wurde. Ich schämte mich aber auch etwas vor mir selbst, daß ich hier feige, untätig als Zuhörer stand, ich, der politische Beamte des alten Systems. Ich dachte nicht daran, daß das alte System allein schuld daran war, daß mir jede Schulung in öffentlicher parteipolitischer Diskussion in der Volksversammlung fehlte. Ich fühlte mich sehr unbehaglich.

Da entsteht plötzlich dicht hinter mir in der Saaltür ein Gedränge. In der Tür erscheint Pfarrer Heibges, der bis dahin im Kreise draußen irgendwo selbst eine Wahlrede gehalten hatte. Er hatte sich noch nicht durch das Gedränge an der Tür richtig in den Saal durcharbeiten können, da ruft er schon kurz entschlossen dem Hetzer dort hinten auf dem Podium, der eben irgend einen tönenden Satz beendet hatte, zu: »Das ist eine Lüge, was Sie da sagen!« Und als der Mann auf der Bühne grob antwortet, da hat Heibges sich schon weiter vorgedrängt und eine Weile neben mir stehend, eröffnet er jetzt von hier aus mit dem Mann auf dem Podium ein hitziges Wortgefecht. Hieb auf Hieb haute er scharf auf den Redner ein, der sich bald von ihm ganz aus dem Konzept bringen ließ. Heibges bekommt in der Versammlung Boden unter den Füßen. Aller Augen sind jetzt nicht mehr auf dem Podium sondern zu dem Pfarrer hingewandt. Jetzt sind es nicht mehr Zwischenrufe, jetzt redet er, erst in der Saalmitte angelangt, in längeren Sätzen. Und nun wendet er sich direkt an die Zuhörer, gerade an die, die bisher dem roten Redner mit erregtem Gesicht Beifall spendeten: »Wenn ein Mann im Saale ist, der mich, Euern Pfarrer, schon einmal ein unrechtes Wort hat sprechen hören, der melde sich jetzt, wo ich den Hetzer dort oben ins Gesicht öffentlich immer wieder der Lüge zeihe. Ihr kennt mich alle, die Ihr hier im Saale seid. Wer will mich der Lüge zeihen? Du da oben am Fenster, oder Du, oder Du?« Und jedesmal zeigte er auf

einen ganz bestimmten Zuhörer. Kein Wort des Widerspruchs, des Unwillens. Und schon stand Heibges, kaum daß der Hauptredner geendet, als Diskussionsredner an seiner Stelle am Rednerpult, und nun war es wirklich ein ästhetischer Genuß mitanzuhören, wie dieser feine, gebildete Mann die Ausführungen des Vorredners zerpfückte und ins richtige Licht stellte. Die Versammlung, die für mich so niederschmetternd begonnen hatte, endigte mit einem recht lahmen Schlußwort der Roten. Der Sieger des Tages war der Pfarrer Heibges, war das Zentrum!

Der Verwaltungsgehilfe Kloß vom Landratsamt begann in dieser Zeit, sich ebenfalls auf Seiten des Zentrums intensiv politisch zu betätigen. Er sprach in diesem Wahlkampf wiederholt in Versammlungen in kleineren Gemeinden des Kreises und betätigte sich auch in der Presse in- und außerhalb des Kreises. Diese seine Pressebeziehungen stellte er mir stets sehr freundlich für meine Zwecke zur Verfügung, was wiederholt recht wertvoll für mich wurde. Kloß war kampflustig zu jedem Unternehmen bereit, das irgendwie französische Ziele bekämpfte, und hier und da auftretende Versuche übler deutscher Elemente, sich um irgendwelcher eigennütziger Zwecke willen mit den Franzosen anzubiedern. Ich bewahre ihm deswegen, und weil er sich auch nicht scheute, sich gelegentlich auch persönlich für seinen Landrat einzusetzen, ein besonders dankbares Andenken. Nach meinem Fortgang widmete er sich ganz der politischen Pressearbeit, wurde aber in seiner dauernden scharfen Polemik, besonders gegen die Franzosen, offenbar der Zentrumsparlei doch unbequem. Er glaubte am Ende, auf deutscher Seite an der Saar für seine Kampfleistungen gegen die Franzosen nicht genügende Anerkennung zu finden und verließ — ich glaube 1926 — gekränkt das Saargebiet. Ich half mit anderen, daß er an anderer Stelle ein deutsches Staatsamt erhielt.

Der 19. Januar 1919 brachte bei den Wahlen zur Nationalversammlung Deutschland eine Mehrheit der nichtsozialistischen Stimmen. Das neue Frauenwahlrecht hatte — zum mindesten im katholischen Deutschland — den Radikalismus geschwächt. Die Frauen auch des kleineren Teils der katholischen Arbeiter, die selbst nicht mehr zur Kirche in den Beichtstuhl gingen, und jetzt rot wählten, die katholischen Frauen folgten in diesem Fall nicht ihrem Mann, sondern dem Pfarrer. Es ist m. E. ein ungeheueres Verdienst der katholischen Kirche, daß sie zwei Monate nach der deutschen Revolution ihre Angehörigen zum größten Teil wieder so fest in der Hand hatte, daß sie nicht sozialistisch wählten. Der katholische Klerus hat m. W. am 19. 1. 1919 Deutschland vor einer sozialistischen Mehrheit in der Nationalversammlung gerettet. Und eine etwaige sozialistische Mehrheit hätte immer die Gefahr in sich geschlossen, daß sie im Kampf gegen die nichtsozialistische Minderheit immer radikaler wurde und letzten Endes vielleicht trotz des zunächst von ihrem rechten Flügel für die Demokratie abgegebenen Votums zuletzt doch den Weg nach Moskau freigab.

Studierte man das Wahlergebnis in den einzelnen Gemeinden des Kreises, so wurde das Bild sehr interessant: Die Zentrumsparlei hatte in rein landwirtschaftlichen Gemeinden kaum Gegner, aber selbst in Orten, die überwiegend Bergmannsbevölkerung aufwiesen, hatte sie sich sehr gut gehalten, während in den Industriearbeiter-Wohngemeinden an der Nahe die evangelische Bevölkerung mit vollen Segeln zur Sozialdemokratie abgewandert war; ja ein verblüffender Prozentsatz sozialdemokratischer Stimmen in evangelischen rein landwirtschaftlichen Gemeinden, in denen die Kleinbauern bezahlte Arbeitskräfte nur in sehr bescheidenem Umfang hielten, war nur dadurch zu erklären, daß die aus dem Krieg zurückkehrenden Söhne dieser Kleinbauern mit dem roten Stimmzettel nachträglich noch gegen diesen Krieg protestierten. Neuwahlen für Gemeinde, Bürgermeisterei und Kreis fanden, solange ich in St. Wendel war, nicht mehr statt.

In dieser Zeit hatte ich einmal Gelegenheit, nach Koblenz aufs Oberpräsidium zu fahren. Indirekt kam ich hierbei insofern in eine gewisse Fühlung mit dem Ministerium in Berlin, als von diesem vor kurzem Vertreter auf dem Oberpräsidium gewesen waren und dort auch Saarfragen besprochen hatten. Mit anderen Saarlandräten trug ich in Koblenz meine Auffassung der Situation, besonders auch unsere landrätliche Stellung zu den Franzosen vor. Ich fragte, ob Minister oder Oberpräsident und irgendwelche Instruktionen für unsere Amtsführung bis zum Friedensschluß und für die folgende Zeit der wohl unvermeidbaren Abtrennung von Deutschland geben wollten und konnten. Es stellte sich heraus, daß dies nicht der Fall war, daß vielmehr je nach der meist durch Temperament, Manieren und den Grad des Dienstefers der einzelnen französischen Militärverwalter ganz verschieden bedingten Verhältnisse jeden Kreises und jeder Zeit wir Saarlandräte selbst den richtigen Weg zu finden suchen müßten. Das Ziel sei wohl allgemein dahin zu stellen, daß die Landräte sich auf ihrem Posten möglichst lange zu halten suchten und hierbei Unannehmlichkeiten aller Art möglichst in Kauf nähmen. Niemand wisse, wer nach dem Fortgang der jetzigen Landräte zu ihrem Nachfolger gemacht werden würde; das Beispiel von Saarlouis, wo Landrat Schellen nach ganz kurzer Zeit ausgewiesen und, trotzdem die Kreisbevölkerung ganz deutsch denke, durch einen Franzosenfreund ersetzt worden sei, eröffne die ungünstigsten Perspektiven. Auf den Landrat schaue gewohnheitsmäßig die Kreisbevölkerung, Französlinge als spätere Landräte seien ein sehr bedenkliches Richtzeichen für die Kreiseinwohner. Daß bei all den täglich neu auftretenden Schwierigkeiten, bei der Überlegung, ob den Franzosen gegenüber dieser oder jener Kompromiß noch eingegangen oder abgelehnt werden solle, letzten Endes der Landrat an der Saar wissen werde, wie weit zu gehen ihm die Würde des ersten Beamten des Kreises erlaubte, setze man in Berlin und in Koblenz vertrauensvoll voraus. Man wisse dabei, wie schwer wir es gehabt hätten und noch haben würden.

Diese unter meiner Mitwirkung aufgestellten Richtlinien trafen wohl das Richtige. Daß in Saarlouis mein Corpsbruder Schellen als Landrat den Franzosen kühl ablehnend entgegengetreten war, jeden Kompromiß ablehnte und offenbar das Seine dazugetan hatte, daß die Franzosen ihn sehr bald verhafteten und auswiesen, war nach meinem Beamtengefühl unter den an der Saar durch die politische Situation entstandenen ganz besonderen Verhältnisse nicht die im Kreisinteresse, im deutschen Interesse glücklichste Lösung.

Diese im Oberpräsidium mündlich formulierten Richtlinien lösten aber die Schwierigkeiten selbst, die sich im Verkehr mit den Franzosen uns Saarlandräten täglich neu aus den Saarstatutplänen der Franzosen ergaben, noch in keiner Weise. Das hatten wir täglich neu mit unserem Geschmack und unserem Gewissen abzumachen. Je nach der Verschiedenheit des Temperaments und der Auffassung von uns Saarlandräten fanden wir, wie ich gelegentlich noch schildern werde, dabei auch ganz entgegengesetzte Lösungen.

Immerhin war diese Unterhaltung auf dem Oberpräsidium, die indirekt Fühlung mit dem Ministerium, doch eine von mir sehr angenehm empfundene erste Neuanknüpfung mit dem großen preußisch-deutschen Verwaltungsapparat, von dem die Franzosen uns losreißen wollten. Ein paar Stunden wenigstens war man doch nicht ganz allein auf sich selbst gestellt gewesen.

Auf der Rückseite am Niederwalddenkmal vorbei. Der ganze Wagen voll von Franzosen. Alle stürzen ans Fenster und zeigen sich das Denkmal der deutschen Sieger von 1870/71, das Symbol des freien deutschen Rheins! Und heute? Und gar stromaufwärts bei Straßburg, wo ich froher Corpsstudent war? Mir blieb nichts übrig, als die Augen zu schließen, um wenigstens jetzt nicht die lachenden Gesichter der Franzosen sehen zu müssen, zwischen die ich eingeklemt saß.

In Paris war jemand auf die Idee gekommen, an der Saar aktive Propaganda für Frankreich zu machen: Wir Franzosen wollen aus den deutschen Kriegsgefangenenlagern, die bis zum fernen Friedensschluß überall in Frankreich, Afrika, Belgien und England aufrechterhalten bleiben, alle Sarrois herausuchen, sie in ihre Heimat zurückführen und sofort freilassen. Gesagt, getan. Befehl der »administration supérieure de la Sarre« in Saarbrücken: »Les Sarrois ne sont pas des boches. Le général défend de leur donner ce nom!« Abschrift des Befehls an den Landrat. Ich werde auf den Bahnhof St. Wendel befohlen, um amtlich Transporte deutscher Kriegsgefangener entgegenzunehmen. Der Bahnhof wird jedesmal von den Franzosen mit großem Triumphaufgebot abgesperrt, der Zug läuft ein, die Franzosen lassen die Leute — es waren mehrere hundert — auf dem Bahnsteig antreten und übergeben sie mir in dieser Aufstellung. Ich richte Worte herzlich dankbaren Willkommens an die armen Kerle und schüttele jedem die Hand. Die französische Bürokratie verlangt dann — der Franzose erwies sich mir als viel bürokratischer, als wir deutschen Beamten es sind — daß ich noch auf dem Bahnhof jedem einzelnen amtliche Entlassungspapiere ausstellte. Trotzdem ich mein gesamtes Büromaterial zur Hilfe gerufen hatte, dauerte diese Prozedur natürlich sehr lange Zeit; und draußen stand, hinter der französischen Absperrungskette, die Bevölkerung von ganz St. Wendel und von vielen Nachbarländern, um ihre Angehörigen in Empfang zu nehmen. Nur meine Frau und ein paar andere Rote-Kreuz-Damen hatten Zutritt, um mit ein paar Erfrischungen und freundlichen Worten ihnen noch zu guterletzt die Zeit zu vertreiben. Doch die Armen hatten gelernt, Geduld zu üben. Kein lautes Murren wurde hörbar. Und doch atmete ich auf, als ich die Leute durch die französische Absperrung hindurch hatte, ohne daß ein Zwischenfall geschah!

Französische Exporteure setzten inzwischen in Paris durch, daß man ihnen Ausfuhrerlaubnis für alle französischen Waren nach dem Saargebiet gibt. Die Zollgrenze zwischen Frankreich und der Saar wird von den Franzosen einfach durch einen Federstrich beseitigt. Was Deutschland dazu sagt, ist gleichgültig. Bald gibt es in Saarbrücken, bald auch in St. Wendel alles zu kaufen, was in Deutschland so selten geworden ist, Speck, Fett, Schokolade, Seife, Textilwaren. . .

Um nach Wiesbaden zu meinen Schwiegereltern solche Kostbarkeiten mitnehmen zu dürfen, ließ ich mir gegen einige Mark Trinkgeld an die französischen Ordonanzen mit Hilfe des Kreisboten Mohr Passierscheine mit entsprechender Ausfuhrerlaubnis ausstellen.

Die Bestechlichkeit der Franzosen spielte überhaupt eine große, mitunter deutschen Interessen sehr förderliche Rolle. Für Geld, natürlich größere Summen, als sie die St. Wendeler Ordonanzen erhielten, war von französischen Offizieren längere Zeit die Erlaubnis zur Ausfuhr ganzer Waggons französischer Lebensmittel aus dem Saargebiet in das übrige besetzte Rheinland zu erhalten. Es gab feste Schmiergeldertarife je Waggon und je Inhalt; unser kaufmännisch in allen Sätteln gerechter Christmann kannte Tarif und zuständige Offiziere genau und mancher Waggon ging so über die Saargrenze!

1) Anmerkung der Schriftleitung:

Regierungsrat Dr. Hermann Sommer (1882–1945) war von Mai 1917 bis Juli 1919 Landrat des preußischen Landkreises St. Wendel. Seine späteren Aufzeichnungen über seine Amtszeit in St. Wendel, bis 1930 in Greifswald abgeschlossen und als Manuskript im Familienarchiv Sommer aufbewahrt, gelangten dank des freundlichen Entgegenkommens seines Sohnes, Ministerialrat a. D. Hans-Hermann Sommer, Bonn-Oberkassel, als maschinenschriftliche Ablichtung in den Besitz der Kreisverwaltung St. Wendel.

Aus diesen »Lebenserinnerungen« des ehemaligen St. Wendeler Landrates veröffentlichte die Schriftleitung die Seiten 83 bis 96 im Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 21, 1985/86, S. 171–181. Diese Veröffentlichung wird in dieser 22. Ausgabe des Heimatbuches hiermit fortgesetzt, indem die Seiten 96 bis 117 ungekürzt zum Abdruck kommen, welche die Zeit von Dezember 1918 bis Januar 1919 behandeln.

Die restlichen Seiten 117 bis 146 der »Lebenserinnerungen« sollen in der 23. Ausgabe des Heimatbuches veröffentlicht werden.



# Die Bewirtschaftung des Niederwaldes in früheren Zeiten

Von Viktor Heck

## 1. Der Niederwald soll wieder attraktiver werden

In den letzten Jahren konnte man in der regionalen Presse öfter etwas über den Niederwald und seine Bewirtschaftung in früheren Zeiten lesen. Diese Waldform war nämlich für die Bewohner unserer Heimat von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Von den rund 10 000 ha Waldflächen im Bereich des Forstamtes Türkismühle sind ca. 2 500 ha ehemaliger Niederwald, und im Bereich des Forstamtes St. Wendel waren von insgesamt 3 700 ha Gesamtwaldfläche etwa 2 000 ha Niederwald (um 1880). Die Niederwälder im Gebiet des Hunsrückvorlandes und des Hochwaldes sind überwiegend in Privatbesitz. Das Nutzungsalter betrug 15 bis 18 Jahre bei der Gewinnung von Eichenrinde, und die Verjüngung erfolgte durch Stockausschläge. Die Niederwaldwirtschaft war in den vergangenen Jahrhunderten eine weit verbreitete und landschaftsprägende Form der Waldbewirtschaftung unserer Heimat. Die letzte großflächige Nutzung in dieser Art erfolgte in unserer Gegend vor etwa 35 Jahren, also bis Mitte der 50er Jahre. Dort, wo Gehöferschaften bzw. Genossenschaften bestehen, wird der Niederwald heute noch so bewirtschaftet. Eichenrinde wird dabei keine mehr gewonnen.

In den vergangenen 3–4 Jahrzehnten wurden die Niederwälder zum größten Teil nicht mehr in der traditionellen Form bewirtschaftet, so daß sie heute »überallert« und zum Teil in einem in forstwirtschaftlichem Verständnis schlechten Zustand sind. Nach § 40 des Landeswaldgesetzes sind die Privatwälder vom Forstamt zu betreuen und die Besitzer zu beraten. Das Forstamt Türkismühle unter Leitung von FOR Feldkamp widmet dieser Waldform jetzt seine besondere Aufmerksamkeit.

Die in der napoleonischen Zeit bei uns eingeführte Realteilung hatte zur Folge, daß der Privatwaldbesitz in immer kleinere Parzellen aufgeteilt wurde. Bei einer durchschnittlichen Größe einer Waldparzelle von 0,1 ha (im Forstamtsbereich Türkismühle) ist der Niederwald hier in ca. 25 000 Parzellen aufgeteilt. Die Zahl der Eigentümer kann nur vage auf etwa 5 000 Besitzer geschätzt werden. Diese Besitzersplitterung und die fehlende Rentabilität haben dazu geführt, daß in den letzten 30 bis 40 Jahren großflächig keine Nutzung mehr erfolgte und kleinflächig ohne Regelung genutzt wurde.

Die Forstbehörde Türkismühle hat sich bei der Förderung der Niederwaldbewirtschaftung folgende Ziele gesetzt:

- bei den Eigentümern Interesse wecken an einer sinnvollen Entwicklung des Niederwaldes
- ortsbezogene Aufarbeitung der historischen Niederwaldnutzung
- Sicherung der mit der historischen Waldbewirtschaftung verbundenen typischen Niederwaldökologie in Teilräumen (z. B. Wiedereinbürgerung des Haselhühnes)
- Beratung der Waldbesitzer im Hinblick auf eine sinnvolle Bewirtschaftung des Niederwaldes — insbesondere im Zusammenhang mit laufenden bzw. abgeschlossenen Flurbereinigungsverfahren.

In Eiweiler zum Beispiel wurde mit der Realisierung dieser Ziele schon begonnen. Am 23. Mai 1987 fand hier ein Lohheckenfest statt, bei der die Eichenrindengewinnung in allen Ein-

zelheiten in der alten Arbeitsweise demonstriert wurde. Diese Form der Niederwaldbewirtschaftung wurde auch schriftlich aufgearbeitet und dokumentiert. Die Demonstration in der Lohhecke, Flur »Glockenheck«, fand großen Anklang und ein reges Interesse. Vielen Besuchern, besonders den jüngeren unter ihnen, war diese Arbeit im Niederwald völlig unbekannt, und mancher hörte zum erstenmal, daß in früheren Zeiten die Tierhäute mit Eichenrinde gegerbt wurden, um Leder daraus zu gewinnen.

## 2. Die Bedeutung des Niederwaldes in früheren Zeiten

Der Anteil des Niederwaldes an der Gesamtwaldfläche ist im nördlichen Saarland und im angrenzenden Hunsrück besonders hoch. In dieser Region hatten die Bauern auch eine entsprechend große Waldfläche, aus der sie vielfältigen Nutzen zogen. Durch die Einnahmen aus dem Lohverkauf und durch die Gewinnung des Brennholzes war der Niederwald neben der Landwirtschaft geradezu das zweite Standbein für die Bewohner des ländlich-bäuerlichen Raumes. So weisen zum Beispiel die Eiweiler Flurbücher von 1842 353 ha Niederwaldflächen gegenüber nur 194 ha Acker- und Wiesenflächen aus. Einige weitere Zahlen lassen die Bedeutung der Lohhecken noch besser erkennen; denn der Verkauf der Eichenrinde brachte den Bauern zusätzliche Einnahmen. So zahlten die Gerber in unserer Gegend folgende Preise für den Zentner trockene Eichenrinde:

1890	10	Mark
1910	3,50	Mark
1915	8–9	Mark
1916	12	Mark

Ende der 30er Jahre wurden 4 Mark gezahlt, und nach dem 2. Weltkrieg wieder 8–9 Mark.

Zum Vergleich: 1890 verdiente ein Bergmann bei 12stündiger Arbeit je Schicht 4 Mark, 1910 bei 10stündiger Arbeit 5 Mark. 1910 kostete ein Pfund Butter 70 Pfennige und ein paar Arbeitsschuhe 5–7 Mark. Es sei noch anzumerken, daß der Preisverfall bei der Eichenrinde um die Jahrhundertwende auf die Einfuhr billiger pflanzlicher Gerbstoffe aus Übersee und die vermehrte Anwendung chemischer Gerbmittel in der Lederindustrie zurückzuführen ist. Es ist noch interessant, in der Eiweiler Schulchronik zu lesen, daß es im Jahre 1916 Lohschälferien gab, und zwar vom 19. Mai bis zum 12. Juni. Der Grund war der große Mangel an Arbeitskräften. Eichenrinde war im Kriege ein wichtiges Produkt; denn die Lederindustrie war für das Militärwesen und somit für die Kriegswirtschaft von großer Bedeutung (Schuhe, Stiefel, Tornister, Sattelzeug, Zuggeschirr).

400 bis 500 Zentner Eichenrinde wurden jährlich von Eiweiler Lohheckenbesitzern verkauft, und an diesem Beispiel von Eiweiler kann man ersehen, welche Bedeutung dem Niederwald in unserer Gegend zukam. Er bildete neben den Erträgen aus der Landwirtschaft die Existenzgrundlage für viele Familien. Er wurde intensiv genutzt, es wurde aber kein Raubbau getrieben. Vielmehr standen Ökonomie und Ökologie in einem geradezu ausgewogenen Verhältnis. Der Nutzen war vielfältig:

- Holz für das ganze Jahr zum Heizen, Kochen und Backen
- Einnahmen aus dem Lohverkauf
- im Jahr der Abholzung Einsaat von Korn in der Hecke
- nach etwa 5 Jahren abgestufte Beweidung der Hecken
- Entnahme von Laubstreu, schneiden von Birkenreisern zum Besenbinden
- Einstände für das Wild
- Sommertracht für die Bienen
- nach 15 bis 18 Jahren wieder Abholzung

Das Bild der Landschaft unserer Region war stark geprägt vom Niederwald, der über einen langen Zeitraum in dieser Form genutzt wurde. Die Höhenzüge zeigten bis in die 50er Jahre den für diese Bewirtschaftungsform kennzeichnenden Wechsel von Niederwaldstücken, die sich in Baumhöhe und -alter deutlich unterschieden. Im folgenden Abschnitt will ich nun berichten, wie die Eichenrinde in früheren Zeiten gewonnen wurde.

### 3. Die Arbeit in den Lohhecken

Der gesamte Lohheckenbestand eines Dorfes war in 15 bis 18 Areale, das war bei den einzelnen Dörfern etwas unterschiedlich, eingeteilt. Sie wurden stets in einer festen Reihenfolge Jahr um Jahr abgeholzt.

Folglich hatte der Aufwuchs immer ein bestimmtes Alter, wenn er geschlagen wurde.

Am Beispiel der Lohheckenarbeit in Eiweiler will ich darstellen, wie diese Arbeit in vergangenen Zeiten ablief. Im Vorfrühling, wenn der Schnee weggetaut war und die Sonne schon etwas wärmte, wurden die Lohheckenbesitzer vom Dorfschütz zum Verteilen der Hecke gerufen. Mit der »Hääb« (Hippe) und einem Schreibstift gingen sie in die Hecke. Einer von ihnen, der sich im Heckenwesen gut auskannte, hatte die Karte von der betroffenen Gewinn und die Meßgerte dabei. Das war eine dünne Fichtenstange von 3,766 m Länge (eine Rute) und war in 10 Fuß und 1 Fuß in 10 Zoll eingeteilt. Fuß und Zoll waren auf der Meßgerte eingekerbt oder mit Schuhnägeln markiert.



1 Rute = 3,766 m 1 Rute = 10 Fuß 1 Fuß = 10 Zoll

Gemessen wurde früher nicht mit unseren Dezimalmaßen, sondern mit Morgen, Rute, Fuß und Zoll.

Längenmaße: 1 Rute = 3,766 m, 1 Rute = 10 Fuß, 1 Fuß = 10 Zoll

Flächenmaße: 1 Morgen = 180 Quadratruten

1 Quadratrute (14,18 m<sup>2</sup>) = 144 Quadratfuß

Die ganze Gewinn wurde nach den Angaben auf der Karte mit der Meßgerte vermessen. Die einzelnen Besitzer kennzeichneten ihre Parzelle mit etwa 1,5 m langen Haselnußstangen, die im oberen Teil entrindet waren. Darauf schrieben sie ihren Namen oder malten einfach ihr Hauszeichen darauf und schlugen sie an den Grenzsteinen in den Boden. Einige dieser Hauszeichen sind noch in Eiweiler bekannt.

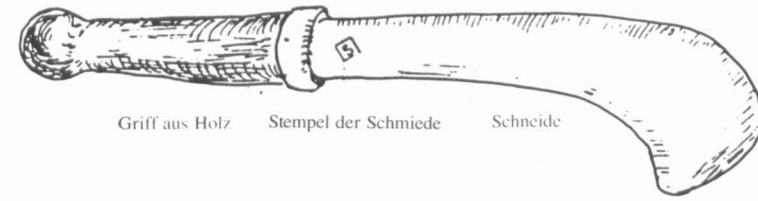
= || N + x 7

In den nächsten Wochen mußte nun jeder Teilhaber sein Lohstück ausgehen, d. h. die Längsseiten mußten von beiden Grenzsteinen bzw. Markierungspfählen zu denen auf der gegenüberliegenden Seite gefluchtet werden.

#### Das Lohschleifen

Wenn im Mai der Saft voll in den Bäumen war, mußte die Loh gemacht werden. An Arbeitsgeräten benötigte man eine Axt, eine Hippe und einen Lohschleifer.

**Hippe** - in Eiweiler »Hääb« genannt

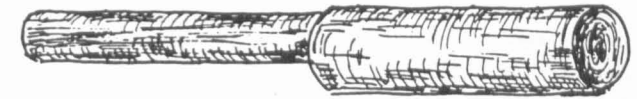


**Lohschleifer**



Am Gewinnweg fing man mit der Arbeit an. Die Eichenstangen wurden entastet und dann mit der Spitze des Lohschleifers aufgeschlitzt. Mit dem Löffel konnte man dann die Rinde ablösen und sie an einem freien Platz legen. So ein Rindenstück war etwa 2 m lang. Waren einige Eichen im unteren Stammbereich entrindet, wurden sie mit der Axt gefällt, die Kronen entastet und die Rinde abgelöst. Jetzt gab es Arbeit für die Kinder. Sie mußten die dünnen Äste und Zweige mit einem Lohhammer auf einem Stein klopfen und dann die Rinde ablösen. Das machten sie mit Geschick, aber nicht immer mit Freude und Eifer. Kein Stückchen Rinde durfte verlorengehen.

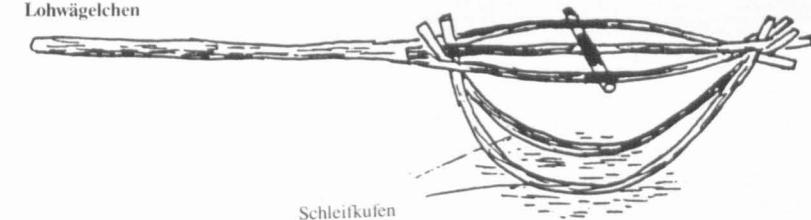
**Lohhammer**, aus Holz gefertigt



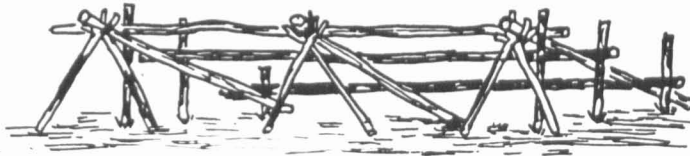
Auch die Frauen halfen in der Lohhecke mit, und viele verstanden es gut, mit dem Lohschleifer umzugehen. Die ganze Familie war in die Arbeit eingebunden. Lohmachen war eine Terminarbeit, die, wie alle bäuerlichen Arbeiten, zu einer bestimmten Zeit getan werden mußte.

Wenn schon viele Eichen entrindet waren, wurde ein Trockengerüst errichtet und die Loh etwa 40 cm dick darauf geschichtet. Lohbett nannte man das ca. 70 cm hohe Gerüst, das auch ein schöner Spielplatz für die Kinder war. Noch ein anderes Spielvergnügen hatten sie mit dem Lohwägelchen, welches sie in der Hecke oder in den Gewinnwegen hinter sich herzogen. Es war aus einer gabelartig gewachsenen Haselstange gemacht und mit zwei Kufen versehen.

**Lohwägelchen**



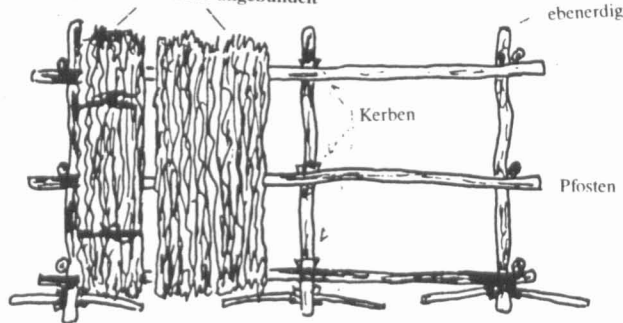
Das Lohbett war eine einfache Vorrichtung zum Trocknen der Eichenrinde.



Das Gerüst ist fertig

Draufsicht (teilweise mit Loh belegt)

Loh gebündelt Loh ungebündelt



gestützt durch jeweils 2 Gabeln, Höhe ca. 70 cm

Arbeit in der Lohhecke / 1944



Wenn es »Mittag läutete«, brachte die Hausfrau das Essen mit einem praktischen Tragegeschirr, dem sogenannten »Soppedeppe«, in die Hecke. Nach dem Essen legte man eine Ruhepause ein, und dann ging die Arbeit weiter. Die Stangen schleifte man an einen zum Aufladen günstigen Platz und stapelte sie auf. Die Äste wurden mit Birkenreisern gebunden und neben den Stangenhaufen gelegt. Mit diesem Holz wurde der große Backofen geheizt, wenn die Hausfrau 10 bis 14 Brote für die Familie backte.

Nach 3-4 Wochen war die Rinde getrocknet. Sie wurde gebündelt und in die Gerberei gefahren. Auch die Stangen fuhr man ab, und vor den Häusern türmten sich hohe Holzhaufen auf. Der Hausbrand war wieder für ein Jahr gesichert.



Eine Lohfuhr auf dem Weg zur Gerberei / 1941

#### 4. Weitere Nutzung für Hecken

Ende Juli oder Anfang August wurden die Heckenbesitzer wieder zusammengerufen, um alle Äste und Zweige in dem abgeholzten Bereich zu verbrennen. Die Holzasche verteilte man zwischen den Wurzelstöcken und säte im Herbst Roggen ein, jeder in seine Parzelle. Das Getreide gedieh in diesen »ausgeruhten« Böden sehr gut. Die Ähren waren groß und die Halme lang. In früheren Zeiten diente dieses Stroh zum Eindecken der Häuser und zum Herstellen der Brotkörbe.

Wenn die Stockausschläge 5 bis 6 Jahre alt waren, trieben die Bauern ihre Kühe und Rinder in die Hecken. Hier fanden die Tiere eine gute Weide. Sogar die Bienen profitierten von der Niederwaldbewirtschaftung. In den jungen Hecken wuchsen viele Arten von Blumen und Kräutern, die für die Bienen in nicht zu weiter Entfernung eine ergiebige Sommertracht lieferten und dem Imker einen guten Honig einbrachten.

In den Niederwäldern wuchsen auch viele Birken. Daran schnitt man Reiser ab und band Besen daraus. Die jungen Hecken waren auch beliebte Einstände für das Wild, und das Haselhuhn war hier heimisch und fand ideale Lebensbedingungen. Nach 15 Jahren war die Hecke aus den Stockausschlägen wieder hoch gewachsen und konnte erneut genutzt werden.

#### Quellenangabe

Angaben über die Niederwaldbewirtschaftung von den Forstämtern Türkismühle und St. Wendel  
Mitteilungen von Gerbermeister H. Jochum, Primstal  
Chronik der Volksschule Eiweiler  
Informationsschrift zum Eiweiler Lohheckenfest am 23. 5. 1987  
Zeichnungen von A. Wiesen  
Bilder: A. Jung und P. Hauptenthal



# Die Entstehung des neuen Marienkrankenhauses am Hirschberg

Von Josef Mailänder

## 1. Die Geschichte des Altbaues

Der Ruf des Arztes Dr. Johannes Staub und des Notars Johann Keller, im Auftrag einer Bürgervereinigung an die Franziskanerinnen, in St. Wendel eine Niederlassung zu gründen, entsprach die Kongregation in Waldbreitbach erst viele Jahre später.

Am 19. 1. 1872 trafen die ersten drei Ordensschwwestern in St. Wendel ein. Die Schwestern waren zunächst im damaligen Spritzenhaus am Schloßplatz, zwischen dem heutigen Rathaus und der evangelischen Kirche, notdürftig untergebracht. Bereits am 11. 10. 1874 zogen sie in das Nebengebäude des Pfarrhofes St. Wendelin und zwar das alte Cusanusheim ein, da wegen eines Kulturkampfes, der auch die Arbeit der Schwestern erschwerte, die Pfarrstelle damals nicht besetzt werden durfte. Die Schwestern richteten hier eine Kinderbewahrschule und Nähsschule ein und waren von Anfang an in der häuslichen ambulanten Krankenpflege tätig.

Die aufopferungsvolle Tätigkeit der Schwestern fand naturgemäß in der Öffentlichkeit hohe Anerkennung. So konnte nach einem Aufruf von mehreren St. Wendeler Bürgern am 15. 11. 1880, einen Neubau der Franziskanerinnen finanziell und tatkräftig zu unterstützen, im Herbst 1882 der Grundstein auf dem Standort des jetzigen Marienkrankenhauses gelegt werden. Bereits im April 1883 konnte das Haus bezogen werden, daß damals die Bezeichnung Elisabethenhaus, nach dem Namen der damaligen Oberschwester, Schwester Elisabeth, die als private Eigentümerin in die Katasterrolle eingetragen wurde, hatte. In der noch immer kulturkämpferischen Zeit versuchte man auf diesem Wege einem möglichen Zugriff des Staates auf das Eigentum des Hauses vorzubeugen.

In diesem Neubau waren im 1. Stock sechs Krankenzimmer mit insgesamt 12 Betten eingerichtet. Obschon von Anfang an im Hause Kranke behandelt wurden, erhielt es 1885 die staatliche Konzession zur Aufnahme von Siechen und Kranken. Das im Volksmund »Elisabethenklösterchen« genannte Haus mußte schon im Jahre 1892 durch Anbau eines Flügels erweitert werden. Bereits in den Jahren 1911 und 1912 wurde nach den Plänen des St. Wendeler Stadtbaumeisters Krekeler ein weiterer größerer Anbau ausgeführt, der am 1. 10. 1912 seiner Bestimmung übergeben wurde. In dem neuen Marienkrankenhaus, in dem 80 Kranke nunmehr Aufnahme finden konnten, versahen 40 Ordensschwwestern ihren aufopfernden Dienst. Mit dem Hauptbau war zudem ein separates Isolierhaus für etwa 20 Kranke mit übertragbaren Krankheiten errichtet worden. Der genaue Zeitpunkt, wann in diesen Jahren die Bezeichnung Elisabeth-Krankenhaus in Marienkrankenhaus umgewandelt wurde, konnte nicht festgestellt werden.

Die Entwicklung des Hauses, insbesondere während des 1. Krieges, machte in den Jahren 1925–1927 einen zusätzlichen Erweiterungsbau, der nach den Plänen des Architekten Gombert, Saarbrücken, geplant und errichtet worden war, erforderlich. Der Erweiterungsbau gestattete die Aufnahme von weiteren 80 Kranken, so daß mit den 20 Betten des Isolierhauses insgesamt 180 Kranke Aufnahme finden konnten. Eine unmittelbare Zufahrtsstraße von der Stadtmitte wurde erst in den 20er Jahren mittels eines Durchbruchs der oberen Hospitalstraße angelegt. So entstand die heutige Marienstraße.

Weitere der Modernisierung dienende Neu- und Umbauten, vor allem der Umbau des gesamten Ostflügels, erfolgten in den Jahren 1951 bis 1968. Die letzten Umbaumaßnahmen wurden von dem St. Wendeler Architekten Erwin Johann geplant. Die Gesamtkapazität belief sich hiernach auf rund 285 Betten.

Träger des Marienkrankenhauses St. Wendel, das im Jahre 1982 sein 100jähriges Bestehen feiern konnte, sind seit Anbeginn die Franziskanerinnen e.V. von Waldbreitbach. Dieser Verein betreibt in der Bundesrepublik, in Holland, in Nord-Amerika und in Brasilien soziale Einrichtungen, insbesondere auch in der Kranken- und Altenpflege. Die segensreiche Tätigkeit der Schwestern ist insbesondere den Bundesländern Rheinland-Pfalz und Saarland zugute gekommen. In dieser Region ist der Verein allein Träger von rund 20 Krankenhäusern.

Auf Bundesebene sind die Franziskanerinnen als Marienhaus Kranken- und Pflegeanstalt GmbH zu St. Marienhaus Waldbreitbach (nachstehend Marienhaus GmbH genannt) organisiert, wobei das gesamte Saarland dem Geschäftsbereich III dieser Gesellschaft mit Sitz in Wadgassen, zugeordnet ist. Geschäftsführer dieser Gesellschaft im Geschäftsbereich II sind Schwester M. Gisberta Lehnen, Werner Böhmer sowie Walter Anton. Die beiden letztgenannten Geschäftsführer traten die Nachfolge von Geschäftsführer Heinrich Schön an, nachdem dieser am 30. Juni 1982 aus Altersgründen aus der Geschäftsführung ausgeschieden war.

Die Marienhaus GmbH ist im Saarland Träger der Elisabethklinik in Saarlouis, des St. Josef-Krankenhauses in Losheim, des St. Elisabeth-Krankenhauses in Wadern, des St. Michaels-Krankenhauses in Völklingen sowie des Marienkrankenhauses in St. Wendel.

## 2. Überlegungen zur Erweiterung des Altbaues

Erstmals in den 60er Jahren wurde unter dem damaligen Landrat Werner Zeyer auch der Landkreis St. Wendel in die Planungsüberlegungen künftiger Erweiterungen des Marienkrankenhauses einbezogen. Der Landkreis St. Wendel schaltete hierbei erstmals das Deutsche Krankenhausinstitut e.V. Düsseldorf als Gutachter in die Erweiterungsplanung ein.

Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre wurden zusätzliche Erweiterungen ins Auge gefaßt, indem man davon ausging, daß über das Marienkrankenhaus St. Wendel auch angrenzende rheinland-pfälzische Gebiete künftig mitversorgt werden müßten. Hierbei wurden Überlegungen angestellt, das Krankenhaus St. Wendel um weitere 300 Betten zu erweitern.

Mit dem Krankenhausneubau in Kusel und der Erweiterung des Krankenhauses in Hermeskeil mußten diese Vorstellungen korrigiert werden. Außerdem wurde Mitte der 70er Jahre auch das Kreiskrankenhaus in Ottweiler erweitert und an der westlichen Kreisgrenze wurde im Oktober 1976 in Lebach ein neues Caritaskrankenhaus mit 254 Betten in Betrieb genommen. Die Vorstellung, das Marienkrankenhaus in St. Wendel um bis zu 300 Betten zu erweitern, stellte sich schon bald als unrealistisch heraus, so daß die Erweiterungsabsichten unter Berücksichtigung der vorerwähnten Entwicklung der Bettenversorgung jenseits der Kreisgrenze auf ungefähr 100 neue Krankenhausbetten reduziert wurden.

Zwischenzeitlich war das Gesetz zur wirtschaftlichen Sicherung der Krankenhäuser und zur Regelung der Krankenhauspflegesätze vom 29. Juli 1972 (BGBl. I, S. 1009 — nachstehend KHG genannt —) in Kraft getreten. Nach diesem Gesetz werden die Investitionskosten

für Neubau-, Umbau- und Erweiterungsbaumaßnahmen von Krankenhäusern zu 100 % über die Bereitstellung von Förderungsmitteln, die zu 1/3 vom Bund und zu 2/3 von den Ländern und Gemeinden aufzubringen sind, finanziert. Nach § 6 KHG wurden die Länder verpflichtet, Krankenhausbedarfspläne aufzustellen.

Mit dem Ziel, unter Berücksichtigung der vorerwähnten Entwicklung im Bereich der Krankenhausversorgung und in Ansehung der Krankenhausbedarfsplanung des Landes, die Überlegungen zur Erweiterung des Marienkrankenhauses St. Wendel und der Neuordnung der Fachdisziplinen fachlich zu untermauern, wurde am 10. 12. 1973 dem Deutschen Krankenhausinstitut in Düsseldorf vom Landkreis St. Wendel der Auftrag erteilt, zur Sanierung und Weiterentwicklung des Marienkrankenhauses St. Wendel um bis zu 100 Betten gutachterlich Stellung zu nehmen. In das Raumprogramm sollte die Einrichtung einer Intensivstation und eine urologische Abteilung mit ca. 25 Betten aufgenommen werden.

Der Vorentwurf des Gutachtens wurde vom Deutschen Krankenhausinstitut am 29. Oktober 1974 vorgelegt.

Bezüglich der anzustrebenden Bettenkapazität stellte das Gutachten fest, daß die Landkreise innerhalb des Gesamt-Krankenhausbedarfsplanes, der zwischenzeitlich vom Minister für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung 1974 für das Saarland vorgelegt wurde, die Regelversorgung mit Krankenhausbetten für ihre Bevölkerung selbst abzudecken haben. Das Marienkrankenhaus St. Wendel müsse daher auf weite Sicht die Leistungstufe eines Regelversorgungs-Krankenhauses voll gewähren können. Dazu gehöre eine Kapazität, die das Gutachten auf 300 bis 350 Krankenhausbetten schätze, und in deren Rahmen eine hauptamtliche Versorgung der Patienten in den Fachdisziplinen Innere Medizin, Chirurgie und Gynäkologie/Geburtshilfe sicherzustellen sei. Das Gutachten empfahl weiter, eine Belegarztversorgung in den Fächern Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde vorzusehen. Darüberhinaus ging das Gutachten davon aus, daß für das Fach Urologie zumindest eine Belegarztversorgung gegeben sein müsse und warf die Frage auf, ob in Ansehung des Bedarfs an urologischen Leistungen im Zusammenhang mit der Überalterung der Bevölkerung nicht sinnvollerweise von vorne herein eine urologische Hauptfachabteilung mit mindestens 40 Betten eingerichtet werden sollte. Das Gutachten schlug dagegen vor, eine eigene Kinderversorgung wegen des Rückgangs der Geburtenzahlen und der starken Verkürzung der Verweildauer für Kinder in Krankenhäusern in der Krankenhausbedarfsplanung nicht mehr vorzusehen. Das Gutachten empfahl auch auf eine eigene Strahlentherapie zu verzichten, da dies künftighin in keiner Weise Aufgabe eines Regelversorgungs-Krankenhauses sein könne.

Unter diesen Vorgaben stellte das Gutachten der Bettenbelegung in 1974 folgenden Vorschlag für die künftige Bettenaufteilung gegenüber:

Fachdisziplin	ist	zukünftige Zielsetzung
Innere Medizin	90	100
Allgemeine Chirurgie	90	90
Gynäkologie/Geburtshilfe	53	60
HNO- und Augenheilkunde	17	20
Kinder	27	—
Röntgen	8	—
Urologie	—	40
Insgesamt	285	310

Der Vorschlag, die vorhandene Bettenzahl von 285 um nur noch 25 Betten auf eine Kapazität von künftig insgesamt 310 Betten zu erhöhen, stand in Einklang mit dem zwischenzeitlich erstellten Krankenhausbedarfsplan für das Saarland, der das Land bis heute unverändert in folgende vier Versorgungsgebiete aufteilt:

- A Stadtverband Saarbrücken
- B Kreise Saarlouis, Merzig-Wadern
- C Kreise St. Wendel, Neunkirchen
- D Saar-Pfalz-Kreise

Im Krankenhausbedarfsplan wurden der Bettenbedarf innerhalb der fünf Versorgungsgebiete nach der sogenannten Krankenhaushäufigkeit beurteilt. Die Krankenhaushäufigkeit war danach bestimmt, in welcher Zeit Personen aus dem bestimmten Einzugsgebiet ein bestehendes Krankenhaus im Krankheitsfalle aufsuchten. Da insbesondere das Krankenhaus in Ottweiler auf die Kreisbevölkerung eine gewisse Anziehungskraft ausübte, war die für St. Wendel ermittelte Krankenhaushäufigkeit entsprechend geringer. Der Krankenhausbedarfsplan zu Akutkrankenversorgung im Saarland, der bereits 1973 dem Landkreis St. Wendel im Anhörungsverfahren vorgelegt wurde, begrenzte die Erweiterung des Marienkrankenhauses St. Wendel daher auf 25 neue Krankenhausbetten für den Fachbereich Urologie. In Ansehung der Krankenhausbedarfsplanung für das gesamte Saarland wurde vom Deutschen Krankenhausinstitut im Rahmen des Gutachtens keine Untersuchung des Bedarfs an Krankenbetten im Landkreis durchgeführt. Nach Beratung des Krankenhausbedarfsplanes in der Sitzung am 19. 7. 1973 hatte der Kreistag den damaligen Landrat Gerhard Breit beauftragt, dem Minister für Arbeit, Sozialordnung und Gesundheitswesen gegenüber zu bekunden, daß eine Erweiterung der Akutkrankenbetten um 25 im Landkreis St. Wendel nicht ausreichend und eine Verstärkung der vorhandenen bzw. eine zusätzliche Einrichtung weiterer Fachdisziplinen erforderlich sei, um eine wohnortnahe Krankenhausversorgung zu sichern.

Aufgrund einer Flächenanalyse kam das Gutachten weiterhin zu dem Ergebnis, daß die Betriebsflächen des derzeitigen Krankenhauses in allen Bereichen wesentlich zu knapp seien, gemessen an einer durchschnittlichen Betriebsflächenvorgabe von 70 bis 75 m<sup>2</sup> pro Bett, die damals für Neubauten als angemessen galt. Der tatsächliche Betriebsflächenwert von 33,2 m<sup>2</sup> pro Bett erreichte bei insgesamt 285 Betten nicht die Hälfte dieser Vorgaben. Unter Zugrundelegung der in 1974 geltenden Richtlinien für den Krankenhausneubau stellte das Gutachten fest, daß im Pflegebereich lediglich 210 Betten (190 Erwachsene- und 20 Kinderbetten) untergebracht werden könnten, wenn man die Betriebsflächen entsprechend den neuen Anforderungen umorganisieren wollte. Das bebaute Krankenhausgrundstück, das im Osten an die Urweilerstraße, im Süden an die Achtstraße, im Westen »Im alten Woog« und im Norden an die Marienstraße angrenzt, wurde dagegen im Gutachten aufgrund seiner Fläche von insgesamt 21.200 m<sup>2</sup> auch für die Bebauung mit einem Krankenhaus mit 310 Betten als ausreichend groß erachtet.

Zusammenfassend stellte das Gutachten wörtlich fest:

»Das bestehende Marienkrankenhaus in St. Wendel ist von seinem Flächenangebot in allen Bereichen zu knapp bemessen und von der Grundrißstruktur und dem Ausbau her veraltet.

Ein zeitgemäßes Krankenhaus mit 310 Betten erfordert eine Bruttogrundrißfläche von rund 21.700 m<sup>2</sup>, das sind rund 130 v. H. mehr als der derzeitige Baubestand.

Eine wie auch immer geartete Sanierung des Altbaues bringt unter diesen Voraussetzungen keine dem Aufwand entsprechende Effizienz und ist nicht zu empfehlen.

Auf weite Sicht ist daher eine totale Substanzumwälzung anzustreben. Die jetzt geplante Erweiterung sollte somit zugleich die erste Baustufe des Ersatzneubaus sein.

Für diese Erweiterung bietet sich von der Grundstückssituation her nur das östlich der bestehenden Anlage verfügbare Freigelände an.«

Das Gutachten schlug abschließend unter Berücksichtigung der zu erwartenden Kosten und der begrenzten Finanzierungsmöglichkeit vor, auf dem Freigelände zwischen dem bestehenden Krankenhaus und der Urweilerstraße einen Funktionstrakt für die geplanten Fachdisziplinen mit einem Bettentrakt von 130 Betten in einer 1. Baustufe zu errichten und in einer 2. Baustufe einen Bettentrakt mit 180 Betten auszubauen und so bei Aufrechterhaltung des Krankenhausbetriebes während der gesamten Bauphase die vorhandene Bausubstanz Zug um Zug gegen einen Neubau umzuwälzen.

Der Kreistag befaßte sich in seiner Sitzung vom 21. 3. 1975 eingehend mit den Vorschlägen des Deutschen Krankenhausinstitutes bezüglich der betriebsbaulichen Weiterentwicklung des Marienkrankenhauses.

Beide Fraktionen vertraten übereinstimmend die Auffassung, daß ein Neubau des Krankenhauses »auf der grünen Wiese« die optimale und wünschenswerte Lösung für eine zukunftsorientierte Krankenbettenversorgung im Landkreis St. Wendel sei. Ebenso bestand Einvernehmen in der Beurteilung, daß der jetzige Standort des Krankenhauses wegen der begrenzten Grundstücksgröße und der von der Urweilerstraße ausgehende Verkehrslärmbelästigung nicht ideal sei.

Landrat Dr. Waldemar Marner und die CDU-Fraktion wiesen in der Beratung auf die sehr knappen Förderbeiträge von Bund, Ländern und Gemeinden in den betreffenden Haushaltsjahren hin, die nicht einmal ausreichen, um die laufenden und bereits geplanten Krankenhausmaßnahmen in absehbarer Zeit auszufinanzieren. Auch seien keine Anhaltspunkte ersichtlich, welche die Annahme rechtfertigen, daß sich die Finanzsituation von Bund, Ländern und Gemeinden in absehbarer Zeit ändern werde. Ein Neubau auf der »grünen Wiese« sei daher auf viele Jahre nicht finanzierbar. Im Interesse der Patienten seien dringlich neue und bessere Funktionsräume zu bauen, die bei einem vorgezogenen Bau eines Funktionstraktes in absehbarer Zeit finanziert und damit realisiert werden könnten.

Die SPD-Fraktion argumentierte demgegenüber, daß der Bau eines Funktionstraktes und später eines Bettenhauses nicht weit unter den Kosten eines Neubaus auf der »grünen Wiese« liegen könne. In diesem Zusammenhang müsse berücksichtigt werden, daß die Finanzierung derartig kostenaufwendiger Baumaßnahmen ohnehin über mehrere Jahre im Haushaltsplan des Landes veranschlagt werden müßte.

Der Antrag der SPD-Fraktion, das Land aufzufordern, »den Neubau eines Krankenhauses an einer anderen Stelle im Landkreis St. Wendel in den Landeskrankenhausbedarfsplan aufzunehmen«, wurde von der CDU-Fraktion abgelehnt.

Gegen die Stimmen der SPD-Fraktion wurde von der CDU-Fraktion sodann mehrheitlich folgender Beschluß gefaßt:

»Zur nachhaltigen Verbesserung der Krankenhaussituation im Landkreis St. Wendel ist es erforderlich, einen Funktionstrakt für das Marienkrankenhaus in St. Wendel neu zu erstellen. Der Funktionstrakt ist unter Berücksichtigung späterer Fortentwicklungsmöglichkeiten zu konzipieren. Der Landrat wird gebeten, in Abstimmung mit dem Träger des Marienkrankenhauses die möglichst baldige Aufnahme des Funktionstraktes in den Krankenhausbedarfsplan und in das Krankenhausbauprogramm des Landes zu veranlassen.

Es ist in Abstimmung mit der Regierung des Saarlandes die Planung des Bauvorhabens in Auftrag zu geben. Zur Finanzierung der entsprechenden Planungskosten ist der Kreistag grundsätzlich bereit, mit Mitteln des Landkreises für das Land in Vorlage zu treten.«

Im Haushalt des Landkreises St. Wendel wurden 1975 erstmals 150.000, – DM zur Vorfinanzierung von Planungskosten zur Errichtung eines Funktionstraktes im Marienkrankenhaus eingestellt. Dieser Haushaltsansatz wurde bis 1978 jährlich unverändert übernommen.

Die Geschäftsführung der Marienhaus GmbH beauftragte die freie Architektengemeinschaft Dipl.-Ing. I. P. Jakobs und Ludwig Röder AKS mit Sitz in Losheim, Planungsvorschläge für den Neubau eines Funktionstraktes mit einer anschließenden vollständigen Umwälzung der Bausubstanz und eine Kostenschätzung zu erstellen. Im Rahmen dieser Planung ermittelten die Architekten allein für den Funktionstrakt Kosten in Höhe von geschätzt 1,6 Mio. DM.

Grundsätzlich positiv für die Forderungen des Landkreises St. Wendel nach einer angemessenen Verbesserung der Krankenhausversorgung wirkte sich die Tatsache aus, daß im Rahmen der kommunalen Neugliederung, die am 1. Januar 1974 in Kraft trat, der Fortbestand des Landkreises gesichert werden konnte. Unbestritten wurde nicht nur das Anliegen, sondern auch das Recht anerkannt, daß der Landkreis die Krankenhausversorgung seiner Bevölkerung in der Leistungsstufe der Regelversorgung im Wesentlichen eigenständig absichert. Die auf Landes- und Bundesebene tätigen Politiker des Landkreises bemühten sich aber in den Jahren 1975 – 1978, obwohl alle denkbaren Anstrengungen unternommen wurden, vergeblich um die Aufnahme des Neubaus eines Funktionstraktes und dessen Finanzierung in das Krankenhausbauprogramm des Saarlandes. Die zuständige Gesundheitsministerin, Frau Rita Waschbüsch, sowie ihre Nachfolgerin nach Bildung der CDU/FDP-Koalition im Jahre 1977, Frau Dr. Rosemarie Scheurlen, wurden mehrfach zu einer Ortsbesichtigung in das Marienkrankenhaus St. Wendel gebeten, wo ihnen eindringlich die Notwendigkeit der Sanierung der Funktionsbereiche und damit der Neubau eines Funktionstraktes vorgeschlagen wurde. Die Bewußtseinsbildung, daß zur Verbesserung der Krankenhausversorgung im Landkreis St. Wendel dringend etwas geschehen müsse, setzte sich im Verlauf der Zeit daher bei allen verantwortlichen Politikern fort. Unüberwindbar scheinende Hindernisse für die Finanzierung einer Krankenhausbaumaßnahme in St. Wendel wurden immer wieder mit dem Hinweis auf unzureichende Finanzierungsmöglichkeiten aufgezeigt. Wenn auch das im Jahre 1972 in Kraft getretene KHG die 100%ige Finanzierung der Baukosten für den Krankenhausträger vorsah, zeigte sich doch schon bald, daß der Bund nicht in der Lage war, seinen finanziellen Verpflichtungen auf Bereitstellung von 1/3 der Fördermittel entsprechend den Bauprogrammen der Länder für Krankenhausneubauten nachzukommen.

Der Bund wies in seinem Haushalt lediglich einen bestimmten Mittelansatz aus, ohne Rücksicht auf den von den einzelnen Ländern entsprechend ihren Bauprogrammen vorgetragenen Finanzbedarf. Dies hatte zur Folge, daß das Saarland wie die übrigen Bundesländer und damit auch die saarländischen Gemeinden entsprechend § 2 des Gesetzes Nr. 955 zur Ausführung des Gesetzes zur wirtschaftlichen Sicherung der Krankenhäuser und zur Regelung der Krankenhauspflegesätze am 21. Dezember 1972 (Amtsblatt 1973, Seite 42) lediglich den Drittel-Betrag zur Finanzierung der Krankenhäuser aufbrachten, der jährlich seitens des Bundes zur Verfügung gestellt wurde. Die entsprechend begrenzten Mittel waren entsprechend ihren Ansätzen in der 2. Hälfte der 70er Jahre zur Ausfinanzierung des Krankenhausneubaus in Lebach sowie von Ersatzneubauten für das Krankenhaus der Bundesknappschaft



in Sulzbach und für einen Teilersatzbau des Kreiskrankenhauses in Völklingen, mit dem dieses von einem Krankenhaus der Grundversorgung in ein Spezialkrankenhaus umgewandelt werden sollte, bis ca. 1990 in vollem Umfang verplant. Die Neubaumaßnahmen in Sulzbach und Völklingen waren bereits erstmals im Krankenhausbedarfsplan 1974 erwähnt. Die Finanzierung eines Ersatzneubaues in mehreren Bauabschnitten am jetzigen Standort des Krankenhauses in St. Wendel erwies sich somit in den Jahren 1975–1978 als nicht durchsetzbar. An dieser Erkenntnis änderte auch die Tatsache nichts, daß der Landkreis St. Wendel dem Land gegenüber mehrfach seine Bereitschaft auf Vorfinanzierung der Baukosten erklärte, da für das Land nicht absehbar war, wann die Mittel endgültig im Rahmen des Krankenhausbauprogrammes zur Verfügung gestellt werden könnten.

Der zwischenzeitlich nach Inbetriebnahme des Krankenhauses in Kusel und der Eröffnung des neuen Caritas-Krankenhauses in Lebach im Oktober 1976 eingetretene relativ dichte Besatz mit Krankenhäusern an den Kreisgrenzen führte zu einer weiteren Abnahme der Krankenhaushäufigkeit bezüglich des Marienkrankenhauses St. Wendel. Die Fortschreibung des Krankenhausbedarfsplanes wies daher im Jahre 1979 nur noch eine Gesamtzahl von 256 Betten aus, die auf die Fachdisziplinen wie folgt aufgeteilt waren:

Chirurgie	90 Betten
Gynäkologie und Geburtshilfe	53 Betten
Urologie	10 Betten
Innere Medizin	90 Betten
HNO-Krankheiten	10 Betten
Radiologie	3 Betten

Demgegenüber trug die jahrelange Diskussion bezüglich der Notwendigkeit der Verbesserung der Krankenhausversorgung im Kreis St. Wendel insoweit Früchte, als sowohl die zuständige Ressortministerin, Dr. Scheurlen, wie auch Ministerpräsident Dr. Franz-Josef Röder selbst anerkannten, daß der Landkreis St. Wendel als einziger saarländischer Kreis nicht auf die Dauer ohne ein bedarfsgerechtes und funktionsfähiges Krankenhaus bleiben konnte.

Im Herbst des Jahres 1978 zeigte sich der Geschäftsführer der Bosenberg-Kurklinik in St. Wendel, Rüdiger Hurrle, daran interessiert, als privater Bauträger ein vollständig neues Krankenhaus zu errichten und dieses der Marienhaus GmbH zum selbständigen Betrieb zu überlassen. Dies hätte den Bau eines Privatkrankenhauses außerhalb der KHG bedeutet. Rüdiger Hurrle ging hierbei von der Möglichkeit aus, den Kapitaldienst einschließlich der Abschreibungskosten über die Pflegesätze nach der Bundespflegesatzverordnung zu finanzieren. Diese Finanzierungsvorstellung erwies sich als nicht realisierbar, da die Allgemeine Ortskrankenkasse für das Saarland eine derartige Privatisierung in keinem Falle finanzierte. Die Überlegungen, ein Privatkrankenhaus zu bauen, mußten auch bald schon deshalb aufgegeben werden, weil die Geschäftsführung der Marienhaus GmbH unmißverständlich erklärte, daß der Betrieb eines solchen Krankenhauses durch ihre Gesellschaft nicht in Frage komme. Seitens des Landkreises wurde aber immer davon ausgegangen, daß die Trägerschaft der Marienhaus GmbH auch für einen Ersatzneubau gesichert sein müsse. Im Herbst des Jahres 1979 kam möglicherweise wegen des von Rüdiger Hurrle bekundeten Interesses das Gerücht auf, daß die Trägerschaft der Kurklinik deren Belegung künftig nicht mehr sichern könne und diese daher aufzugeben gedenke. Dieses Gerücht stellte sich schon bald als falsch heraus, da die Bosenberg-Klinik auch zu dieser Zeit eine gute Belegung nachweisen konnte.

Günstig an dieser Entwicklung war, daß mit den Überlegungen, eventuell neben der Kurklinik den Neubau eines Funktionstraktes zu errichten, und damit ein völlig neues Krankenhaus zur Verfügung zu haben, mittlerweile auch der damalige Ministerpräsident Dr. Röder befaßt war. Anläßlich einer gemeinsamen Unterredung zwischen Ministerpräsident Dr. Röder, Landrat Dr. Marner und den CDU-Landtagsabgeordneten Robert Wagner, Johannes Ganz und Josef Schuh am 15. November 1978 wurde von dem Ministerpräsidenten selbst die Auffassung vertreten, daß wenn ein neues Krankenhaus in St. Wendel nicht über den Bau eines Funktionstraktes neben der Bosenberg-Klinik realisiert werden könnte, ein Neubau an anderer Stelle in St. Wendel auf der »grünen Wiese« ins Auge gefaßt werden sollte. Der Ministerpräsident erklärte hierbei, die Frage des Neubaues eines Krankenhauses in St. Wendel sobald wie möglich im Kabinett zur Sprache zu bringen und Frau Minister Dr. Scheurlen den Auftrag zu geben, eine Finanzierungsmöglichkeit zu suchen. Diese Vorstellungen fanden selbstverständlich die sofortige Zustimmung der anwesenden Vertreter des Landkreises St. Wendel. Hierbei wurde auch die Überlegung angestellt, das derzeitige Krankenhausgebäude in der Marienstraße im Rahmen der Stadtkernsanierung in St. Wendel zu verwerten und die dabei freiwerdenden Beträge in einen neuen Krankenhausneubau zu investieren. Diese Vorstellung erwies sich aber als nicht machbar, da seitens der Stadt St. Wendel das Sanierungsgebiet nicht in diesem Umfang ausgeweitet werden konnte.

Die Aussage von Ministerpräsident Dr. Röder in der vorerwähnten Besprechung am 15. November 1978 war ein entscheidender Durchbruch in der politischen Willensbildung in Richtung auf den Neubau eines Krankenhauses in St. Wendel, wenn auch lange Zeit noch keine konkrete Finanzierungsmöglichkeit in Sicht war. Mit Schreiben vom 21. 12. 1978 an Frau Minister Dr. Scheurlen bat Landrat Dr. Marner unter Hinweis auf die Aussage von Ministerpräsident Dr. Röder, unverzüglich eine Entscheidung über den Neubau eines Krankenhauses in St. Wendel herbeizuführen und eine geeignete Finanzierung aufzuzeigen. Hierbei erneuerte er die Bereitschaft des Landkreises, die Fördermittel gegebenenfalls vorzufinanzieren. Der Kreistag des Landkreises St. Wendel stellte sodann im Haushalt 1979 weitere 170.000, – DM erstmals zur Vorfinanzierung von Planungskosten für einen Neubau des Marienkrankenhauses ein.

Der Landtagsabgeordnete und Fraktionssprecher der CDU-Kreistagsfraktion, Robert Wagner, konnte am 9. 5. 1979 erstmals der Saarbrücker Zeitung mitteilen, daß Ministerpräsident Dr. Röder Wort gehalten habe. Das Kabinett habe sich in seiner letzten Sitzung auf einen Ersatzneubau in St. Wendel geeinigt und damit die bisher vorgesehene Erstellung eines Funktionstraktes neben dem bestehenden Marienkrankenhaus aufgegeben. Die Landesregierung wolle auch ermöglichen, daß im Rahmen eines vorgezogenen Ausbauprogrammes bereits ab 1980 Gelder für den Krankenhausneubau zur Verfügung gestellt werden. Die Saarbrücker Zeitung berichtete am Tage zuvor, daß Ministerpräsident Dr. Röder erklärt habe, daß das Kabinett einen Grundsatzbeschluß gefaßt habe, die nötigen Krankenhausbaumaßnahmen zeitlich vorzuziehen. Finanzminister Ferdi Behles wurde vom Kabinett beauftragt, innerhalb des Landeshaushaltes entsprechende Deckungsvorschläge zu unterbreiten. Frau Minister Dr. Scheurlen wies anläßlich dieser Pressekonferenz darauf hin, daß bei gleichbleibender Finanzierungsrate von 10 Mio. DM jährlich in den nächsten 10 Jahren lediglich ein Betrag von 100 Mio. DM zur Verfügung stünde. »Um die Krankenhäuser echt funktionsfähig zu halten«, müsse ihr Ministerium jedoch zumindest die doppelte Summe bereitstellen können.

Im weiteren Verlauf des Jahres 1979 wurden von der Kreis- und Stadtverwaltung unter Einbindung der Geschäftsführung der Marienhaus GmbH Untersuchungen über den geeig-

netsten Standort des Neubaus auf der »grünen Wiese« angestellt sowie in mehreren gemeinsamen Besprechungen die Frage des Grundstückerwerbs, der Bauträgerschaft sowie der Finanzierungsbeteiligung des Landkreises und der Marienhaus GmbH an dem Neubauvorhaben erörtert. Das Ergebnis dieser Voruntersuchungen und Besprechungen wurde dem Kreistag in seiner Sitzung vom 10. 12. 1979 vorgetragen. Von mehreren in Frage kommenden Standorten wurde von Anfang an allen Beteiligten das von der Stadt St. Wendel als Gewerbegebiet erschlossene Gelände »Auf dem Hirschberg« sowie der »Lanzenberg« als die geeignetsten angesehen. Das Gelände »Lanzenberg«, welches eine sehr gute Verkehrserschließung über die B 41 aufweisen kann, mußte als Standort ausscheiden, da der Grunderwerb nicht in dem erforderlichen Maße sichergestellt war. Der Kreistag entschied sich daher einstimmig für den Standort »Hirschberg«.

Übereinstimmend wurde vom Kreistag in dieser Sitzung weiter wie folgt beschlossen:

Der Ankauf des Baugrundstückes soll durch die Marienhaus GmbH erfolgen, da diese bereit ist, die Trägerschaft auch für den Neubau zu übernehmen und der Landkreis stets der Auffassung war, daß die Marienhaus GmbH nach 100jähriger Krankenhausträgerschaft diese Aufgabe auch im Neubau übernehmen solle. Das alte Grundstück mit dem Krankenhausgebäude solle hierbei möglichst der Stadt St. Wendel veräußert werden. Soweit die Marienhaus GmbH für das bestehende Krankenhausgrundstück mit dem aufstehenden Gebäude einen höheren Verkaufspreis erzielt als sie für den Erwerb des Neubaugrundstückes an Kaufpreis zahlen muß, soll dieser Überschuß zur teilweisen Vorfinanzierung der Baukosten bis zum Eingang der letzten Finanzierungsrate des Landes für den Neubau verwandt werden.

Der Kreistag will ein neues Krankenhaus in der Dimension, wie sie in der z. Zt. gültigen Krankenhauszielplanung für 1981 vorgegeben ist und zwar mit insgesamt 256 Betten.

Soweit Fördermittel nach dem Krankenhausgesetz nicht entsprechend dem Baufortgang des Neubaus zur Verfügung stehen, erklärt sich der Kreistag zu einer entsprechenden Vorfinanzierung seitens des Landkreises St. Wendel bereit. Während der Beratung wurden hierbei Vorfinanzierungskosten in Höhe von bis zu rd. 17 Mio. DM für möglich gehalten.

Unmittelbar nach Fertigstellung des Krankenhausneubaus soll jegliche Einmischung des Landkreises St. Wendel in Bezug auf den Krankenhausbetrieb ausgeschlossen sein. Die Betriebsführung soll ausschließlich bei der Marienhaus GmbH liegen.

Für den Fall, daß die Marienhaus GmbH im Laufe der Jahre nicht mehr in der Lage sein sollte, das Krankenhaus selbst zu betreiben, sollen Grundstück und Gebäude kostenlos dem Landkreis St. Wendel übertragen werden.

Mit den Stimmen der CDU-Fraktion gegen die der SPD-Fraktion beschloß der Kreistag außerdem, die Bauträgerschaft einer zwischen dem Landkreis St. Wendel und der Marienhaus GmbH noch zu gründenden Projektgemeinschaft zu übertragen, an der beide mit je 50 % beteiligt sein sollten. Die Geschäftsführung sollte ausschließlich der Marienhaus GmbH obliegen.

Während der Beratung über den Krankenhausneubau in der Sitzung vom 10. 12. 1979 warf der Fraktionsprecher der SPD, Helwin Peter, der CDU-Fraktion vor, daß sie mit ihrer Forderung nach dem Neubau eines Funktionstraktes verhindert habe, daß der Neubau auf der »grünen Wiese« früher beschlossen worden sei. Der Fraktionsprecher der CDU, Robert Wagner, wies demgegenüber darauf hin, daß seine Fraktion den Weg gegangen sei, von dem sie sich am ehesten Erfolg versprochen habe. Es treffe einfach nicht zu, daß man das, was man jetzt habe, schon früher hätte erreichen können.

Die Projektgesellschaft, die als Gesellschaft bürgerlichen Rechts ins Auge gefaßt war, sollte einmal in Ansehung der vom Landkreis St. Wendel aufzubringenden Vorfinanzierungslasten ein angemessenes Mitspracherecht bei der Planung und Realisierung des Bauvorhabens sichern; zum anderen eröffnete sie als eigenes Steuer-Subjekt die Möglichkeit, über die Geltendmachung von Vorsteuerbeträgen die Vorfinanzierungslasten des Kreises und damit gleichzeitig die Finanzierungslasten des Landes entsprechend zu senken.

Der St. Wendeler Stadtrat sprach sich in seiner Sitzung vom 11. 12. 1979 ebenfalls einstimmig für den Neubau eines Krankenhauses in St. Wendel mit 256 Betten aus und beschloß, hierfür das Gelände »Auf dem Hirschberg« zur Verfügung zu stellen.

Der lang erwartete Bescheid über die Planungsermächtigung für den Ersatzneubau des Marienkrankenhauses in St. Wendel wurde von Frau Minister Dr. Scheurlen am 9. 3. 1980 im Beisein von Landrat Dr. Marner, den Geschäftsführern der Marienhaus GmbH, Schwester Gisberta und Heinrich Schön, im Marienkrankenhaus übergeben. Im Planungsbescheid vom 28. 12. 1980 wurde als Ersatzneubau ein Krankenhaus der Grundversorgung mit 240 Betten festgelegt, dessen Errichtungs- und Einrichtungskosten einen Kostenrichtwert von 170.000,- DM je Bett nicht übersteigen dürfen.

Im Landeshaushalt 1980 waren vorher erstmals 300.000,- DM für die Planung eines Ersatzneubaus des Marienkrankenhauses St. Wendel eingestellt worden. Der Kreistag hatte zuvor am 22. 1. 1980 einstimmig beschlossen, das Bauvorhaben zügig auszuführen und den Zinsendienst seitens des Landkreises zu übernehmen. Hierbei ging der Kreistag davon aus, daß die durch die Vorfinanzierung entstehende Belastung durch den Betrag von 10 Mio. DM nicht übersteigen dürfe und mögliche steuerliche Vorteile hierauf nicht angerechnet werden dürfen. Der jährlich zu zahlende Zinsendienst sollte in keinem Rechnungsjahr den Betrag von 2 Mio. DM übersteigen.

Bereits vor Aushändigung der Planungsermächtigung durch Dr. Scheurlen war zwischen dem Landkreis und der Geschäftsführung der Marienhaus GmbH Einvernehmen erzielt worden, daß die regelmäßig für die Marienhaus GmbH tätigen Architekten J. P. Jakobs aus Weinheim und Ludwig Röder aus Losheim als freie Architektengemeinschaft den Planungsauftrag für den Krankenhausneubau erhalten. Mit den Fachingenieurleistungen für die Statik sollte das Büro Dipl.-Ing. Horst Knab-Wagner, St. Wendel, in Arbeitsgemeinschaft mit dem Büro Dipl.-Ing. Horst Geber, Winterbach, beauftragt werden. Der Fachingenieurauftrag für die Haustechnik sollte dem Ingenieurbüro Hans Quirin, Saarbrücken, erteilt werden. In Erwartung des verbindlichen Auftrages hatten die vorgenannten Baufachleute, um keine Zeit zu verlieren, ihre Planungstätigkeit bereits Ende 1979/Anfang 1980 aufgenommen.

Zwischenzeitlich hatte auch die SPD-Kreistagsfraktion, nachdem die Aufgabenstellung der Projektgesellschaft für den Neubau eines Krankenhauses weiter konkretisiert wurde, ebenfalls in der Kreistagsitzung am 19. 3. 1980 ihre Zustimmung zur Gesellschaftsgründung erklärt. Entsprechend den Absprachen zwischen dem Landkreis St. Wendel und der Marienhaus GmbH sollte die Gesellschafterversammlung paritätisch mit je drei Vertretern der beiden Gesellschafter besetzt werden. Seitens der Marienhaus GmbH wurden als Vertreter in der Gesellschafterversammlung die Geschäftsführer Schwester Gisberta und Heinrich Schön sowie Herr Walter Anton und vom Landkreis St. Wendel, neben Landrat Dr. Marner der Fraktionsprecher der CDU, Robert Wagner, und das Kreistagsmitglied der SPD, Josef Klos, benannt. Die vorgenannten Vertreter des Landkreises und der Marienhaus GmbH in der Gesellschafterversammlung besichtigten in den Monaten April/Mai 1980 mit

den Architekten und Fachingenieuren Krankenhäuser in der in St. Wendel geplanten Größenordnung in Zweibrücken, Landau, Baden-Baden und Neustadt/Titisee und holten sich hierbei eine Reihe von Anregungen für die eigene Planung.

In der 1. Gesellschafterversammlung am 2. Juni 1980 im kleinen Sitzungssaal des Landratsamtes St. Wendel wurde der Vertrag zur Gründung der Bau- und Finanzierungsgesellschaft für den Bau eines Marienkrankenhauses in St. Wendel unterzeichnet. Nach § 2 des Vertrages obliegen der Gesellschaft die Planung, die Bauausführung, die Finanzierung und die Verwaltung des Neubaus eines Krankenhauses in St. Wendel. Der Landkreis St. Wendel verpflichtete sich nach § 4 des Vertrages, die für die Vorfinanzierung der Fördermittel entstehenden Kreditkosten in voller Höhe unmittelbar vor deren Fälligkeit nach Maßgabe des Haushaltsplanes des Landkreises zur Verfügung zu halten. Die Marienhaus GmbH verpflichtet sich nach § 5 des Vertrages, der Gesellschaft ein unentgeltliches Erbbaurecht vor Baubeginn bis zum 31. 12. 1985 an dem für den Neubau eines Krankenhauses in St. Wendel zu erwerbenden Baugrundstück einzuräumen. Die Vereinbarung eines Erbbaurechts über die Mindestdauer von 10 Jahren war eine der Voraussetzungen, die erfüllt sein mußten, damit die Bau- und Finanzierungsgesellschaft über 10 Jahre der Marienhaus GmbH den Krankenhausneubau zum Betrieb verpachten konnte. Für die Geltendmachung der Vorsteuer aus unternehmerischer Tätigkeit beim Neubau des Krankenhauses war der Abschluß eines 10jährigen Pachtvertrages unbedingte Voraussetzung. Nach § 11 Abs. 1 des Gesellschaftsvertrages hat jeder Vertreter in der Gesellschafterversammlung eine Stimme, so daß grundsätzlich eine paritätische Mitbestimmung beider Gesellschafter gewährleistet ist.

Anläßlich der 1. Gesellschafterversammlung vom 2. Juni 1980 bekundete Landrat Dr. Manner noch einmal die Zuversicht des Kreises, daß sich die Vorfinanzierungskosten auf einen Betrag von 10 Mio. DM beschränken ließen. Die Geschäftsführung der Marienhaus GmbH teilte bei gleicher Gelegenheit mit, daß bei der Fortschreibung des Krankenhausbedarfsplanes die bisher vorgesehenen 256 Planbetten aus Kostengründen voraussichtlich auf 240 bis 251 Betten reduziert würden. Geschäftsführer Schön führte hierbei aus, daß die Bedarfsermittlung mittlerweile erstellt und mit den Krankenhausärzten, dem Pflegedienst und dem übrigen Krankenhauspersonal eingehend beraten sei. In dem Neubau werde »alles drin sein, was die Bevölkerung braucht«, d. h. es werde zweckmäßig, aber nicht aufwendig gebaut. Die Kosten für den Neubau seien mit 170.000,- DM pro Bett zu niedrig angesetzt. Realistischer müßte man nach der Besichtigung der vorgenannten Krankenhausneubaumaßnahmen von einem Bettenpreis von 220.000,- DM ausgehen. Die Planungsphase glaubte Geschäftsführer Schön seitens der Gesellschaft Ende 1981 abschließen und den Neubau bis Ende des Jahres 1985 bezugsfertig mit einem Gesamtkostenaufwand von ca. 45 Mio. DM erstellen zu können. Bezüglich der genannten Bettenzahl bestand zwischen den Vertretern der Marienhaus GmbH und des Landkreises St. Wendel insoweit Einvernehmen, als die Ausführung des Krankenhausneubaues nicht durch einen Streit mit der zuständigen Ressortministerin über einige Betten mehr oder weniger verzögert werden sollte.

Die Erarbeitung des detaillierten Raumprogrammes und die Erstellung des Vorentwurfes wurden Ende 1980 insofern erschwert, als Architekt J. P. Jakobs aus Weinheim, der lange Jahre einschlägig in der Krankenhausplanung tätig war, am 1. 12. 1980 auf seinem Wochenendgrundstück bei München tödlich verunglückte. Nach seinem Tode wurde Architekt Jakobs durch den Partner seines Büros in Weinheim, Herrn Dipl.-Ing. Detlef Bachmann, einem ebenfalls erfahrenen Krankenhausplaner ersetzt. Das detaillierte Raumprogramm mit dem Entwurf und dem Kostenvoranschlag konnte seitens der Architektengemeinschaft Röder und Bachmann dem Kreistag erst in seiner Sitzung am 18. Juni 1981 vorgetragen werden. Nach dem Entwurf wurde ein Flächenbedarf von rd. 5,4 ha für den Neubau mit 260

Parkplätzen und einem Hubschrauberlandeplatz ausgewiesen. Die Kosten der Baumaßnahme wurden bei 248 Betten und den entsprechenden Fachabteilungen für Chirurgie, Innere Medizin, Gynäkologie sowie HNO und Urologie bei einem geschätzten Bettenpreis von 250.000,- DM einschließlich der Nebenkosten auf rund 65 Mio. DM veranschlagt. In Ansehung der immer noch nicht gesicherten Ausfinanzierung der Neubaumaßnahme und eines langwierigen Genehmigungs- und Prüfungsverfahrens konnte nach dem Erkenntnisstand in der Kreistagssitzung vom 18. 6. 1981 nicht mehr mit einem Baubeginn vor Ende 1982 gerechnet werden.

Ministerpräsident Werner Zeyer hatte am 9. Juli 1979, nach dem Tode seines Vorgängers Dr. Röder, dessen Nachfolge angetreten. Es versteht sich von selbst, daß die Neubaumaßnahme des Krankenhauses in St. Wendel im Rahmen der finanziellen Möglichkeiten des Landes von Ministerpräsident Zeyer als ehemaligem Landrat dieses Kreises, dessen Bürger er geblieben war, unterstützt wurde. Da eine Erhöhung der jährlichen Fördermittel des Bundes nicht erwartet werden konnte, zeichnete sich immer mehr ab, daß eine Ausfinanzierung des Krankenhausneubaues in St. Wendel und der übrigen Krankenhausbaumaßnahmen im Lande in absehbarer Zeit nur mit einem wesentlich erhöhten Einsatz kommunaler Mittel möglich war.

Dieser Vorstellung konnte Anfang der 80er Jahre politisch näher getreten werden, als nach der Fertigstellung einer Vielzahl kommunaler Hochbaumaßnahmen, und zwar von Schulen, Kultur-, Sport-, Mehrzweck-, Schwimm- und Friedhofshallen eine gewisse Sättigung im investiven Bereich eingetreten war und die Gemeinden wegen der hohen Unterhaltungslasten weitere Investitionsmaßnahmen zurückstellen mußten. Ende 1980 wurde unter Berücksichtigung dieser Entwicklung auf politischer Ebene Einigung darüber erreicht, daß Mittel des Investitionsstocks nach einer entsprechenden Änderung des Kommunalfinanzausgleichsgesetzes gezielt zur Ausfinanzierung des von der Landesregierung Ende 1981 verabschiedeten Krankenhausfinanzierungsprogrammes verwandt werden sollten. Den Finanzierungsrahmen der geplanten Neu- und Umbaumaßnahmen bezifferte Frau Minister Dr. Scheurlen in einem Pressegespräch am 21. 1. 1982 auf rd. 200 Mio. DM. Die Finanzierung dieser Mittel wurde endgültig erst durch die Verabschiedung der Neufassung des Kommunalfinanzausgleichsgesetzes vom 12. Juli 1983 sichergestellt. Nach § 15 Abs. 3 KFAG werden aus dem Investitionsstock nunmehr jährlich 11 Mio. DM zur Finanzierung der förderungsfähigen Investitionen von Krankenhäusern in kommunaler und sonstiger Trägerschaft bereitgestellt, wobei die 1/3-Beteiligung der Gemeinden an der Krankenhausfinanzierung neben Bund und Ländern in dem bisherigen Umfang unberührt bleibt.

Das Ausbleiben des seit langem in Aussicht gestellten Finanzierungsbescheides für den Ersatzneubau des Marienkrankenhauses veranlaßte den Kreistag noch in seiner Sitzung vom 1. 12. 1981 auf Antrag der SPD-Fraktion einstimmig folgende Resolution zu verfassen:

»Der Kreistag St. Wendel fordert den Landtag und die saarländische Regierung auf, im Rahmen des Haushaltsplanes 1982 die Mittel für den Baubeginn und für die Gesamtfinanzierung in den folgenden Jahren sicherzustellen.« Die CDU-Fraktion ergänzte die Forderung, daß die Ausführungsplanung in den 1:50er Plänen umgehend vorgelegt werden müsse.

Im Zeitpunkt der Verabschiedung der Resolution war das Krankenhausfinanzierungsprogramm bereits soweit erstellt, daß es in der Kabinettsitzung am 8. 12. 1981 vom Ministerrat verabschiedet werden konnte. Das Krankenhausfinanzierungsprogramm sah den Ersatzneubau des Marienkrankenhauses mit 240 Betten und dessen Aufnahme in den Krankenhausbedarfsplan endgültig vor. Frau Minister Dr. Scheurlen konnte sodann in einer kleinen





Hauptzufahrt

DRK-Rettungswache



Feierstunde am 23. 2. 1982 im Marienkrankenhaus St. Wendel im Beisein der Geschäftsführer der Marienhaus GmbH sowie Landrat Dr. Marner und der übrigen Vertreter in der Gesellschafterversammlung den Grundsatzbescheid vom 27. 1. 1982 über die Finanzierung des Ersatzneubaus überreichen. Dieser Bescheid stellt fest, daß der Ersatzneubau förderungsfähig sei, da das Marienkrankenhaus in den Krankenhausbedarfsplan aufgenommen sei.

Der Ersatzneubau wurde mit 240 Betten in die öffentliche Förderung mit höchstens 275.000, – DM für die Errichtung und Einrichtung je Bett einbezogen. Die Förderung belief sich somit auf bis zum Betrag von 66 Mio. DM. Indexbedingte Baupreissteigerungen werden auf der Basis des Vergleichsmonats August 1981 anerkannt. Der Finanzierungsbescheid erhält den Hinweis, daß die Investitionsförderung des Ersatzneubaus für das Marienkrankenhaus St. Wendel durch zusätzliche Mittel des Landes und der Gemeinden ermöglicht wird. Hierauf hat der Krankenhausträger in geeigneter Weise hinzuweisen.

Frau Minister Dr. Scheurlen ging bei der Bescheidübergabe kurz auf den zehnjährigen »Kampf« um den Krankenhausneubau ein und hob den beharrlichen Einsatz der beiden Ministerpräsidenten Dr. Röder und Zeyer sowie den Politikern aus dem Kreis für das große Ziel hervor. Auch Landrat Dr. Marner und Fraktionssprecher Robert Wagner erinnerten an den Berg von Schwierigkeiten, der aus dem Wege zu räumen war und an das große Engagement der Politiker des Kreises, bis dieser große Tag für den Kreis St. Wendel kommen konnte.

Mit der Aushändigung des Zuschußbescheides waren aber noch lange nicht alle Hürden für den Baubeginn genommen. In zahlreichen Besprechungen zwischen Vertretern der Bau- und Finanzierungsgesellschaft und den zuständigen Mitarbeitern des Gesundheitsministeriums mußten die vorliegenden Planungsentwürfe insbesondere daraufhin überprüft werden, ob die Bau- und Einrichtungskosten mit dem vorgegebenen Mittelansatz von 66 Mio. DM auch finanzierbar sind. Eine Reihe von Einsparungen, so der Wegfall des geplanten Tagescafés und von Einkaufskiosken im Eingangsbereich mußten vorgenommen werden, um dieses Ziel zu erreichen. Auch seitens der Allgemeinen Ortskrankenkasse für das Saarland wurde eine eingehende Überprüfung der Pläne zur Einsparung vermeidbarer Betriebskosten vorgenommen. Außerdem mußte mit dem Bundesinnenministerium die Planung und Finanzierung für einen Zivilschutzbau abgestimmt werden. Die Hanglage des Baugrundstückes am Hirschberg begünstigte im Kellerbereich des Neubaus den Bau eines Krankenhausschutzraumes mit insgesamt 400 Schutzplätzen, davon 240 für Patienten und 160 für das Pflegepersonal. Die Kosten dieses Schutzraumes in Höhe von insgesamt 1,56 Mio. DM werden vom Innenminister des Saarlandes mit 590.000, – DM und vom Bundesminister des Innern mit 500.000, – DM bezuschußt. Die nicht durch Zuschüsse gedeckten Kosten trägt der Landkreis St. Wendel.

Auch seitens der Stadt St. Wendel waren noch eine Reihe von Fragen vorzuklären bis ein Termin für den Spatenstich des Neubaus ins Auge gefaßt werden konnte. Das Baugrundstück auf dem Hirschberg war Teil eines bereits seit 1973 durch rechtskräftigen Bebauungsplan ausgewiesenen 8,19 ha großen Industrie- und Gewerbegebietes. Die Industrie- und Handelskammer des Saarlandes widersetzte sich energisch der Umwidmung dieser Fläche, bis die Stadt im Gewerbegebiet »An der Concordia« ca. 7 ha und im »Gewerbegebiet West« 2,9 ha zusätzliche Gewerbeflächen ersatzweise nachweisen konnte.

Am 2. 6. 1982 beschloß der Stadtrat einstimmig die Umwidmung der Industriefläche Hirschberg in ein Sonder- und Wohngebiet durch eine entsprechende Satzungsänderung des Bebauungsplanes. Im Rahmen des Genehmigungsverfahrens der Satzungsänderung wurden seitens der Landesplanung bezüglich der Änderung als Wohngebiet Bedenken wegen einer



Besucherandrang bei dem »Tag der offenen Tür« am 24. April 1988



»Splittersiedlung« vorgetragen. Erst anlässlich einer Ortsbesichtigung durch Umweltminister Günter Schacht am 20. 5. 1983 konnten diese Bedenken ausgeräumt werden. Damit war die Bebauung des Sondergebietes mit dem Neubau des Krankenhauses und der Tagesstätte für das geistig behinderte Kind sowie des angrenzenden Wohngebietes mit ca. 125 Wohneinheiten gesichert.

Auch die Finanzierung der Erschließungsmaßnahmen des Gebäudes auf dem Hirschberg bereitete der Stadt Probleme, da die Planung der Fläche mit ERP-Darlehnsmitteln durchgeführt war, und die zwischenzeitlich fertiggestellte Industrieerschließungsstraße, die eine vorteilhafte Verbesserung der Verkehrserschließung brachte, zu 80 % mit Mitteln der Gemeinschaftsaufgabe »Förderung der regionalen Wirtschaftsstruktur« gefördert war. Es bedurfte langwieriger Verhandlungen, bis der Wirtschaftsminister in Ansehung der Bedeutung dieser Erschließungsmaßnahmen trotz Umwidmung der Fläche für die Wirtschaftsstruktur der Stadt auf die Rückforderung der Zuschußmittel verzichtete. Letztendlich mußte seitens der Stadt vor Baubeginn auch die Erschließung des Baugrundstückes mit Wasser, Gas und Elektrizität sichergestellt werden.

Nach Vermessung des Baugrundstückes durch das Büro des Dipl.-Ing. Georg Dillinger, St. Wendel, und einer Vielzahl von Verhandlungen zwischen Landkreis und der Stadt St. Wendel sowie der Marienhaus GmbH konnte am Dienstag, dem 14. 6. 1983, im Beisein von Landrat Dr. Marner, Bürgermeister Klaus Bouillon, den Geschäftsführern der Marienhaus GmbH, Schwester Gisberta und Werner Böhmer sowie Kreisverwaltungsdirektor Josef Mailänder vor Notar Gerhard Leibrock der Kaufvertrag über das Baugrundstück im Landratsamt beurkundet werden.

Kreistag und Stadtrat St. Wendel hatten in vorangegangenen Sitzungen dem Vertragsentwurf zugestimmt. Der Kaufpreis für die Fläche von 4,86 ha wurde mit 1 DM pro m<sup>2</sup> zuzüglich 4 DM pro m<sup>2</sup> Erschließungskosten zugestimmt, also insgesamt mit 5 DM pro m<sup>2</sup> vereinbart. Mit dieser Vertragsbeurkundung war der Standort für den Neubau des Krankenhauses »Am Hirschberg« endgültig gesichert. Dieser Standort hat den großen Vorzug, daß er über die B 41 aus der zentralen Verkehrsader im Landkreis St. Wendel und die neue Erschließungsstraße aus allen Bereichen des Kreises anbau- und kreuzungsfrei erreicht werden kann. Mit dem Standort »im Grünen« und der damit gesicherten ruhigen Lage sollte auch die Attraktivität des neuen Krankenhauses in St. Wendel verbessert werden.

Landrat Dr. Marner konnte beim Beurkundungstermin endlich bekanntgeben, daß im Einvernehmen mit dem Minister für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung, Frau Dr. Scheurlen, der erste Spatenstich am 12. September 1983, 16 Uhr, festgesetzt sei: »Was lange währt, wird endlich gut«, meinte Ministerpräsident Zeyer, als er zum vorgenannten Termin gemeinsam mit Frau Minister Scheurlen im Beisein der Vertreter der Bau- und Finanzierungsgesellschaft und zahlreicher Ehrengäste aus Stadt, Kreis und Land den ersten Spatenstich vollzog.

Nach rund 4 1/2jähriger Bauzeit konnte am 6. Mai 1988 der Umzug vom Altbau in den Neubau des Marienkrankenhauses auf dem Hirschberg stattfinden. Im Neubau sind neben den entsprechenden Fachabteilungen je 88 Betten für Innere Medizin und Chirurgie, 42 Betten für Gynäkologie, je 7 Belegbetten für HNO und Urologie und 8 Betten für Intensivkrankenpflege untergebracht. Die zuschufähigen Bau- und Einrichtungskosten belaufen sich unter Berücksichtigung der Indexsteigerungen auf ca. 72 Mio. DM. In diesem Betrag sind ca. 8,4 Mio. DM für medizinische und ca. 5 Mio. DM für sonstige Einrichtungen enthalten.

Das von der Marienhaus GmbH mit Eigenmitteln der Gesellschaft neben dem Krankenhaus errichtete Schwesternwohnheim mit 24 Plätzen konnte am 9. Mai und die im gleichen Gebäude befindliche Krankenpflegeschule am 2. Mai 1988 in Betrieb genommen werden.

Mit dem Bau und der Übernahme des Betriebes des neuen Marienkrankenhauses, des Schwesternwohnheimes und der Krankenpflegeschule haben die Franziskanerinnen von Waldbreitbach in ununterbrochener Anbindung an ihre über 100jährige Tradition in St. Wendel ihre Bereitschaft bekundet und gefestigt, ihr Engagement zum Nutzen und Segen der Kreisbevölkerung zeitlich unbegrenzt auch ins kommende Jahrhundert fortzuführen.

Quellennachweis:  
Archiv des Landkreises

